This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

43. 973.

Denkwürdigkeiten

des

eignen Lebens.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1843.

Denkwürdigkeiten

und

Vermiſchte Schriften.

Von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Zweite Auflage.

Dritter Band:

Denkwürdigkeiten des eignen Lebens.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1843.

Inhalt.

	Seite
Kriegszüge von 1813 und 1814	1
Paris. 1814	161
Der Wiener Kongreß. 1814. 1815	229
Baden-Baden. Brüſſel. Berlin. 1817	354

Kriegszüge von 1813 und 1814.

Ich glaube weder Unnützes noch Unwillkommenes zu thun, wenn ich die ferneren Kriegsereigniſſe, denen ich als Augenzeuge beigeſellt geweſen, mit treuer Wahrheit und freiem Urtheil zu ſchildern verſuche. Denn war auch dieſe Kriegsbahn nicht die eines der Hauptheere, noch ſelbſt eines großen Heertheils, ſondern nur einer mäßigen Truppenzahl, ſo darf ſie doch durch die Selbſtſtändigkeit des Anführers, und durch die Leiſtungen und Erfolge, welche von ihr ausgingen, an Wichtigkeit und Anreiz mit mancher höheren in gleiche Reihe treten. Sie gewährt eines der eigenthümlichen Bilder, aus denen das Geſammtbild dieſes ganzen Krieges ſich zuſammenſetzt, der auf unſrer Seite kaum als eine Einheit aufgefaßt werden kann. Aber noch eine andere Wahrnehmung kommt uns hier zu Statten!

Salluſtius ſagt, er habe bei Betrachtung der römiſchen Thaten und Schickſale oft überlegt, wodurch wohl am meiſten unter ſo großen Erſchütterungen und Gefahren der Staat erhalten und gerettet worden, und

er bekennt, die Kraft und Trefflichkeit weniger einzelnen Männer habe dies vollbracht. Auch die deutsche Geschichte hat solche Zeiten, welche ganz durch das Dasein einzelner Helden getragen werden, so die Zeiten Friedrich Wilhelm's des großen Kurfürsten, so die Friedrich's des Großen. Aber völlig das Gegentheil von solcher Erscheinung zeigt sich in dem letzten Befreiungskriege, wo der Ruhm der Ereignisse, durch welche die deutsche Sache in so hartem und gefahrvollem Ringen glücklich emporgehalten worden, kein einzelnes Haupt findet, auf welches er in ganzer Fülle sich niedersenken könnte. Viele haben Theil an ihm, edle Fürsten, tapfre Feldherren, einsichtsvolle Staatsmänner, doch eben deßhalb nennt er sich nach keinen ausschließlich, sondern schwebt als namenloses Eigenthum in hoher Gemeinschaft über der ganzen Nation.

Bei dieser Eigenthümlichkeit des vergangenen Krieges, daß der Trieb und die Macht des Ganzen nicht bloß in einem großen Hauptquartier zusammengedrängt, sondern mit dem geistigen Gehalte der Zeit in den ganzen Umfang der Bewegung ausgebreitet erscheint, und fast in jedem Bestandtheile gleichartig sich wiederfindet, bei dieser Eigenthümlichkeit darf die abgesonderte Erzählung einer einzelnen Reihe von Kriegsereignissen, auch selbstständiger auftreten, als dies der Fall wäre, wenn wir aus den Feldzügen Cäsar's, Friedrich's oder Napoleon's eine solche Nebenreihe darzustellen hätten; in den letztern ist die Person des Oberfeldherrn die feste Mitte alles Wichtigen und Bedeutenden, und jede Besonderheit nur eine Ausstrahlung von dort; hier umgekehrt strömen die Strahlen aus dem Umkreise zu

einer ſolchen Mitte zuſammen, zu der ſogar auch Blücher und Schwarzenberg nur ihren Beitrag geben. Und wo es einmal nur Beiträge gilt, da darf auch der, welchen die nachfolgenden Blätter ſchildern, ſich den namhaften anſchließen.

Der Fall Hamburgs machte den erſchütternden Beſchluß einer Reihe von Kriegsereigniſſen, welche der freudigen Zuverſicht, die ſie anfangs erweckt hatten, im Fortgange nicht entſprachen, ſondern die vaterländiſchen Hoffnungen bald wieder zu bangen Zweifeln herabſtimmten. Die Schlachten von Groß-Görſchen und Bautzen, die Gefechte bei Magdeburg, Halle und Haynau, hatten das verbündete Heer mit friſchem blutigen Lorbeer bereichert, aber doch wieder zurückgeführt zu den Ufern der Oder, von woher die Schaaren erſt kürzlich gegen den ſchon fernen Feind ausgezogen waren, der jetzt mit angeſtrengter Raſchheit wieder nah, und gleich in Schleſien wieder eingedrungen war. Die Schlachten ſelbſt waren für den Feind kaum Siege zu nennen, aber in ſeinen Händen ſah man erſtaunt alle Früchte des Sieges, eingenommene Länder, bezwungene Völker, beſtärkte und neue Bundesgenoſſen. Das ruſſiſche Heer mußte beſorglich gewahr werden, welch neue Wechſelfälle ſo fern von der Heimath ihm zu beſtehen waren; die preußiſchen Truppen konnten die im Rücken liegenden Landesſtrecken ermeſſen, welche faſt ſicher der Schauplatz, aber nur ungewiß die Mittel des weiteren Krieges darboten. Die Schweden harrten, an die Küſten der Oſtſee zurückgezogen, auf

den Abſchluß der zum Theil ſchwierigen Bedingungen, unter denen ſie dem Bunde gegen Napoleon beitraten; ihre Hülfe ſchien überdies für jetzt durch den neuen Feind aufgewogen, den grade ſie am meiſten uns in den Dänen erweckt hatten. Oeſterreich rüſtete, aber ſein Beitritt zu dem Bunde war noch keineswegs erklärt, und die ſchwebende Ungewißheit erregte Unruhe und Sorgen. Der Feind, wieder im Beſitz von Sachſen und einem Theile Schleſiens, bot in aller ſeiner Macht unterworfenen Ländern die gewaltigſten Anſtrengungen auf, und ſeine Heere wuchſen täglich an Zahl und Vertrauen. Mißlich und gefahrvoll ſtand die zuſammengeſetzte Befehlsmacht der Verbündeten dem kriegeriſchen Alleingebieten des furchtbarſten Schlachtengewinners gegenüber, dem das Glück wieder zu lächeln ſchien. Eine dumpfe Verzweiflung war über das nördliche Deutſchland ausgebreitet; das Verhängniß ſchien die Anſtrengungen und das Flehen der Bedrängten zu verwerfen, und den franzöſiſchen Kaiſer nach kurzem Zürnen wieder als geliebten Sohn aufzunehmen; mit dem Fall von Hamburg wurde der letzte Aufflug der beſtürzten Hoffnungen gefeſſelt.

Aber dennoch waren Muth und Kühnheit in den Kriegern nicht ermattet, ſondern lebten hoffnungslos faſt um ſo ſtolzer fort, und in unſern Reihen wünſchte jeder nur die Fortſetzung des Krieges, und wollte ihn lieber an die Ufer der Düna zurückgeworfen, als hier an der Elbe durch kläglichen Frieden geendet ſehen. In dieſem Sinne bereitete ſich alles zu hartnäckigen, erbitterten Kämpfen.

Tettenborn hatte in der Behauptung Hamburgs

das Aeußerſte geleiſtet; er hatte Streitkräfte geſchaffen, erborgt, erzwungen, gegen die auf dieſem Punkte zuſammengehäuften Schwierigkeiten unabläſſig und oft mit wunderbarem Erfolg angekämpft, und erſt am Rande des Unterganges die ihm anvertraute Schaar ohne Verluſt wieder zurückgeführt; nur Unkundige mochten die Zumuthung längerer Vertheidigung gegen ihn aufſtellen, die Männer vom Kriegeshandwerk hatten jede militairiſche Obliegenheit dazu ſchon längſt verneint. Der Kaiſer Alexander ſandte ihm zur Anerkennung ſeiner verdienſtvollen Ausdauer den St. Annenorden erſter Klaſſe mit den ſchmeichelhafteſten Ermunterungen. Der beſte Troſt lag in dem Gedanken an neue Kämpfe und Unternehmungen, zu denen Tettenborn, jetzt nicht mehr hinter Wällen und Gräben eingeengt, ſondern mit ſeiner Reiterei wieder im freien Felde, und ſeinem eigentlichen Elemente zurückgegeben, ſich entſchloſſen anſchickte.

Er hatte in den nächſten Tagen nach der Räumung Hamburgs ſeine Truppen bei Lauenburg zuſammengezogen, und ſeine Vorpoſten gegen Bergedorf und die Gränze von Holſtein vorgedrängt. In Boitzenburg ſtanden die wenig zahlreichen Truppen Wallmoden's. Der Feind hatte eine große Ueberlegenheit an Mannſchaft und Geſchütz, denn obwohl die Angaben in der wieder franzöſiſchen hamburgiſchen Zeitung die Anzahl der eingerückten Franzoſen prahleriſch übertrieben, ſo befanden ſich doch in Hamburg, nach ſichern Nachrichten, die uns von dorther nie fehlten, wenigſtens 10,000 Mann, gewiß das Vierfache der Unſrigen, und was in dieſen der entſchloſſene Eifer, das konnte in jenen für den Augenblick der Uebermuth des gelunge-

nen Erfolgs wirken. Die Beihülfe der Dänen vermehrte die Zahl des Feindes ins Unbeſtimmte, und verlieh ihm zugleich Reiterei, an der es ihm bis dahin gefehlt hatte. Wir ſahen in der That auch alsbald däniſche Huſaren gegen uns erſcheinen, und mit den Koſaken und hanſeatiſchen Reitern plänkeln, und obwohl die däniſchen Truppen überhaupt nur mit Widerwillen ſich den franzöſiſchen verbündet ſahen, ſo machte doch das, nach alter Erfahrung, in dem ſtrengen Gange kriegeriſcher Verhältniſſe keinen Unterſchied, und die Dänen fochten gegen uns wie die Franzoſen, denen untergeordnet zu ſein ſie ſich bald gewöhnten. Hätte Tettenborn bloß den Eingebungen des Augenblicks folgen wollen, ſo würde ihm, nachdem die Dänen ſich ſo raſch in Feinde verwandelt hatten, völlig frei geſtanden haben, mit aller Reiterei ſogleich in Holſtein einzufallen, das Land zu überſchwemmen, die Truppen zu zerſtreuen oder zu entwaffnen; wie leicht jenes Einbrechen geſchehen konnte, hat das Gelingen des ſpätern, viel ſchwierigern Verſuchs gezeigt. Allein er wollte die höhern Entſcheidungen abwarten, die erſt den Geſichtspunkt aufſtellen mußten, aus welchem das neue Verhältniß der Dänen zu behandeln ſei. Dieſes verzögernde Abwarten, und die Hoffnung, daß die Schweden jetzt in jedem Fall lebhafter den Krieg betreiben würden, in welchem ſie ihre eigentlichſten Feinde nicht länger als Gegner vermiſſen ſollten, erhöhte die Spannung nach dieſer Seite außerordentlich.

Die Franzoſen hatten kaum einige Tage damit zugebracht, ſich in dem unglücklichen Hamburg feſtzuſetzen und ihre vorhabenden Zerſtörungen zu begin-

nen, als sie auch ernstere Versuche machten, in das Lauenburgische einzudringen, durch dessen Besetzung wir nach ihrem Sinne noch in Frankreich waren. Tettenborn sah die Unmöglichkeit, dem Vorrücken zahlreichen Fußvolks auf die Dauer mit Vortheil zu widerstehen, da die Einengung dieses Landstrichs zwischen der Ostsee und dem Elbstrom nicht erlaubte, den Feind mit der Reiterei, durch rasche Angriffe auf seine Flanken und kühne Einfälle in seinen Rücken, zu ängstigen und aufzuhalten, die einzige Art dieses gegen eine Uebermacht, der man von vorn nicht gewachsen war, möglich zu machen. Auf der andern Seite konnte man berechnen, daß der Feind, dessen Hauptmacht sich noch nicht unbedingt von Hamburg entfernen konnte, nicht weiter als bis in den Anfang Mecklenburgs streifen würde, wo er zu der natürlichen Hemmung, welche die Gefahr größerer Entfernung ihm auferlegte, überdies noch an der Elbe auf die Truppen Wallmoden's, und längs der Ostsee auf die Schweden treffen mußte, von welchen, obgleich sie bis jetzt nicht vorgingen, doch nicht zu erwarten war, daß sie sich ohne Gefecht noch weiter zurückziehen würden. Es schien daher das Beste, diese Gegend ganz aufzugeben, und die Truppen, die hier in erfolgloser Vertheidigung unnütz würden, anderwärts nützlicher zu verwenden. Den Spielraum, den das rechte Elbufer versagte, bot das linke desto herrlicher dar, und der nicht rastende Unternehmungsgeist Tettenborn's nahm sogleich dorthin sein Augenmerk, um in das Hannöversche und Braunschweigische einzufallen, durch kühne Streifzüge gegen die Weser und den Harz den Feind zu beunruhigen, und, zu rascher

Wendung bereit, deſſen Stellung an der Oberelbe und Niederelbe im Rücken gleicherweiſe zu bedrohen.

Bevor jedoch dieſer Zug unternommen werden konnte, wurden wir plötzlich durch die Ankunft eines franzöſiſchen Offiziers überraſcht, der in Begleitung eines ruſſiſchen aus dem großen Hauptquartier kam, um auf der ganzen Linie die Feindſeligkeiten, zufolge eines geſchloſſenen Waffenſtillſtandes, einzuſtellen; er traf in dem Augenblicke ein, als die Franzoſen von mehreren Seiten gleichzeitig zu einem ernſthaften Angriff auf unſre Vorpoſten anrückten. Hatte die nachtheilige Wendung der Ereigniſſe die Gemüther tief betrübt, aber nicht den Kriegsmuth erſchüttert, der den Sieg, wenn er ſonſt nirgends zu finden wäre, im Tode aufzuſuchen bereit war, ſo erfüllte dagegen die Nachricht des Waffenſtillſtandes auch die Muthigſten mit Beſtürzung, und wurde gleich der Nachricht einer Niederlage angenommen, gegen welche alles Unglück im Felde nur gering erſchien. Lieber geſchlagen werden, als zu fechten aufhören, war die Geſinnung aller Krieger. Die Bedingungen ſchienen im Ganzen vortheilhaft genug, doch in Rückſicht auf Hamburg konnten ſie nur auf's neue den unſeligen Schmerz aufreizen, den der Verluſt dieſer beſten deutſchen Stadt uns tief eingedrückt hatte. Breslau zu räumen, hatten die Franzoſen eingewilligt; für Hamburg wäre die gleiche Bedingung möglich geweſen, allein weder Freund noch Feind wußte bei den Hauptheeren ſchon deſſen Fall; die geringſte Kunde hinwieder, welche uns von dem geworden wäre, was dort verhandelt wurde, hätten dieſen Fall verhüten können, denn die Stadt wäre bei der Ausſicht, daß

der Waffenstillstand nach acht Tagen die erschöpften Kräfte ablösen würde, eine so kurze Zwischenzeit hindurch gegen alle Uebermacht noch zu behaupten gewesen, und hart an der Grenze der Verderbens gerettet worden. Damit dieser Schmerz noch erhöht würde, mußte auch erst in Lauenburg ein Schreiben des russischen Staatssekretairs Grafen von Nesselrode eintreffen, welches voraussetzte, Tettenborn sei noch in Hamburg, und ihn benachrichtigte, der Kaiser wünsche die Stadt um jeden Preis gerettet, und solle daher der General Graf von Wallmoden nöthigenfalls sein gesammtes Fußvolk hineinwerfen, bei der dringenden Eile aber habe er diese Zeilen selbst, nach dem Willen des Kaisers, als den Befehl dazu anzusehen. Eines oder das andere, dieses Schreiben, oder jene Nachricht von den Waffenstillstande um einige Tage früher, und Hamburg war in der That gerettet, und blieb in ruhmvollem Stolze fortan unser, denn der Waffenstillstand hätte hier alles geliefert, dessen man bedurfte, Zeit zur Befestigung der Stadt, zur Uebung der Truppen und Bürger, zur Anschaffung von Pulver, zur Ankunft angemessener Verstärkung, zur Entscheidung der dänischen und schwedischen Verhältnisse.

Zufolge gegenseitiger Uebereinkunft wurde die russische Waffenstillstandslinie von dem Ausflusse der Trave vorwärts Ratzeburg, Mölln und Lauenburg an die Elbe gezogen, die französische lief vor Lübeck und Bergedorf hin, die zwischen beiden Linien eingeschlossene Strecke wurde für neutral erklärt, und sollte von beiden Theilen unbesetzt bleiben. Die Neigung der Franzosen zur gewaltsamen Anmaßung und zur Uebertretung der

Verträge, so oft nur, nicht einmal immer ihr Vortheil, sondern bloße Laune aus Gewohnheit sie dazu anreizte, blieb während aller wechselnden Zustände des Krieges immer dieselbe, und auch hier wurden sie nicht müde das neutrale Gebiet zu betreten und auszubeuten, und sich über Verletzungen von unsrer Seite zu beschweren, so wenig auch jemals Anlaß dazu war. Tettenborn beantwortete ihre Beschwerden mit verachtendem Schweigen, und ließ ihre thatsächlichen Eingriffe durch den seine Vorposten befehligenden General Denisoff kräftig zurückweisen. Er selbst nahm sein Hauptquartier in Boitzenburg.

Während dieses langen und verlängerten Waffenstillstandes entwickelten und gestalteten sich die Kräfte der Verbündeten in außerordentlichen Anstrengungen zu großem Umfang und innerer Stärke, denen selbst Napoleon mit seiner ungeheuern Thätigkeit in den schon völlig auf den Krieg berechneten Verwaltungsmitteln seines großen Reichs, wie die Folge gezeigt, nicht gleiche entgegenzusetzen vermocht hat. Allein die zerstreuten Zurüstungen der Verbündeten ließen sich, besonders im Anfange, nicht gleich so tröstlich übersehen und ermessen, und man durchlebte in großer Besorgniß diese Waffenruhe, die man von dem Feinde besser, als von uns selbst benutzt zu sehen fürchtete, und die, neben der Aüssicht eines zweifelhaften Kriegs, auch die Möglichkeit eines schlechten Friedens durch fortdauernde Unterhandlungen festgebannt hielt. Ja die besten Hoffnungen derjenigen, welche der Beharrlichkeit der Fürsten und dem Eifer der Völker alles zutrauten, wurden durch das Bängliche und Schwankende, dem

jeder Bündnißkrieg ausgesetzt ist, oft gelähmt und zweifelhaft.

Die preußischen Rüstungen gaben das Beispiel einmüthiger Stärke und heldenmüthiger Anstrengung, wie sie seit dem Anfange des französischen Freiheitskrieges nicht waren gesehen worden; die Zahl der Bewaffneten wurde zu einer Höhe gebracht, auf der sie nur durch die weisesten Maßregeln der Regierung und die allseitige Hingebung des Volks erhalten werden konnte; die Zweckmäßigkeit der Anordnungen und die Fülle der Leistungen gaben den preußischen Rüstungen in tiefer Stille einen so sichern und reichen Erfolg, daß man bald mit Staunen Größeres geschaffen fand, als man hatte bereiten sehen. Der Anmarsch russischer Verstärkungen dauerte unaufhörlich fort: darunter fand sich auch die russisch-deutsche Legion, die nach der Niederelbe bestimmt war. Die Schweden machten nun wirklich einen Theil unsrer Streitmacht aus, da der Kronprinz von Schweden den Oberbefehl eines zusammengesetzten Bundesheers, in welchem Wallmoden's Truppen einen Heertheil, und in diesem die Truppen Tettenborn's eine besondere Schaar bildeten. Englische Truppen landeten an der mecklenburgischen Küste. In Mecklenburg selbst wurde die Einrichtung einer Landwehr und eines Landsturms, nach dem Muster der preußischen mehr betrieben als ausgeführt, der geringe Umfang des Landes, die Ungewohntheit kriegerischer Anstalten, und selbst die Störungen durch die Anwesenheit so vieler fremden Truppen, ließen den wiederholt gegebenen Befehl des Kronprinzen von Schweden wenig wirksam werden; bessern Fortgang hatte die

Errichtung und Vermehrung des eigentlichen Militairs, dem es ſpäterhin nicht an Gelegenheit fehlte, ſich auszuzeichnen. Ueber Oeſterreich und den Gang der angeknüpften Verhandlungen lag noch ein Dunkel ausgebreitet, welches vertrauenvolle Zuverſicht jedoch bald hell und heller eröffnet zu ſehen hoffte.

Der Kronprinz von Schweden, deſſen Nichttheilnahme an dem Kriege Napoleon's gegen Rußland ſich um die Ruſſen das größte Verdienſt erworben hatte, ſollte nun, zur Theilnahme an dem Kriege gegen Napoleon übergehend, ſich daſſelbe mit größerm Dank von den übrigen Völkern erwerben. Für die Verzichtung auf die Wiedererlangung des unverſchmerzten Finnlands war den Schweden von England und Rußland der künftige Beſitz Norwegens zugeſichert, eine Zuſicherung, welcher nun auch Preußen beizutreten veranlaßt war. Wenn die Staatskunſt hier ſich zu Maßregeln gedrungen fühlte, die einen Fürſten ſeines rechtmäßigen Beſitzes willkürlich berauben ſollte, ſo kann man zur Entſchuldigung anführen, daß der däniſche Hof ſchon ein Jahr vorher gewarnt und benachrichtigt worden war, zu welchen Bedingungen ſich Rußland, wenn Dänemark fortführe dem franzöſiſchen Bündniß treu zu bleiben, gegen Schweden verpflichten müſſe, weil Rußland bei dem bevorſtehenden gewaltigen Kampfe nicht beider nordiſchen Mächte zugleich unverſichert bleiben könne. Das däniſche Kabinet ſchien auch in der That, nach dem Untergange des großen franzöſiſchen Heeres in Rußland, ſich den Ruſſen und Preußen in dem Maße nähern zu wollen, als das Glück ſich von den Franzoſen entfernte. In der Hoffnung, wegen

Norwegen eine gütliche Ausgleichung treffen zu können, und Dänen und Schweden gemeinſchaftlich der guten Sache zuzuführen, hatte der Kaiſer von Rußland die däniſchen Annährungen wohlwollend aufgenommen, und die preußiſche Regierung fand unter dieſen Umſtänden den Abſchluß mit Schweden nicht zu übereilen. Allein der Kronprinz von Schweden fand hierin einen bedenklichen Anſchein, der ihm deſto unangenehmer war, als eine große ſchwediſche Parthei nur ungern die Beziehungen zu Frankreich aufgegeben ſah, und ſich zu einem Mißtrauen berechtigt glaubte, das erſt durch den Erfolg widerlegt werden ſollte. Die Blüthe der ſchwediſchen Kriegsmacht war nach einer ſtürmiſchen Ueberfahrt in Pommern gelandet, zu einem Kriege beſtimmt, in welchem Schweden nur auf Koſten Dänemarks gewinnen konnte; die Ausſicht, durch das geringſte Verſehen jene, für Schweden nicht wie für andere Länder erſetzliche, Schutzwehr des Landes verlieren zu können, ohne Norwegen zu gewinnen, forderte zu einer Sorgfalt auf, die allerdings verbot ſich in raſche Thätigkeit vorſchnell einzulaſſen. Die Truppen, welche ſchon auf dem Meere gelitten hatten, beiſammen zu halten und das Weitere abzuwarten, ſchien unerläßlich, wenn nicht Schwedens eigne Sicherheit gegen Dänemark auf's Spiel geſetzt werden ſollte. Der Kronprinz ſtand in doppelter Eigenſchaft da, als ſchwediſcher Thronfolger und als Feldherr; als jener ſah er ſich wegen des Vortheils ſeines Landes wenig beruhigt, als dieſer ſeinen Erwartungen wegen des Bundesheeres, deſſen Oberbefehl ihm zugeſagt war, nicht entſprochen. Schweden ſah ſich aller ſeiner Hoffnungen beraubt, ſeine ganze

Bedeutung in dieſem Kriege verloren, wenn nicht Dänemark der Feind der Verbündeten blieb, ſondern mit dieſen und alſo auch mit Schweden in friedliche Verhältniſſe trat. Das Benehmen der Dänen, welche Hamburg hatten fallen laſſen, und dadurch allgemeinen Haß auf ſich zogen, kam den Wünſchen der Schweden nur allzugünſtig entgegen, und wurde von ihnen eifrig benutzt.

Aber auch die Schweden hatten Hamburg retten können, und es im Gegentheil verlaſſen, und mußten dieſerhalb harte Beſchuldigungen erleiden. Dieſe wurden am ſtärkſten laut, als man das harte Geſchick des Generals Döbbeln erfuhr, welcher auf den Hülferuf Tettenborn's in der größten Noth drei ſchwediſche Bataillons nach Hamburg hatte vorrücken laſſen, ohne durch höhere Befehle dazu ermächtigt zu ſein. Er war von der Befehlführung abgerufen und vor ein Kriegsgericht geſtellt worden; während des Waffenſtillſtandes kam nebſt andern zahlreichen Widerwärtigkeiten, zu denen die Ruhe Zeit gab, auch dieſe traurige Angelegenheit zum Spruche. Vergebens zeigte der General Döbbeln den ganzen Zuſammenhang der Verhältniſſe und das Dringende der Aufforderung, vergebens berief er ſich auf die edeln Triebfedern, die ihn auch diesmal beſtimmt hatten, wie ſchon früher, da er, gleichfalls ohne Befehl, zweimal das Vaterland zu retten geholfen, vergebens entblößte er ſeinen von Wunden zerſchmetterten Schädel, um zu zeigen, welches Haupt man zu verdammen in Begriffe ſei; er wurde zum Tode verurtheilt, und der entrüſtete Mann vernahm nur mit Unwillen, daß ihm das Leben geſchenkt und

er zu Festung begnadigt sei. Er hatte der Form nach unstreitig gefehlt; aber wer in seiner Stellung, — so urtheilten damals die tapfersten und höchsten Kriegsmänner, — der Aufforderung Tettenborn's im Stande gewesen wäre, nicht Folge zu leisten, der wäre vielleicht ein klügerer Soldat gewesen, als der General Döbbeln, aber kein größerer Ehrenmann.

Während im Rücken vielfache Beschäftigung auf eine ereignißvolle Zukunft deutete, kamen täglich traurige Boten aus Hamburg als lebendige Zeugen einer jammervollen Gegenwart an, mit welcher wir uns in so naher Berührung fühlten. Die Verhaftungen, Untersuchungen und Bedrückungen nahmen kein Ende, und die Franzosen zeigten unverhohlen, daß diesmal sogar die Gelderpressungen nicht bloß Geld, sondern eigentlich den Untergang der armen Stadt zum hauptsächlichsten Zwecke hatten. Die besten Männer des ganzen Gemeinwesens wurden geächtet; jeder Hamburger war durch einen oder den andern Artikel der grausamen Rachverfügungen Napoleon's der Willkür scheuslicher Schergen verfallen; die reichsten Leute konnten durch kein Geld, die ehrwürdigsten weder durch Amt noch Alter sich vor der Schanzarbeit schützen, zu der man sie gewaltsam hinzog, um sie dem schändlichsten Hohn und mißhandelndem Spott bloßzustellen. Wer konnte, wanderte aus; täglich erschienen Bürger, zum Theil mit Frauen und Kindern, die sich glücklich durchgeschlichen hatten, und begaben sich tiefer in das Meklenburgische, wo sich ein Häuflein hamburgischer Bürgergarden um Perthes und Metlerkamp zu versammeln anfing; ihre Klagen über den unerhörten Druck und

die ſchnöde Mißhandlung, über das gewaltſame Zerſtören der Häuſer, ihre Schilderung des Umhauens aller Bäume und des Verwüſtens der Gärten, gaben das traurigſte Bild eines öffentlichen Unglücks, das in jedem einzelnen Leiden die Oberhand hatte.

Die Unterhandlungen Oeſterreichs waren inzwiſchen dahin gediehen, daß ſeine Verbindung mit Frankreich immer loſer, die mit Rußland und Preußen immer feſter wurde, und endlich ſelbſt dem Feinde, der hier zum erſtenmale die unangenehme Wahrheit abſichtlich hinter Täuſchungen ſich ſelbſt verhehlen zu wollen ſchien, kein Zweifel mehr über den nahen Zeitpunkt bleiben konnte, der die öſterreichiſchen Heere den ruſſiſchen und preußiſchen geſellen würde.

In dieſer Vorausſetzung erhielten unſre Anſtalten zur Wiedereröffnung des Kriegs erneuerte Kraft und Zuverſicht, und die Bildung und Aufſtellung der Heere wurde in Gemäßheit des neuen Zuwachſes bedingt und angeordnet. Aus guten Gründen hatte man, um die Wahrnehmung abgeſonderter einzelner Rückſichten und Vortheile bei den verbündeten Heeren dem höheren Geſichtspunkt des allgemeinen Vortheils ſo viel als möglich unterzuordnen, die Truppen der verſchiedenen Heere vertheilt, deren kein einziges aus den Truppen bloß Eines Volkes beſtand. Am mannigfaltigſten war die Miſchung bei dem Nordheer unter den Befehlen des Kronprinzen von Schweden, welches aus Ruſſen, Preußen, Schweden, Engländern, Hanſeaten und andern deutſchen Kriegsvölkern zuſammengeſetzt war, und dies wieder am meiſten in dem Heertheile Wallmoden's, unter deſſen Befehl, nebſt den abgeſonderten Truppen

einzelner Länder, auch die zuſammengemiſchten von ganz Deutſchland in der ruſſiſch-deutſchen Legion ſich befanden. Ein ſolcher Körper war ohne Zweifel in dem Grade weniger beweglich und zuverläſſig, als ihm Feſtigkeit und innere Einheit fehlten. Auch Tettenborn, welcher von ruſſiſchen Truppen bei der neuen Vertheilung nur vier Koſakenregimenter behalten, und ſeine ruſſiſchen Dragoner, Huſaren, Jäger und Kanonen anders wohin abgegeben hatte, bekam ſtatt dieſer jetzt preußiſche Truppen, nämlich die geſammte Lützow'ſche Freiſchaar, welche aus allen Waffengattungen beſtand, und ein neuerrichtetes preußiſches Bataillon Jäger. Wallmoden hatte die ſchwierige Aufgabe, mit höchſt geringen und unzuverläſſigen Kräften das Vorrücken der Uebermacht des Marſchalls Davouſt, dem zugleich die däniſchen Hülfsvölker untergeordnet waren, mit möglichſter Anſtrengung aufzuhalten und zu lähmen. Tettenborn empfing die Beſtimmung, hiebei mit ſeinen Truppen dem Feind am nächſten zu ſein, und nach eigner Einſicht und Kühnheit zu verfahren.

Wir können nicht umhin bei dieſer Gelegenheit, da wir der Lützow'ſchen Freiſchaar erwähnt haben, einige Worte über dieſe mannigfach beurtheilte Truppe hier einzuſchalten. In der freien Geſinnung, welche die Rettung des Vaterlandes unter jeder Geſtalt und auf alle Weiſe erringen wollte, waren viele treffliche Leute ſchon frühe zuſammengetreten, und obgleich größtentheils Preußen, ſo hatten ſie doch in der Erwägung, daß preußiſche und deutſche Geſinnung, die jetzt eins waren, in manchen Fällen wieder geſondert ſcheinen könnte, vorzugsweiſe die deutſche erwählt. Dieſe Ge-

ſinnung herrſchte bei Stiftung der Freiſchaar, an deren Spitze der Major von Lützow geſtellt wurde. Bei der Ausſicht, daß der größere Theil Deutſchlands ſich in allgemeinem Aufſtand erheben würde, dünkte eine ſolche Schaar der Kern, um welchen ein großes deutſches Heer ſich zu unabhängiger Streitmacht verſammeln konnte; und in der That mögen ſolch glänzende Erwartungen vielen Mitgliedern der ſogenannten ſchwarzen Schaar um ſo lebhafter vorgeſchwebt haben, als die Freiſchaar in der Auswahl und Menge trefflicher junger Leute eher die Offiziere eines künftigen Heeres, als die Gemeinen einer vorhandenen Truppe zu beſitzen ſchien. Der Ausdruck „ſchwarze Erde", welcher hin und wieder bei dieſer Schaar vorkam, erinnerte mit abſichtlicher Bedeutung an die rothe Erde der Vehme, und wies auf einen ausgebreiteten Wirkungskreis hin. Allein der Gang der Begebenheiten war der Entwickelung dieſer Beſtrebungen durchaus nicht günſtig, und die verbündeten Mächte ſelbſt wollten lieber den langſamen Beitritt der Rheinbundfürſten abwarten, als die raſche Kraft der Völker zur augenblicklichen Theilnahme aufrufen. Der Sammelplatz allgemeiner deutſchen Geſinnungen mußte dadurch bald veröden, und den örtlichen nachſtehen, die den Bayern, den Rheinländer, den Weſtphalen, in ſeinem eignen Kreiſe zu den Waffen rief; die Lützow'ſche Schaar, eben ſo wie die deutſche Legion, kam dadurch um ihre politiſche Bedeutung, und behielt bloß, gleich andern Truppen, eine militairiſche. Jedoch wurde es ſchwer, jener Bedeutung ſogleich zu entſagen, und ein unzufriedener Mißmuth über die getäuſchte Erwartung bezeichnete noch lange ihr nicht

gänzliches Erlöschen. Als bloße Truppe betrachtet, zeigte die Lützow'sche Schaar aber bald unvereinbare Elemente; die herrlichsten Jünglinge und Männer, aus den Städten größtentheils den Studien und Staatsämtern entzogen, oft noch in der Unschuld und Begeisterung höherer Bildung, fanden sich neben den rohesten Gesellen, denen Wildheit über Freiheit ging, und unter verschmitzten Heuchlern, welche in den Schein des Vaterlandseifers ihre Raubsucht hüllten. Daher die zahllosen Klagen über Gewaltsamkeiten aller Art, die man von den sogenannten Schwarzen wollte erlitten haben. Daher aber auch die Begeisterung, welche andere Mitglieder dieser Schaar an vielen Orten erweckten. Allein auch die Bessern, die sich hier vereint fanden, waren nicht an günstiger Stelle; was vertheilt auf ganze Regimenter als erfrischender Geist wirken konnte, verlor sich hier in sich selbst lähmender Gleichartigkeit. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die auf bloß militairische Verwendung beschränkte Schaar auch in dieser bei aller Tapferkeit doch den aus Landvolk bestehenden Feldregimentern nicht gleichkam, da, nächst der Tapferkeit, hauptsächlich die körperliche Kraft und Ausdauer bei dem Krieger in Betracht kommt. Die Lützower aber waren williger zu jeder Anstrengung und Entbehrung, als fähig.

Die Zeit des Waffenstillstandes näherte sich ihrem Ende, und die gespannten Gemüther ergriff lebhaftere Thätigkeit; auf solchen Entscheidungen, wie jetzt ganz nahe waren, hatte unsere Sache noch nie gestanden! Der Kronprinz von Schweden gab dem Nordheer in der Mark Brandenburg eine solche Stellung, daß die

Hauptſtadt Berlin gegen den ganzen Lauf der Elbe hin umgeben, und vor dem Feinde, er mochte von Süden oder von Weſten andringen, geſichert war. Seinen äußerſten rechten Flügel an der Niederelbe gegen Holſtein bildete Wallmoden, unter deſſen Befehlen die ruſſiſchen Generale von Tettenborn und von Arentſchildt, die engliſchen Generale von Dörnberg und Lyon und der ſchwediſche General von Vegeſack ſtanden, welcher letztere jedoch im voraus beſondere Weiſungen erhalten hatte, die ihn von dem übrigen Heer einigermaßen trennten, wie er denn im Fall eines Rückzuges mit ſeinen ſchwediſchen und den mecklenburgiſchen Truppen ſich längs der Oſtſee nach Stralſund ziehen ſollte, während den andern Abtheilungen für ſolchen Fall die Richtung nach Berlin gegeben war. Dieſe ſämmtlichen Truppen Wallmoden's betrugen ungefähr 25,000 Mann, die man am Tage der Schlacht unter dem Gewehr zu haben rechnen konnte. Das Geſchütz betrug kaum 40 Kanonen, die nicht alle im beſten Stande waren, ja zum Theil noch erwartet wurden. Da nach den Anordnungen des Kronprinzen auf dieſer Seite kein heftiger Angriffskrieg Statt finden konnte, ſo war im voraus beſtimmt, daß man der Uebermacht des Feindes, ſobald ſie vordränge, langſam weichen und ſich in den oben angegebenen Richtungen fechtend zurückziehen ſollte. Dem gemäß, um die Stecknitz dem Feinde einigermaßen ſtreitig zu machen, wurden vor Lauenburg noch in den letzten Tagen des Waffenſtillſtandes auf vortheilhaften Anhöhen drei Schanzen eiligſt angelegt, und mit der Nacht vor dem Wiederausbruch der Feindſeligkeiten glücklich vollendet. Eine neue Brücke über

die Stecknitz bei Lanz verſicherte die rückwärtige Verbindung dieſes Poſtens; die ſumpfigen und buſchreichen Ufer erſchwerten jeden andern Uebergang. Wallmoden verlegte ſein Hauptquartier von Grabow nach Hagenow, Tettenborn das ſeinige von Boitzenburg nach Büchen, und vertheilte ſeine Truppen auf der Linie von Mölln nach Lauenburg, welche beide Städte er nebſt den Schanzen bei letzterer beſetzt hielt. Seine Stärke betrug etwa 3000 Mann Fußvolk, 4 Koſakenregimenter, zuſammen beinah 1500 Pferde, und ungefähr 400 Pferde von der ſeit dem Ueberfalle bei Kitzen nicht wieder ergänzten Reiterei von Lützow; einige Stücke leichtes Geſchütz waren wenig brauchbar. Noch am 16. Auguſt wußte man bei uns nicht, ob die Feindſeligkeiten wirklich ausbrechen würden, oder der Waffenſtillſtand verlängert wäre, keine Anzeige, kein Befehl deßhalb war eingetroffen, und der Zweifel wurde erſt am folgenden Tage durch die That gehoben, indem die Franzoſen die Feindſeligkeiten wirklich anhoben.

Am 17. Auguſt um Mittag bekam Tettenborn die Nachricht, daß der Feind von Hamfelde, mit 3000 Mann, worunter auch Dänen, und 6 Kanonen, durch das bisher neutrale Gebiet gegen Mölln vorrücke, und bald darauf, daß derſelbe mit beträchtlicher Stärke auch gegen Lauenburg im Anzuge ſei. Sogleich wurden Patrouillen von Büchen rechts und links vorgeſchickt, um den Feind in ſeinen Flanken zu beobachten. Durch Nachläſſigkeit einiger Poſten aber wurde auch gleich an dieſem erſten Tage das bei Mölln aufgeſtellte Koſakenregiment überfallen, und von dieſem Pnnkte, jedoch ohne den geringſten Verluſt, zurückgeworfen, ſonderbar ge-

nug, da seit Jahr und Tag bei diesen Truppen dergleichen weder geschehen war, noch in der Folge je wieder geschah. Der Feind verfolgte jedoch auf dieser Seite seinen augenblicklichen Vortheil nicht. Desto ernsthafter war sein Andringen bei Lauenburg, wo zwei Bataillons Jäger und ein Kosakenregiment den Feind empfingen. Die Jäger verließen ihre Schanzen und begegneten dem Feinde auf freiem Feld, warfen ihn nach einem hitzigen Gefecht, ungeachtet seiner Uebermacht, zurück, und überließen ihn den Kosaken zu weiterer Verfolgung; von beiden Seiten blieben viele Leute. Den Tag darauf verstärkte der Feind seinen Angriff und rückte mit 5 Bataillons und 3 Kanonen an, zwei der letztern wurden bald unbrauchbar gemacht, und während aus den Schanzen unsere Kanonen feuerten, brachen die Jäger und Schützen abermals in das freie Feld hinaus, und schlugen sich den ganzen Tag mit dem überlegenen Feinde herum, der endlich im Walde Schutz suchen mußte, nachdem er, vorzüglich durch die unter dem braven Hauptmann Riedel den Lützowern gesellten Tyroler Schützen, über 400 Mann verloren hatte. Die Unsrigen hatten 100 Todte und Verwundete, worunter 11 Offiziere, die bei jeder Gelegenheit mit entbranntem Muthe vorangingen. Noch am nämlichen Abend versuchte der Feind durch einen neuen Angriff mit dem Bajonett die Schanzen wegzunehmen, und wurde nochmals blutig zurückgewiesen; ja jedoch seine ganze Macht nachrückte, und die Truppen zum Angriff sich stündlich vermehrten, so gelang es ihm am folgenden 19. in der Frühe des Morgens die Hartnäckigkeit der Unsern zu überwältigen, und er nahm

die Schanzen mit Sturm, wobei wir gegen 200 Mann verloren; die Kanonen waren ſchon am Abend vorher, da ſie nun augenſcheinlich in Gefahr ſtanden, zurückgezogen worden. Auf dieſe Art Meiſter der beiden Flügelpunkte unſrer Stellung an der Stecknitz, drang der Feind endlich auch gegen die Mitte nach Büchen vor, wo er aber die Brücke zerſtört fand, und ebenfalls auf hartnäckigen Widerſtand ſtieß. Tettenborn hatte ſich bereits nach Greſſe zurückgezogen, ließ aber den Uebergang noch durch den Rittmeiſter Grafen von Bothmer mit 50 Koſaken vertheidigen, welche der Feind durch anhaltendes Kanonenfeuer bis auf den Abend, wo ſie abzuziehen Befehl hatten, vergebens zu vertreiben ſuchte. Nachdem die Franzoſen ſich nun aller Uebergänge über die Stecknitz bemeiſtert hatten, konnten ſie ungeſtört und raſch vorgehen; allein Tettenborn blieb mit ſeinen Koſaken immer hart an ihnen, beunruhigte ſie ſo ſehr auf allen Seiten durch unaufhörliches Plänkeln, und gönnte ihnen ſo wenig Raum ſich vorwärts aufzuſtellen, daß ſie nur in ganzer Maſſe, wo das Fußvolk und ſelbſt das Geſchütz an der vorderſten Spitze immer zur Hand ſein mußte, langſam vorzugehen wagten. Unter beſtändigem Geplänkel von allen Seiten, wobei der Feind gegen die abgeſeſſenen Koſaken jedesmal Geſchütz aufführte, um ſie zu vertreiben, und jedes kleine Gefecht durch Kanonendonner verherrlichte, zogen wir uns langſam und ohne Verluſt über Greſſe, Badekow und Schildefelde nach Bellahn, wo Tettenborn früh am 21. Auguſt eintraf, und weil es ihm unerträglich fiel, mit ſeinen tapfern Truppen vor dem zaghaften, aber übermächtigen Feinde noch weiter zurückzugehen,

ſo wollte er hier dem Feinde, deſſen von Büchen und Boitzenburg heranziehende Abtheilungen hier vereinigt über 25,000 Mann betragen mußten, kämpfend Stand halten. Der Marſchall Davouſt war ſelbſt an der Spitze der Vorrückenden, hatte aber in vier vollen Tagen nur wenige Meilen zurückgelegt, ſeine Reiterei wagte er kaum zu zeigen, alle ſeine Truppen machten gleichſam Vorpoſten, Kanonen wurden Plänkler. Wir konnten dieſes Uebermaß von Vorſicht um ſo weniger begreifen, als wir aus aufgefangenen Briefen wußten, das Napoleon den Marſchall Davouſt angewieſen hatte, die Truppen Wallmoden's als neu errichtete und ſchlechte gar nicht für bedeutend anzuſehen. Später klärte ſich dies freilich auf; Davouſt glaubte feſt, der Kronprinz von Schweden ſtehe ihm in ganzer Stärke gegenüber, oder doch in der Nähe, ja er meinte, gleich bei Wiedereröffnung der Feindſeligkeiten, in den Gefechten bei Lauenburg, habe derſelbe perſönlich den Befehl geführt.

Die Gegend von Vellahn hat Höhen und Wald; hinter dieſen legte Tettenborn, nach getroffener Verabredung mit Wallmoden, der ſein Hauptquartier in Klodran genommen, und den General von Dörnberg in die linke Flanke des Feindes vorgeſchoben hatte, auf die zweckmäßigſte Weiſe Reiterei und Geſchütz in Verſteck, um im rechten Augenblick unerwartet hervorzubrechen; das Dorf Vellahn wurde ganz mit Jägern beſetzt, während vor demſelben ein Theil der Koſaken ebenfalls verſteckt hielt, und der andere Theil den Feind unter beſtändigem Plänkeln herbeilockte. Sein Vorrücken geſchah jedoch an dieſem Tage noch langſamer als gewöhnlich, und erſt ſpät am Nachmittage

verkündigten Kanonenschüsse seine Annäherung. Durch diese Zögerung des Feindes mußte die Reiterei Dörnberg's zu früh erscheinen, und eher gesehen werden, als Zeit zum Angriff war. Die Franzosen wandten ihre Aufmerksamkeit sogleich auf ihre linke Flanke, und das Gefecht entspann sich zuerst mit einem Bataillon der russisch-deutschen Legion, das von den Husaren der englisch-deutschen Legion, und 4 Kanonen unterstützt wurde. Diese Truppen schlugen den Angriff, ungeachtet des feindlichen Kartätschenfeuers, tapfer zurück. Aber die Hauptsache war versäumt, und die Erwartung, den Feind zur vorbereiteten Niederlage näher zu locken, blieb getäuscht. Unter diesen Umständen nahm Tettenborn 3 Kosakenregimenter zusammen, und sprengte, er selbst der Erste, unter lautem Hurrah, auf die Franzosen ein, die in großer Ausdehnung und Anzahl hier zuerst wieder sich in Plänkler aufgelöst hatten, und bei diesem lebhaften Angriff in Menge niedergestochen wurden. Auch Wallmoden fand sich persönlich hier ein, und ermunterte, mit Tettenborn vereint, die Kosaken durch das muthigste Beispiel zu kühner Verfolgung, die auch beinah eine Stunde Wegs fortdauerte, ungeachtet des Kartätschen- und Kanonenfeuers, und der Bataillonsmassen, welche den Flüchtigen zu Hülfe kamen; ungefähr 400 Franzosen blieben auf dem Platze, lauter Fußvolk, weil die Reiterei ängstlich zurückgehalten und von jenem zur Sicherheit in die Mitte genommen war. Die ganze Linie des Feindes war im Feuer, das bis in die späte Nacht dauerte; unsre Truppen behielten ihre alte Stellung bei Vellahn, und hatten das Feld weit vor sich hin gesäubert; denn der Feind,

ſtutzig geworden, zog ſich in der Nacht noch weiter zurück. Dieſes Gefecht, in welchem höchſtens 5000 Mann gegen mehr als 20,000 geſtanden hatten, ſo ruhmvoll als erfreulich für die Unſern, zeigte dem Feinde, was er von den neuen Truppen, die er verachten ſollte, unter ſolchen Anführern zu erwarten habe.

An den folgenden beiden Tagen harrten wir vergebens, daß uns der Feind nach Toddin, wo unſere Truppen höchſt vortheilhaft aufgeſtellt waren, nachfolgen, oder uns bei Hagenow, wohin wir ſodann zogen, angreifen ſollte. Er nahm ſeine Richtung links auf Wittenburg, und von da weiter auf der Straße nach Schwerin, während nur einzelne Abtheilungen ſich unſern Plänklern entgegenſtellten, und nach lebhaftem Kanoniren gleichfalls in jener Richtung abzogen. Kaum war Tettenborn von dem Einrücken des Feindes in Wittenburg unterrichtet, als er ſogleich Partheien in den durch dieſe Seitenbewegung eröffneten Raum ſchickte, die im Rücken des Feindes Gefangene machten, Fuhren wegnahmen und Boten auffingen; ein Koſakenregiment blieb bei Wittenburg ſelbſt an die Hauptmaſſe der feindlichen Truppen dicht angeſchloſſen, und beobachtete deren kleinſte Bewegung. Eine andere Abtheilung wurde nach Schwerin und von da vorwärts auf der Straße nach Wittenburg dem Feinde entgegengeſchickt, der ſchon in dieſer Richtung vorrückte und mit jener Abtheilung, die ſich beobachtend zurückzog, faſt zugleich in Schwerin ankam, gleich zuerſt mit etwa 10,000 Mann, dann mit den übrigen Truppen, deren geſammte Stärke über 30,000 Mann betrug, und ſich zwiſchen den Seen bei Schwerin lagerte.

Tettenborn ging nun ſelbſt mit allen Koſaken und der Lützow'ſchen Freiſchaar in den Rücken des Feindes, und auf derſelben Straße, welche dieſer genommen, über Wittenburg ihm nach gegen Schwerin, allein der Feind hatte keine Truppenabtheilung zurückgelaſſen, ſondern alles eifrig beiſammen gehalten, und den Nachtrab fleißig mitgenommen, ſo daß die Hoffnung, dieſen zu überfallen, fehlſchlug. Doch machten wir zahlreiche Gefangene, die von allen Seiten eingebracht wurden, und hemmten durch dieſen Marſch die Verbindung des Feindes mit ſeinem Rücken, indem wir zugleich alle nöthigen Nachrichten über ihn einzogen. Von Warſow aus wurde der Major von Lützow mit einer ſtarken Parthei nach Trebbow abgeſandt, um den Feind ganz zu umſtellen, und ihm auch von dieſer Seite alle Nachricht abzuſchneiden. Dieſer letztere Zweck erhielt durch die Lage des Augenblicks die höchſte Wichtigkeit. Während nämlich der Marſchall Davouſt mit allen Truppen in gedrängter Stellung am Schweriner See ſtand, und nach jeder Richtung die leichte Umzäumung, welche die Koſaken dicht um ihn gezogen hatten, durchbrechen konnte, um mit ſeiner Uebermacht etwas Entſcheidendes auszuführen, ſo daß man mehr als gewöhnlich behutſam ſein mußte, um ihn nach keiner Richtung unbemerkt einen Marſch gewinnen zu laſſen, kam die Nachricht bei uns an, daß die franzöſiſche Hauptmacht aus Sachſen gegen das Heer des Kronprinzen von Schweden hervorgebrochen ſei, und dieſer in der Nähe von Berlin bei Teltow alle Truppen zuſammenziehe, um eine Schlacht zu liefern, deren Vorſpiel ſchon begonnen habe. Da zugleich auch von Magdeburg aus eine

beträchtliche Truppenstärke auf der Straße nach Berlin im Anmarsch war, und der Kronprinz weder seine versammelten Truppen vor der nahen Schlacht schwächen, noch in seiner Flanke die gefährliche Bewegung des Feindes ungestraft geschehen lassen durfte, so sandte er an Wallmoden den Befehl, den Marschall Davoust zu verlassen, und schleunigst nach der Elbe gegen den aus Magdeburg vorgedrungenen Feind zu marschiren. Tettenborn sollte mit seinen Truppen stehen bleiben, und den Marschall Davoust über den Abmarsch der andern zu täuschen suchen. Wallmoden setzte sich sogleich am 25. August in Bewegung. Alle Anordnungen wurden der Schwierigkeit dieser neuen Lage gemäß getroffen, und unter andern auch das Gepäck weiter in's Land zurückgesandt. Tettenborn zog sich über die große Ebene bei Schwerin aus dem Rücken des Feindes wieder rechts in die Fronte desselben, sowohl um nicht die Rückzugsstraße gegen Berlin und das Heer des Kronprinzen zu verlieren, als auch um die schöne und vollkommen offne Ebene, welche sich von Schwerin gegen Ludwigslust unübersehbar ausdehnt, auf den Fall eines Treffens für seine Reiterei vor sich zu haben; er nahm sein Hauptquartier in Fahrbinde, wo Bäume und Buschwerk die Ebene zu unterbrechen anfangen, die zwischen dem Feind und den Unsrigen liegend jede Angriffsbewegung sogleich entdecken ließ, auch im unwahrscheinlichen Falle, daß die dicht um die feindlichen Lager gezogenen Kosakenposten überfallen und versprengt würden.

Der Marschall Davoust hatte während der Abwesenheit Wallmoden's also nur höchstens 5000 Mann

vor ſich, von welchen er ſich, der jetzt mehr als 40,000 Mann hatte, die ſpäterhin nach authentiſchen Liſten bis zu 51,000 Franzoſen, ohne die 10,000 bis 15,000 Dänen, anwuchſen, glücklicherweiſe in der Enge halten ließ; er ahndete ſo wenig, was bei uns vorging, daß er noch ängſtlicher als vorher ſich auf ſeine Stellung beſchränkte. Eine kühne Bewegung von ſeiner Seite in dieſem Augenblick, und ein raſches Vordringen durch die Priegnitz in die Mark Brandenburg, hätte, in Verbindung mit den andern Bewegungen der Franzoſen von Wittenberg und Magdeburg her, für Berlin höchſt gefährlich, ja bei Davouſt's Truppenzahl für den Feldzug auf dieſer Seite entſcheidend werden können, wenigſtens würden ihm Tettenborn und Wallmoden, wenn ihm auch nicht gelungen wäre ſie zu ſchlagen, immer rückwärts haben weichen müſſen, und der Kronprinz von allen Seiten bedroht, ja für ſeinen Rückzug nach Stralſund beſorgt, hätte mit ſeinen geringen Kräften ſchwerlich Stand halten können. Allein Tettenborn löſte glücklich die Aufgabe, von deren Wichtigkeit er durchdrungen war, uud dieſe bangen Tage gingen vorüber, ohne daß der Feind unſere Lage erfahren hätte. Keine Nachricht drang zu ihm, kein Kourier fand einen unbeſetzten Weg, überall ſchwärmten Koſaken, deren Anzahl durch ihre ſtete Bewegung unberechenbar groß erſchien; die Patrouillen des Feindes, welche ſich in die nur wenig von dem Lager entfernten Dörfer wagten, wurden jedesmal angegriffen, verjagt, und ließen immer mehrere Gefangene zurück; ſo gewann es den Anſchein, als wenn wir, weit entfernt, einen Angriff zu fürchten, vielmehr ſelber anzugreifen bereit wären.

Dieſe geſpannte Lage dauerte jedoch nicht lange; ſchon am 26. Auguſt kam die Nachricht von dem Siege des Kronprinzen bei Groß-Beeren, und den Tag darauf kehrte auch Wallmoden mit ſeinen Truppen zurück, da der Kronprinz nach der gewonnenen Schlacht bereits andere näherſtehende Truppen in die Gegend von Magdeburg abſenden konnte.

Unbeſchreiblich, und vielleicht zu ſehr vergeſſen in der Eindruck, welchen dieſe erſte Siegesnachricht in den Gemüthern hervorbrachte; der Krieg hatte ſich für uns jetzt gleich im Anfang mit Glück eröffnet, das ſeitdem der Gefährte unſerer Waffen blieb, und nur bisweilen zu ſchlummern ſchien, um deſto herrlicher aufzuwachen. Die Rettung Berlins, die, ſpäter noch Einmal durch den General Bülow bei Dennewitz gelang, hatte den Siege durch die Theilnahme einer dankbaren Menge einen erhöhten Glanz verliehen. Zwar nur Preußen waren zum Kampfe gekommen, aber der Kronprinz hatte mit kriegskundiger Einſicht ſeine ganze Stärke in der kürzeſten Zeit auf den bedrohten Punkt ſo verſammelt und aufgeſtellt, daß der Feind die Unmöglichkeit des Gelingens einſah, und die Schlacht nicht auf das äußerſte kommen ließ, ſondern, mit der Niederlage eines Theils ſeiner Truppen zufrieden, die übrigen gar nicht in's Gefecht brachte. Auch unſere Stellung gegen den Marſchall Davouſt gewann nun eine andere Anſicht, ſein Vordringen konnte weder ſo gefährlich noch unſerer fernerer Rückzug ſo nachtheilig werden, da jenes keine andern Bewegungen mehr unterſtützte und dieſer bei jedem Schritt auf größere Verſtärkungen führte.

Unſere Partheien fuhren fort, den Feind nach allen Richtungen zu beläſtigen und ſeine Wirkſamkeit einzuengen. Der Major von Lützow überfiel bei Wittenburg einen großen Zug franzöſiſcher Wagen, nahm ihn, und machte viele Gefangene; die übrige Mannſchaft der Bedeckung wurde größtentheils niedergehauen. Bei dieſem Gefechte büßten wir auch Einige der Unſrigen ein, unter ihnen den jungen Grafen von Hardenberg und den Lieutenant Theodor Körner, letzterer bekannt durch die glückliche Dichtergabe, welche ihn inmitten aller Abwechslungen des Kriegslebens nie verließ. Er war von Wien, wo er in glücklichen Verhältniſſen lebte und noch glücklicheren entgegen ſah, dem frühſten Waffenrufe gefolgt, und nebſt vielen ſeiner ſächſiſchen Landsleute in die Lützow'ſche Freiſchaar getreten, wo er ſowohl wegen ſeines frohherzigen Umgangs und heitern Dichtergeiſtes, als wegen ſeiner heldenmüthigen Tapferkeit allgemeine Liebe erworben hatte. Bei Kitzen durch mehrere Säbelhiebe in den Kopf gefährlich verwundet, dachte er zu ſterben, und in der That verſchob ſeine Geneſung nur auf kurze Zeit den ihm zugedachten Tod. Mit eifriger Eile hatte er ſich bei ſeinen Waffengefährten wieder eingefunden, mit ungeſtümer Verwegenheit ſtürzte er bei dem erſten Begegnen auf den Feind, und fiel, von vier Kugeln in den Leib getroffen, todt vom Pferde. Seine Lieder konnten der Gegenwart genügen, ſeine Geſinnung allen Zeiten; ein Gedicht von Stägemann feiert das Andenken von beiden mit milder Ueberlegenheit. Noch ein anderer Offizier von unſchätzbarem Werthe, der Hauptmann Schäffer, deſſen wir ſchon Gelegenheit fanden zu erwähnen, verdient, daß

ſein Name nicht ſogleich vergeſſen werde; er war i
dieſen Tagen auf einem Streifzuge jenſeits der Elbe
wo er, obgleich Ingenieuroffizier, und durch keine
Beruf dazu verpflichtet, mit kampfbegierigem Muth
auf den Feind eindrang, bei Dannenberg von eine
Flintenkugel getödtet worden.

Inzwiſchen hatte der Marſchall Davouſt den Ge
neral Loiſon gegen Wismar abgeſchickt, und dieſer
nach mehrern Gefechten mit dem General von Vegeſack
die Stadt beſetzt. Die Beute war nicht ſo anſehnlich
als man erwartet hatte, deſto beträchtlicher ſollten di
Gelderpreſſungen ausfallen, die ſich der General Loiſo
daſelbſt nebſt der ſchnödeſten Behandlung der Einwoh
ner erlaubte. Eine Unternehmung auf Roſtock, wo
große Waarenlager aufgehäuft waren, reizte die unbe
friedigte Raubſucht, und ein Verſuch, dahin vorzudrin
gen, wurde ſogleich gemacht. Allein der General von
Vegeſack ſchlug die Franzoſen bei Neu-Bukow, und
warf ſie wieder auf Wismar zurück, welches ſie darau
ebenfalls früher räumen mußten, ehe die verlangten
Geldſummen vollſtändig gezahlt waren.

Bei Schwerin hielt der Feind ſich fortwährend ganz
ruhig in zwei Lagern, bei Neumühlen und Wittenför
den, an welchem letztern Orte die Dänen geſonder
ſtanden, da ſie auf Märſchen und in Gefechten mi
den Franzoſen gemiſcht erſchienen. Die Patrouillen
die der Feind in die nahgelegenen Dörfer nach Lebens
mitteln, vorzüglich nach Vieh, ausſchickte, beſtande
immer aus Fußvolk, ja bisweilen aus ganzen Ba
taillons, hinter welchen Geſchütz folgte, das bei jeden
Angriff der Koſaken ſogleich vorgefahren wurde und

zu feuern anfing. Tettenborn verlegte ſein Hauptquartier nach Orthkrug, näher Schwerin, um den Feind enger zu beſchränken, und noch mehr zu beunruhigen und zu necken. Nicht genug, daß er von hier aus fortfuhr durch Partheien in klug gewählten Richtungen die ganze rückwärts gelegene Gegend durchſtreifen zu laſſen, auch in dem Lager ſelbſt ließ er dem Feinde von nun an keine Ruhe. Nacht für Nacht wurden ſeine Poſten angegriffen, zurückgeworfen und in das Lager geſprengt. Durch die Papiere, welche ein aufgefangener Kourier bei ſich gehabt, erſah man, daß der Feind in beſtändiger Beſorgniß war von uns ernſthaft angegriffen zu werden, und daher die nordwärts des Schweriner Sees vertheilten Truppen zurückrief, um ſeine ganze Stärke beiſammen zu haben. Seine Poſten zog er aus Vorſicht alle ein, damit dieſelben nicht aufgehoben würden. Tettenborn ließ nunmehr mit den Koſaken Jäger zu Fuß ausrücken, damit der Feind auf den Vorpoſten Fußvolk ſähe, und ließ jede Nacht die feindlichen Lager alarmiren. Die Jäger ſchlichen bis auf dreißig Schritt zu den Wachtfeuern hinan, durch Dunkelheit und Gebüſch gedeckt, und ſchoſſen ihre Büchſen ab, der Lärm durchdrang ſogleich das ganze Lager, und mitten durch hörte man das Gewimmer der Verwundeten. Die Unſern ſtreuten die Zeitungsblätter mit den Nachrichten von den glücklichen Fortſchritten der verbündeten Heere auf den feindlichen Wachtplätzen aus, und zogen ſich vor Tag wieder auf ihre Poſten. Der Major von Lützow wurde mit einer Parthei nach Boitzenburg geſandt, welchen Ort aber noch vor ſeiner Ankunft der Feind in eiliger Flucht

verließ. Der Major von Arnim hatte mit der hanſeatiſchen Reiterei bei Vicheln einen guten Angriff gemacht, und den Feind geworfen. Durch alle dieſe glücklichen, zwar kleinen, aber durch ihre Menge zu bedeutendem Vortheil anwachſenden Unternehmungen, wurde der Feind immer mehr und mehr eingeſchüchtert, und wagte zuletzt aus Zaghaftigkeit ſich zu keinen Gefecht mehr hervor. Seine Lage wurde noch bedenklicher durch den Mangel an Nachrichten, der ſo groß und ſo peinlich war, daß der Marſchall Davouſt ſogar ein Kind aus Schwerin nach der Berliner Zeitung ausſchickte, ohne in dieſem Falle glücklicher zu ſein, als in andern. Der Dichter Friedrich Rückert hat dieſe Abgeſchiedenheit des Marſchalls in Schwerin durch ein ſcherzhaftes Lied artig beſungen. Ein mit dem Kourier, der ihn überbringen ſollte, aufgefangener Brief der Marſchallin Davouſt an ihren Gemahl gab durch ſeinen merkwürdigen Inhalt ebenfalls Anlaß zu ſcherzhafter Beluſtigung.

Die Begierde ſich mit dem Feinde zu meſſen, war durch das Betragen deſſelben bei unſern Truppen täglich ſtärker entbrannt, es ſchien eine Schande, den nicht anzugreifen, der ſich vor unſerm Angriff ſo offenbar fürchtete. Auch Tettenborn bedurfte der größten Selbſtüberwindung, um nicht die ruhige und zögernde Haltung, die ihm vorgeſchrieben war, zu überſchreiten; und Wallmoden ſelbſt bezeigte häufig Luſt, dem Gegner eine Schlacht zu liefern, und traf mancherlei dahin zielende Anordnungen, die er aber jedesmal zu rechter Zeit noch zurücknahm; denn die Ueberzahl des Feindes, ſeine gute Stellung, und ſodann die Zuſammenſetzung

unſrer Truppen, waren Gründe, die bei jeder neuen Erwägung mehr Gewicht zu erlangen ſchienen, um von jedem Hauptſchlage abzumahnen. Auch blieb es bei dieſem Zaudern, und es wurde nichts unternommen, bis endlich der Feind Miene machte, ſich ſtärker gegen Roſtock hinzuziehen, worauf Wallmoden über Krivitz nach Warin zu marſchiren beſchloß, um mit dem General von Vegeſack vereinigt dem Feinde zu begegnen, während Tettenborn fortfahren ſollte, Schwerin zu beobachten.

Wallmoden, bekannt als ein erfahrner Kriegsmann von ſcharfem Verſtand und gelaſſenem Urtheil, hatte in dem Ergebniß ſeiner Gründe unter den vorhandenen Umſtänden vollkommen Recht; wir erlauben uns aber, bei dieſer Gelegenheit über die Neuheit der Truppen einige Bemerkungen einzuſchalten, welche ſich ſchon in früherer Zeit aufgedrungen und während dieſes Kriegs nur beſtätigt haben. Wenn Truppen neu ſind, ſo iſt dies ein Uebel, das man berückſichtigen muß, ſobald es ein ernſthaftes Unternehmen gilt; aber das Uebel iſt noch viel größer, wenn die Truppen neu bleiben, und dies Uebel kann der Feldherr entfernen, denn ihm liegt ob, durch ſeinen Geiſt die feſte Gemeinſchaft zu bilden, die aus verſchiedenartigen Völkern Ein Heer, aus unverſuchten Neulingen geprüfte Soldaten, mit Einem Worte, aus ſchlechten Truppen gute macht. Allein die meiſten neuerrichteten Truppen, beſonders die ſogenannten Legionen, haben immer eine ſchlechteret Rolle geſpielt, als ſie durch ihren innern Werth verdienten, weil das Behandeln der Begeiſterung und des Volksſinnes in unſerer Zeit und Nation noch wenig

reif, und durch militairiſche nnd politiſche Vorurtheile geſtört war. Selbſt die Thatſachen ſcheinen nicht lehrreich genug, und es erhält ſich, trotz der überzeugenden Erfahrung ſo vieler Kriege und auch dieſes letzten, eine militairiſch-vornehme Abneigung gegen Landwehren und neue Bewaffnungen, welche ſich doch, wenn ein großer Antrieb ſie zu ächtem Eifer entflammt, noch immer mit Erfolg den beſten altgeübten Heeren entgegenſtellt haben. Freilich gehört Zeit zur Bildung und Uebung des Soldaten, und beide dürfen ihm nicht fehlen; allein Begeiſterung und Volksſinn kürzen die Lehrzeit bis auf ein oft erſtaunenswürdiges Minimum ab, wie ſich dies ehemals bei den Franzoſen, und jetzt neuerdings eben ſo bei den Preußen, erwieſen hat. Mit dieſen letztern jedoch war der größte Theil der Truppen Wallmoden's nicht zu vergleichen, als deren Neuheit ſchwerer zu vernichten und deren Unzuſammenhang kaum aufzuheben war.

Früh am 3. September erhielt Tettenborn in Orthkrug die Meldung, daß der Feind um Mitternacht Schwerin gänzlich verlaſſen und der Marſchall Davouſt mit allen Truppen den Weg über Gadebuſch rückwärts nach der Stecknitz eingeſchlagen habe. Die Poſten, die er hatte ſtehen laſſen, um ſeine Bewegung zu verdecken, wurden ſogleich angegriffen, über den Haufen geworfen, und größtentheils gefangen gemacht. Wallmoden, der auf der entgegengeſetzten Seite des Schweriner Sees nach Warin in Marſch war, wurde durch Eilboten von dem Vorgegangenen benachrichtigt, inzwiſchen aber alle einzelnen Abtheilungen der Truppen ſchleunigſt zum Vorrücken befehligt; der Rittmeiſter von

Herbert folgte mit einem Koſakenregiment dem Feinde auf dem Fuße über Gadebuſch nach, der Rittmeiſter Graf von Münnich, ebenfalls mit einem Koſakenregiment, ſuchte demſelben die Flanke abzugewinnen, der Oberſt Graf von Kielmannsegge rückte mit ſeinen hannöverſchen Jägern von Neuhaus nach Boitzenburg vor, die geſammten übrigen Truppen Tettenborn's wurden von ihm ſelbſt unverzüglich in gerader Richtung nach Wittenburg in Marſch geſetzt. Er traf mit Wallmoden in Schwerin zuſammen, wo das Volk ſie mit dem größten Jubel empfing, und in der brauſenden Aufwallung einen der Einwohner, der ſich von den Franzoſen zum Spion hatte brauchen laſſen, beinah zum Tode mißhandelte, ſo daß man denſelben mit Mühe der Volkswuth entriß, und zur Unterſuchung gefangen ſetzte.

Der Marſchall Davouſt hatte den Schwerinern geſagt, der Kronprinz von Schweden habe bei Berlin einige Vortheile erlangt, dies veranlaſſe ihn, eine feſte Stellung rückwärts zu nehmen, man möge ſich wohl hüten, darin eine Flucht zu ſehen, er würde früher wiederkommen, als man vermuthe. Zugleich hatte er ein Blatt mit Neuigkeiten von den Heeren in Sachſen und Böhmen drucken laſſen, worin die Gefechte bei Dresden und das Eindringen der Franzoſen in Böhmen, von welchen auch wir Nachricht erhalten hatten, auf das vortheilhafteſte geſchildert waren. Er hatte jedoch nicht einmal die Vertheilung dieſes Blattes abgewartet. Die Nachrichten, die durch einen Zufall diesmal zu ihm gelangt waren, begannen allerdings mit Vortheilen, die aber zu Niederlagen geführt hatten,

und dieſe erſchreckten den Marſchall Davouſt dergeſtal daß er ſeine ängſtliche Lage nicht länger auszuhalte vermochte, ſondern plötzlich, von Furcht ergriffen, di Stecknitz wieder zu gewinnen eilte. So beſchloß dieſe Feldherr ſeinen mecklenburgiſchen Feldzug, in welcher er den Kriegsruhm, den er etwa mitgebracht hatt völlig und für immer einbüßte, und mit ſeiner be trächtlichen Streitmacht einer geringen Truppenſchaa gegenüber zum Geſpötte wurde. Napoleon hatte ihm ſo lautete die Sage, zur Belohnung der Thaten, di er ausführen würde, im voraus das Herzogthum Mec lenburg beſtimmt, allein er ſelbſt ſchien nicht genugſa mes Vertraun auf dieſe Schenkung zu ſetzen, um i jeder Verheerung des Landes ſchon ſein Eigenthur beſchädigt zu glauben; die Franzoſen hatten ungeſtra alle Plünderungen und Ausſchweifungen begangen; di ſchlimmſten Klagen aber führte man über die Däne welche von den franzöſiſchen Behörden durch mangel hafte Verpflegung abſichtlich genöthigt wurden, ihre Bedarf unordentlich und gewaltſam herbeizuſchaffen Die däniſchen Gefangenen, welche wir gemacht, klagte alle bitter hierüber.

Der Feind hatte inzwiſchen durch ſeinen nächtliche Marſch mehrere Stunden Vorſprung gewonnen, un wurde erſt jenſeits Gadebuſch erreicht, wo die Koſake ſeinen Nachtrab angriffen, und unter beſtändigem Plän keln bis Groß-Turow verfolgten, wo der Feind ſic widerſetzte, um nicht ſeinen Rückzug in eine völlig Flucht ausarten zu laſſen. Tettenborn erfuhr in Wit tenburg am 3. September, daß von Gadebuſch unge fähr 2000 Franzoſen, welche mehrere Kanonen bei ſic

führten, nach Zarrentin gezogen waren, deren Abſicht nur ſein konnte, durch Gewinnung der ſüdlichen Spitze des Schaalſees die Koſaken zu verhindern, den um die nördliche Spitze geſchehenden Rückzug in der Flanke zu beunruhigen. Sogleich eilte Tettenborn am folgenden Morgen mit etwa 1000 Jägern und Koſaken und 3 leichten Kanonen gegen jene Schaar, die aber bei ſeiner Annäherung Zarrentin ſchon wieder verließ, und den Weg nach Mölln einſchlug. Erſt auf den Höhen hinter Gudow ſtellte ſie ſich zum Gefecht, das durch Kanoniren eröffnet wurde, während deſſen unſer Fußvolk anrückte, und der Haupttrupp deſſelben in Zarrentin eintraf. Man ſchlug ſich mit Erbitterung, und der Feind, welcher durch unſere Jäger aus den Hecken und Büſchen des offneren Feldes bald vertrieben war, ſchien ſich in dem Walde behaupten zu wollen, beſonders da er bald merkte, daß er mehr und beſſeres Geſchütz als wir habe. Aber eine plötzliche und raſche Bewegung, welche Tettenborn mit einem Koſakenregiment in die rechte Flanke des Feindes ausführte, entſchied dieſen ſogleich, ſeinen Rückzug auf Mölln eilig fortzuſetzen. Der Major von Lützow erhielt den Auftrag, ihn zu verfolgen, und drang bis vor die Thore von Mölln, wo der Feind eine Verſtärkung von 3 Bataillons erhielt, und nun wieder vorrückte. Man ſchlug ſich bis ſpät Abends, mit abwechſelndem Glück, und beiderſeitem Verluſt. Tettenborn hatte inzwiſchen auch eine Parthei gegen Büchen geſandt, und dieſen Poſten, ſo wie nordwärts die Dörfer Kogel und Salem, dem Feinde abgenommeu, der aber noch zum zweitenmale daraus vertrieben werden mußte, ehe wir

ſie behaupten konnten. Der Feind, welcher ſeine Reiterei gegen die unſere nicht zu zeigen wagte, verlor deßhalb bei jeder ſolchen Gelegenheit eine Menge Leute, die verſprengt und flüchtig den raſchen Koſaken nicht entgehen, und in ihrer eignen Reiterei keine Hülfe finden konnten.

Während der folgenden Tage dauerten dieſe einzelnen Poſtengefechte lebhaft fort, ohne daß weder die Unſrigen noch die Franzoſen eigentliche Fortſchritte machten. Doch hatte der Feind auf dieſem kurzen Rückzuge bloß durch Tettenborn gegen 500 Mann an Gefangenen, und in den Gefechten eine nicht geringere Anzahl an Todten und Verwundeten verloren. Unſer Verluſt mochte über 200 Mann betragen, worunter viele der beſten Lützow'ſchen Jäger. Auch in der Richtung von Lübeck war der Feind durch die hanſeatiſche Reiterei mit vielem Glücke verfolgt und bis an die Thore der Stadt gejagt worden, wo, ſchon im Zurückreiten nach dem letzten Angriff, noch der tapfere Major von Arnim durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, ein Verluſt, den die von ihm geführte hanſeatiſche Reiterei ſchmerzlich empfand. Inzwiſchen waren auch die Truppen Wallmoden's nach und nach angelangt; allein die Verfolgung hatte bereits ihr Ziel gefunden, und der Feind den ernſten Entſchluß gezeigt, die Stecknitz mit Anſtrengung zu vertheidigen, weßhalb er auch jeden unſrer Verſuche auf Mölln mit aller Macht vereitelte. Das Hauptquartier des Marſchalls Davouſt befand ſich in Ratzeburg, wo er ſich, wie in Schwerin, der durch Seen und ſumpfiges Uferland geſchützten

Stellung erfreute, und zwar weniger bedroht, aber eben so unthätig blieb.

Der Beobachtungskrieg, auf welchen sich bald alles, was der Feind wollte und wir konnten, hier beschränken mußte, zeigte eine trübe Aussicht, die sich unberechenbar ausdehnte, und sowohl den Anführern, als den Truppen, mit jedem Tage lästiger wurde; in unruhiger Spannung erspähte man eine Gelegenheit zu kräftiger Unternehmung, und gab scharf Acht, ob irgend eine Bewegung des Feindes jene Gelegenheit herbeiführen möchte. Die vielen einzelnen glücklichen Gefechte hatten die allgemeine Kampfbegierde mehr gereizt, als gestillt, und man fand in dem Benehmen des Feindes die dringendste Aufforderung, seinen freiwilligem Rückzug in eine gezwungene Flucht zu verwandeln. Allein die Franzosen rührten sich nicht, und der Marschall Davoust begnügte sich in seinem ruhigen Aufenthalt zu Ratzeburg mit der Anordnung unbedeutender Streifereien, die selten über eine halbe Stunde weit geschahen und meistens übel abliefen.

Wallmoden und Tettenborn hatten schon früh ihr Augenmerk auf das linke Elbufer gerichtet, wo ein offnes Feld für rasche Unternehmungen sich darbot, und wohin die Hoffnung theilweiser Aufstände im Hannöverschen mahnend zu rufen schien. Auch konnte der Marschall Davoust, sobald wir auf dieser Seite nachdrucksvoll vorgingen, unmöglich in Hamburg und an der Stecknitz ruhig bleiben, sondern mußte für seine Verbindung, mit Frankreich sowohl, als mit den französischen Heeren, höchst besorgt werden, und dashalb irgend eine Gegenwirkung versuchen, zumal noch nicht der

Zeitpunkt gekommen war, wo er ſich auf ſich ſelbſt beſchränken und darein ergeben durfte, innerhalb ſeiner Bollwerke eingeſchloſſen zu ſein. Daß er unſer Weggehen aus Mecklenburg zu neuem Vordringen benutzen würde, war nicht zu befürchten, da das Land, auch ohne Truppen, ſich durch die Gefahr, welche der Feind in ſeinem Entfernen von Hamburg ſah, hinlänglich geſchützt, und überdies durch die in jedem Fall zurückbleibenden Truppen des Generals von Vegeſack eine gute Stütze für ſeine Landwehr und ſeinen Landſturm fand. Zufolge dieſer Erwägungen verlegte Wallmoden ſchon am 6. September ſein Hauptquartier nach Dömitz, wohin ſich auch alle unſere Truppen in Marſch ſetzten. Kleine Abtheilungen Jäger hatten ſchon ſeit einiger Zeit gegenüber von Dömitz größere und kleinere Streifzüge tiefer in das Hannöverſche gemacht, und die Stadt Dannenberg faſt ohne Unterbrechung beſetzt gehalten. Der Feind, um alle ſeine Streitkräfte an der Stecknitz zu vereinigen, hatte dieſe Seite ganz entblößt. In dieſen Tagen jedoch ſandte der Marſchall Davouſt ein Bataillon nach Lüneburg, dem aber keine zahlreicheren Truppen, wie man anfangs vermuthen wollte, nachfolgten. Tettenborn war der Meinung, die Stadt Dömitz, welche nicht ohne Befeſtigung war, zum Mittelpunkte der Bewegungen zu machen, eine Brücke daſelbſt über die Elbe zu ſchlagen, einen ſtarken Brückenkopf auf den jenſeitigen Ufer anzulegen, und dann mit geſammter Macht über die Elbe zu ſetzen, die Stellung an der Stecknitz aber einſtweilen nur bewachen zu laſſen. Jenſeits traf man entweder auf den Marſchall Davouſt, im Fall er auf unſere Bewegung

auch über die Elbe ginge, und konnte ihm, da er seine Macht wegen der Besetzung Hamburgs mehr, als wir die unsrige, getheilt haben mußte, mit vortheilhafter Aussicht eine Schlacht liefern, oder man hatte, im Fall er sich nicht rührte, freie Hand zu den wichtigsten Unternehmungen. Wallmoden ließ in der That alles zu dem Brückenbau in Bereitschaft setzen, und schickte größere Partheien auf Kundschaft über die Elbe hinüber. Weil aber in diesen Tagen die feindlichen Posten bei Ratzeburg wieder etwas lebhafter wurden, und größere Abtheilungen, mit Geschütz versehen, auf mehrern Punkten vorzurücken versuchten, so kehrte er selbst mit allen Truppen am 12. September nach Zarrentin an den Schaalsee zurück. Tettenborn, welcher seit dem Gefechte bei Gudow und Mölln bald in Granzin, bald in Boitzenburg und Zarrensdorf gestanden, war schon Tags vorher in Zarrentin eingetroffen. Ein Versuch, dem Feinde eine seiner vorgerückten Partheien zu überfallen und abzuschneiden, wurde durch die Vorsicht der Franzosen vereitelt, die sich immer früh genug zurückzogen, und dann vollkommen ruhig blieben. Sie in ihrer ganzen Stellung anzugreifen, konnte niemand, der die Lage der Dinge gehörig vor Augen hatte, thunlich finden.

Wallmoden hatte überdies mit manchen innern Hemmungen zu kämpfen, die aus den höheren Verhältnissen herabkamen. Die Befehle, welche derselbe von dem Kronprinzen von Schweden erhielt, gesellten zu den vorhandenen Hindernissen oft neue; die Klarheit der eigentlichen Absicht und die Strenge der kriegerischen Aufgabe glaubte man bisweilen darin zu vermissen,

und ſtatt derſelben nur ein Gewebe dunkler Vorſtellungen zu finden. Sie alle zu befolgen, war ſchon wegen der Widerſprüche unmöglich, ſie auch nur theilweiſe auszuführen immer mißlich. Dieſe dem Oberbefehlshaber häufig vorgeworfene Unbeſtimmtheit findet gleichwohl wieder eine Entſchuldigung in ſeinen eignen höchſt peinlichen Verhältniſſen; ſein perſönliches Gewicht war zuſammengeſetzt aus dem der verſchiednen Mächte, deren Bundesgenoſſe er war, und jeden Augenblick mußte er dieſes bei denen ſelbſt geltend machen, die es ihm verliehen; die Schweden ſahen mißtrauiſch auf die künftigen Vortheile, welche ſie durch vorausgeleiſtete Dienſte erſt eintauſchen ſollten; die ruſſiſchen und preußiſchen Generale, welche unter dem Oberbefehl des Kronprinzen ſtanden, zeigten offenbaren Widerwillen gegen dies Verhältniß, das bald in lauter Mißhelligkeiten beſtand, und in gemiſchten Rückſichten die Macht eines gebietenden Feldherrn ſehr beſchränkte. Der Kronprinz, um dieſer Abneigung ſo wenig als möglich Wirkſamkeit zu laſſen, mochte ſeine eigentlichen Abſichten und Wünſche nicht im voraus immer preisgeben, ſondern glaubte ſie gewiſſer auszuführen, wenn er erſt im Augenblicke ſelbſt, wo die Gelegenheit es forderte, ſich mit feſter Beſtimmtheit ausſpräche, bis dahin aber alles in dunkler Unſicherheit ſchweben ließe. Wir müſſen zugeſtehen, daß er im Ganzen dieſer Kriegführung nie des richtigen Scharfblicks, der beſonnenen Vorſicht und des perſönlichen Muthes bei irgend einer Gelegenheit entbehrt habe; ſeine theilweiſen Anordnungen aber weckten oft Unzufriedenheit und Widerſpruch, denen nicht immer durch die That zu begegnen war. Seine

Betheiligung in dieſem Kriege überhaupt zeigte ſich allerdings ſehr verſchieden von derjenigen, zu welcher die deutſchen Gemüther aufgefordert waren; allein ſeine Freiheitsgeſinnung und ſein Haß gegen Napoleon verbanden ihn der deutſchen Sache dennoch nahe genug.

In dieſen Tagen hatten wir die umſtändlichen Nachrichten von den an der Katzbach, bei Kulm und bei Dennewitz erfochtenen Siegen empfangen, und die unbeſchreibliche Freude, welche ſie erregten, wurde uns nur dadurch verbittert, daß wir uns gegen die ſiegreichen Waffenbrüder noch ſo ſehr zurück fühlten, und der traurige Beobachtungskrieg uns wenig Ausſicht zeigte, gleich ihnen dem Feind entſcheidende Schläge beizubringen. Zwar konnte die Lähmung und Feſthaltung des Marſchalls Davouſt und ſeiner überlegenen Macht leicht ein eben ſo großes Verdienſt und ein nicht geringerer Vortheil für das Ganze dünken, als irgend einem andern Heertheil von gleicher Truppenſtärke zu erwerben vergönnt geweſen war, und in der That empfingen Wallmoden und Tettenborn aus der Nähe und Ferne die Glückwünſche aller Kriegskundigen über die bisherigen Leiſtungen, welche auf dieſer ſo ſehr gefährdeten Seite noch keinen Augenblick wirklicher Gefahr hatten aufkommen laſſen; allein ſie ſelbſt waren dadurch nicht befriedigt, ſo wenig als die kampfbegierigen Truppen, denen die Wichtigkeit des Geleiſteten nicht den Glanz erſetzen mochte, der von größeren Waffenthaten ausgeht. Mit deſto lebhafterm Eifer wurde daher die Gelegenheit ergriffen, die ſich endlich zu zeigen ſchien, in Einer Unternehmung an Tapferkeit

und Ruhm zu vereinigen, was bisher in unzähligen theilweisen Erfolgen vereinzelt und zerstreut geblieben war.

Durch aufgefangene Papiere erfuhren wir, daß der Marschall Davoust den General Pecheux mit einer französischen Division von 7000 Mann auf das linke Elbufer sende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von unsern Partheien zu säubern, welche täglich verwegner wurden. Es blieb zweifelhaft, ob diese Absendung nur diesen Zweck habe, oder auch eine Verstärkung der Truppen in Magdeburg beabsichtige. Die frühere Bewegung Wallmoden's nach Dömitz scheint den Marschall Davoust zu dieser Maßregel, die für uns nicht besser gewählt sein konnte, verlockt zu haben. Der Entschluß Wallmoden's war sogleich gefaßt. Der General von Vegesack blieb mit seinen Truppen zur Bewachung der Stecknitz zurück, er hatte sein Hauptquartier in Grevismühlen; damit der Feind auf den Vorposten keine Veränderung bemerke, und über den Abmarsch getäuscht bliebe, ließ Tettenborn auch ein Kosakenregiment auf der Ebene zwischen Büchen und Mölln zurück; einige Bataillons Lützower, die hanseatische Legion und das zweite Husarenregiment der russisch-deutschen Legion besetzten die übrige Gegend zwischen Roggendorf und Boitzenburg. Das hanseatische Fußvolk war nämlich nun, nachdem es durch englische, diesmal jedoch nur spärliche, Aushülfe sich einigermaßen erholt hatte, auch wieder brauchbar befunden und in die Linie vor den Feind gezogen worden; mit Unrecht hatte man seit dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten diese Truppe vernachlässigt, sie hatte sich bisher immer trefflich geschlagen, und schlug sich auch jetzt wieder, nach

ſo vielen herabſtimmenden Erfahrungen, dennoch mit ausgezeichneter Tapferkeit.

Am 13. und 14. September marſchirten wir über Bellahn, Langenheide und Lübtheen nach Dömitz, wo die Truppen ſich ſammelten und noch am Abend des 14. über die Elbe gingen und nach Dannenberg vorrückten. Tettenborn führte die Vordertruppen, ließ ſogleich vorwärts gegen den Wald, die Görde genannt, den Feind ausſpähen, und ſandte, um ſich in ſeinen Flanken zu ſichern, rechts und links Partheien gegen Bleckede und Uelzen. Der Feind war, laut der eingezogenen Nachrichten, bis zur Görde gekommen und hatte mit unſern Koſaken geplänkelt. Man ſchätzte ihn auf 8000 Mann, nebſt 8 Stücken Geſchütz; die Einwohner des Landes leiſteten uns durch Zutragen von Nachrichten und Verſchweigen unſerer Anweſenheit gegen den Feind die trefflichſten Dienſte, die Franzoſen erfuhren durchaus nichts, was ſie nicht durch Patrouillen, zu welchen ihnen die Reiterei fehlte, abreichen konnten. Wir erwarteten am folgenden Tage, der Feind würde vorrücken und in ſein Verderben hineingehen, weßhalb unſere Truppen hinter den Anhöhen, welche ſich wellenförmig über die Gegend erſtrecken, verdeckt aufgeſtellt blieben. Allein wir warteten den ganzen Tag vergebens; der Feind, ſchon ſtutzig durch das unvermuthete Zuſammentreffen mit Koſaken, hatte Halt gemacht, und ſchien ſich beſinnen zu wollen. Der General Pecheux, durch die frühere Bewegung unſrer Truppen gegen die Elbe irre geführt, hatte dem Marſchall Davouſt wiſſen laſſen, daß es ſehr gefährlich ſei weiter vorzugehen; dieſer, ſich der Anweſenheit Wall-

moden's in Zarrentin verſichert haltend, hatte jenem über ſeine zaghaften Beſorgniſſe hart und mit kränkenden Worten geantwortet, als deren Folge wir ſpäterhin die überaus hartnäckige Tapferkeit, mit welcher er Widerſtand leiſtete, zu erkennen glaubten. Die Koſaken hatte er als die Vorläufer mehrerer Truppen angeſehen, aber die Ruhe des ganzen Tages und der darauf folgenden Nacht benahm ihm dieſe Vermuthung wieder, und während zweimal vierundzwanzig Stunden blieb dem Feinde jede Kunde unſerer Nähe glücklich verborgen. Selbſt wenn irgend jemand aus verrätheriſcher und gewinnſüchtiger Abſicht dem Feinde hätte Nachricht bringen wollen, ſo würde er unſern Koſaken in die Hände gefallen ſein, welche mit meiſterhafter Geſchicklichkeit einen weiten Strich Landes in großem Umkreis völlig abſchloſſen.

Am 16. September früh um vier Uhr brachen wir endlich mit allen Truppen von Dannenberg auf, und rückten gegen die Görde vor, in der Hoffnung, dem Feinde in dieſer Richtung zu begegnen; der Marſch blieb durch die zwiſchenliegenden Hügel und Waldgebüſche gänzlich verdeckt, und eben ſo nachher die Stellung, die wir vor dem Anfange des Waldes nahmen, um den Feind zu erwarten. Allein er rückte keineswegs vor, ſondern blieb in ſeiner Stellung rückwärts des Jagdſchloſſes Görde, welches er mit Jägern beſetzt hielt, auf einer vortheilhaften Anhöhe vor dem Dorfe Oldendorf, ſandte gegen die vorgeſchickten Koſaken einige Plänkler aus, und als jene, um die ſeinigen zu verlocken, ſich zurückzogen, ließ er ſie nicht verfolgen, ſondern zog auch die ſeinigen wieder ein, und man hörte ſchon kaum noch hin und wieder einen Schuß fallen.

Als wir bis Mittag vergebens gewartet hatten, beſchloß Wallmoden den noch übrigen Theil des Tages zu benutzen, und den Feind anzugreifen. Wir hatten jedoch noch ein gutes Stück zu marſchiren, und konnten erſt gegen 2 Uhr Nachmittags zum Angriff kommen. Tettenborn eröffnete das Gefecht; Abtheilungen Koſaken ſprengten, indem ſie rechts durch Thäler und Schluchten, links durch die Waldungen drangen, gegen die Flanken des Feindes vor, umſchwärmten denſelben plötzlich von allen Seiten, und machten ihm von dieſem Augenblick unmöglich, nach irgend einer Richtung klar zu ſehen; keine Streiferei, keine Erkundigung konnte er vornehmen. Die preußiſchen Jäger warf Tettenborn links in den Wald, ließ ſie von Koſaken ſeitwärts am Rande begleiten, und dann raſch gegen den Feind anrücken, der ſich bei dem Jagdſchloſſe ſtark geſetzt hatte, und zwar anfangs beſtürzt wich, bald aber in großer Ueberzahl das Gefecht mit Erbitterung im Walde erneuerte; der General Pecheux befand ſich in Perſon daſelbſt. Tettenborn war unterdeſſen vor die Hauptſtellung des Feindes mit einer Abtheilung Koſaken und Lützow'ſcher Reiter und 4 hanſeatiſchen reitenden Kanonen gerückt, und griff dieſelbe in der Front an. Der Donner des Geſchützes ließ den General Pecheux nicht länger in Zweifel, daß die Sache diesmal ernſthaft abgeſehen ſei. Er ſammelte ſeine Schützen ſo viel als möglich aus dem Wald, wo das heftige Gefecht kaum noch zum Vortheil der Unſrigen erhalten worden war und mehrmals zum Nachtheil geſchwankt hatte, und ſuchte in gedrängter Maſſe über eine ebne Strecke die Anhöhe zu gewinnen, wo ſein Geſchütz aufgepflanzt

war, und ein überlegenes Feuer gegen das unſere richtete. Der Hauptmann Spooremann von der hanſeatiſchen Artillerie ſchoß gut und ſchnell, und richtete zuletzt, unbekümmert um das feindliche Geſchütz, mit großer Kaltblütigkeit ſeine Schüſſe in jene Maſſe Fußvolk, wo man das Einſchlagen der Kugeln wahrnehmen konnte, ſie kam, nicht ohne großen Verluſt, flüchtig und zerſtreut auf der Anhöhe an. Während man ſich hier auf dieſe Weiſe ſchlug, und einige engliſche Kanonen den hanſeatiſchen zur Unterſtützung herbeikamen, ſo daß das unausgeſetzte Feuer des Feindes nun mit gleichem beantwortet werden konnte, und bald überboten wurde, führte der Oberſt von Pfuel eine von dem General von Arentſchildt befehligte Brigade der ruſſiſch-deutſchen Legion und 6 Kanonen links auf einem Umwege durch die Görde, um dem Feind in den Rücken zu kommen; ihm war aufgetragen worden, zuerſt nur das Fußvolk durch den Wald zu führen, die Kanonen aber am Eingange zurück zu laſſen, und ſie erſt ſpäter, wenn das Fußvolk aus dem Walde vorgerückt und ihr Gebrauch vonnöthen ſei, nachkommen zu laſſen. In Betracht aber der ſpäten Tageszeit und des weiten Weges durch den Wald, nahm derſelbe die Kanonen vielmehr an die Spitze ſeines Marſches, und beſchleunigte die Truppen ſelbſt ſoviel als möglich. Der Feind ſtand trotzig in ſeiner Stellung auf einer gutgewählten Anhöhe, um welche eine weit abgeflachte Vertiefung ſich bogenförmig hinzog, ſein Feuer war vortrefflich, ſein Fußvolk zeigte ſich unerſchrocken, und der im Walde verſpätete Theil deſſelben ſetzte in unſerer linken Flanke ein heftiges Geplänkel lebhaft fort. Der Tag war ſchon weit vorge-

t, die Zeit verging in wechſelſeitigem Schießen, und raſche Kraft unſeres Angriffs litt Gefahr gänzlich ſtocken, und ſich in ein gewöhnliches Kanoniren, nichts entſcheidet, aufzulöſen. Die übrigen Truppen Imoden's hatten den weiten Weg noch nicht zurück- ıt, und Pfuel brach noch immer nicht aus dem de im Rücken des Feindes hervor; er fand die me und Schwierigkeiten größer, als man ſie ange- n hatte, und ohne ſeine verſtändige Eile wäre er mit anbrechender Dämmerung erſchienen. Jetzt aber, dringenden Augenblicke, verkündigten Kanonenſchüſſe Rande des Waldes uns und dem Feinde ſeine An- t, gleich darauf ſah man das Blinken der Gewehre, die Bataillons aufmarſchiren; die Stellung des des, der jetzt gänzlich umgangen war, wurde nun Rücken und von vorn mit entſcheidendem Erfolg offen, und ſein Geſchütz bald zum Schweigen ge- ht. Pfuel erſtürmte ein Dorf, das der Feind in m Rücken beſetzt hatte, und drang immer näher n. Jetzt auch erſchienen die übrigen Truppen, die er noch zurückgeweſen waren, auf dem Kampfplatz, verſtärkten den Angriff in der Front und in der n Flanke des Feindes. Die Koſaken machten einen meinen Angriff auf die noch übrigen Plänkler, von i Seiten rückten unſere Truppen zum Sturm vor.

General Pecheux hatte, ſobald er ſich umgangen von der Straße nach Lüneburg abgedrängt ohne nung eines Rückzugs ſah, den Entſchluß der ver- feltſten Gegenwehr gefaßt, und in ſeinen Soldaten he Geſinnung erweckt. Die Franzoſen ſtanden mit ſchüttertem Muthe, und unterhielten ein mörderiſches

Gewehrfeuer, indem ſie zugleich aus ihren noch brauch
baren Stücken Kartätſchen in unſere Reihen ſchmetterten
Der Major von Lützow ſprengte mit ſeinen Reitern au
das feindliche Fußvolk an, wurde aber durch eine Kug
in den Leib ſchwer verwundet. Der General von Dörr
berg war inzwiſchen herangerückt, und erneuerte de
Angriff; zwei Maſſen, auf welche der Oberſtlieutenan
Karl von Noſtiz (jetzt ruſſiſcher Generallieutenant) bekann
durch ſeine rückſichtloſe Unerſchrockenheit, an der Spitz
einiger Schwadronen Huſaren eindrang, wurden zuſam
mengehauen, gefangen; eine dritte Maſſe erlitt gleiche
Schickſal durch den Oberſtlieutenant von der Gol
Immer noch wehrten ſich die Franzoſen mit größte
Entſchloſſenheit, ihr Gewehrfeuer tödtete uns viele Leut
Aber immer näher drangen die Unſern vor, preußiſch
Jäger eroberten ſtürmend die letzte Haubitze des Fein
des, unſere Kanonen feuerten von allen Seiten i
ſeine Reihen, die ſchon durch kein eignes Geſchütz mehr
vertheidigt wurden. Unter dieſen Umſtänden ſuchte de
General Pecheux mit dem Reſt ſeiner Truppen an
ſeiner linken Flanke gegen die Elbe hin ſich zu retten
und zog ſich von Anhöhe zu Anhöhe. Allein hier ſollt
ſeine Niederlage erſt recht vollſtändig werden. Wal
moden an der Spitze der Truppen drang unausgeſetzt
vor, und ermunterte im heftigſten Kugelregen die Se
nigen durch das Beiſpiel heldenmüthiger Ruhe. Di
beiden hannöverſchen Bataillone Langrehr und Bennig
ſen ſtürzten mit gefälltem Bajonet auf den Feind; de
Major von Berger führte gleicherweiſe ſein Bataillo
als Sturmmaſſe zum Bajonetangriff. Tettenborn ſprengt
mit ſeinen Koſaken heran, und brachte eiligſt alle

reitende Geſchütz hart an die ſchon ungeordneten Reihen des Feindes, der jetzt nicht mehr Stand hielt; und kaum hatte ſich das immer ſchwächer werdende Häuflein mit einem Kriegsmuthe, der uns Bewunderung und Mitleid abnöthigte, auf einem neuen Hügelrande wieder geſtellt, als es auch ſchon durch das Feuer unſrer Kanonen, die in größter Nähe nachfuhren, gleich wieder niedergeſchmettert und wie weggehaucht war. Hiezu kam der Schrecken, den die zuerſt hier in dieſem Kriege gebrauchten Congreve'ſchen Brandraketen als etwas Neues und Unerhörtes in den Franzoſen erregten; das unauslöſchliche Feuer, das ſauſend durch die Lüfte fuhr, verbrannte mit weitem Sprühen alles, was in ſeinen Bereich kam, bis zuletzt eine zerſpringende Granate noch zerſchmetterte, was jenes verſchont hatte. Es waren in der That einige Franzoſen durch dieſes Feuer verbrannt worden, und die Flüchtlinge klagten in den Ortſchaften, wo ſie durchkamen, mit Entſetzen über das Anwenden dieſer hölliſchen Erfindung. Uns jedoch ſchien die Wirkung der Kanonen noch größer und ſicherer. Der Einbruch der Nacht nahm die geringen Reſte des Feindes in ſchützendes Dunkel; und in wegloſer Waldung, die unſere ohnehin ermüdete Reiterei endlich vom Verfolgen abhielt, ſetzte er die Flucht fort. Der General Pecheux ſelbſt und 600 Mann waren entkommen, und gewannen noch in ſelbiger Nacht Lüneburg, wo ſie nur kurze Zeit ruhten, und dann nach Hamburg aufbrachen. Die ganze Diviſion von 7000 Mann war vernichtet, alle Kanonen, 8 an der Zahl, genommen, alles Gepäck in unſere Hände gefallen. Die Niederlage konnte, außer daß der oberſte Befehlshaber entkommen war, nicht größer

ſein. Der General Pecheux verzweifelte, und vergoß auf der Straße in Lüneburg Thränen über ſein ſchmachvolles Unglück, das wegen des großen Heldenmuthes, mit welchem die Schuld des gewarnten, aber ſtarrſinnig beharrenden Vorgeſetzten durch den Tod ſo vieler Tapfern gebüßt worden, in wirklich tragiſcher Geſtalt erſchien, und dem unglücklichen Feind unſere Hochachtung und unſer Mitgefühl zu Begleitern gab. An Todten und Verwundeten verloren die Franzoſen in dieſem Treffen bei der Görde über 2500 Mann, die übrige Mannſchaft war gefangen oder zerſtreut, noch nach vier Tagen ſchleppten die Bauern aus dem Walde viele Verſprengte herbei, die theils dort verwundet liegen geblieben, theils ſich dahin verkrochen hatten. Tettenborn ließ beſtens für die Verwundeten ſorgen und durch den verdienten hanſeatiſchen Stabsarzt Doktor Redlich ihnen alle ärztliche Hülfe zukommen, welche die Umſtände geſtatteten. Unter den Gefangenen befand ſich ein polniſcher General, ein franzöſiſcher Oberſt, die beiden Adjutanten des Generals Pecheux, und viele Offiziere, die größtentheils in Spanien gedient hatten, und zu den Truppen in Deutſchland verſetzt worden waren. Ein ſehr ausgezeichneter franzöſiſchrr Officier, Major Ville, war auf dem Schlachtfelde an ſeinen Wunden geſtorben. Wir verloren in dieſem Treffen an Todten und Verwundeten gegen 1000 Mann. Wallmoden hatte durch eine Kanonenkugel ein Pferd unter dem Leibe verloren, Tettenborn das ſeinige zweimal wechſeln müſſen; dieſe beiden Generale nebſt dem General von Dörnberg hatten die Gefahr vielleicht begieriger aufgeſucht und verwegener herausgefordert, als man den Feldherrn gewöhnlich erlauben

will; zwar haben die Gründe, welche man anzuführen pflegt, um die Anführer in der Schlacht unnöthiger Gefahr zu entrücken, vieles für ſich, allein wir geſtehen offen, daß die ausgezeichnete perſönliche Tapferkeit ein zu ſchöner und edler Theil des Kriegsruhms iſt, als daß ihn ſelbſt der oberſte Anführer dem gemeinen Soldaten ganz überlaſſen dürfte; und alle ächte Feldherren haben wenigſtens nicht verſchmäht, immer mit Luſt und Eifer den Ruhm zu erneuern, den zu erwerben ſchon nicht mehr nöthig war; und iſt es nicht ſchon ein Vorzug, im Fall, wie wohl zu geſchehen pflegt, der Ruhm des Feldherrn ſtreitig gemacht würde, doch den eines tapfern Kriegers zu behalten?

Wir brachten die Nacht in der Görde zu, wo Wallmoden die Meldung erhielt, daß der Marſchall Davouſt, vielleicht unterrichtet von der geringen Stärke der ihm entgegenſtehenden Truppen, ſowohl gegen Boitzenburg als gegen Zarrentin im Vorrücken ſei. Auf dieſe Nachricht ſchickte Wallmoden gleich am folgenden Tage den größten Theil ſeiner Truppen über die Elbe zurück, er ſelbſt nahm ſein Hauptquartier in Dannenberg. Tettenborn aber blieb in der Görde, wo noch immer Gefangene eingebracht wurden, und mancherlei Erfolge der ausgeſandten Partheien abzuwarten waren. Der Rittmeiſter von Herbert war bei Lüneburg vorbeigegangen, und hatte auf der Straße nach Celle einen heftigen Scharmützel mit einer Abtheilung Franzoſen, die größtentheils zu Gefangenen gemacht wurden. An der Elbe war alles ruhig, wenige Verſprengte von dem Treffen bei der Görde wurden in Bleckede aufgefangen, mehrere in den Waldungen. Ueber Uelzen hinaus

waren einzelne Partheien weit in's Land geſtreift, ohne irgend etwas vom Feinde erfahren zu können, das ganze Land bis Braunſchweig und Hannover lag offen da. Der Lieutenant von Schimmelpfennig war geradezu auf Lüneburg gegangen, und in die Stadt, welche der Feind in größter Eile früher befeſtigt, aber mit Uebereilung verlaſſen hatte, ohne Widerſtand eingerückt. Auf dieſe Nachricht brachen wir am 18. September aus der Görde auf, und marſchirten nach Dalenburg, wo das Fußvolk und die Kanonen zurück blieben, während Tettenborn mit den Koſaken weiter zog und noch denſelben Nachmittag Lüneburg erreichte. Unverzüglich ſandte er von hier aus den Rittmeiſter von Herbert in der Richtung von Toſtädt auf die Straße von Hamburg nach Bremen; dieſer ließ den Lieutenant von Hochwächter auf die Straße von Hamburg nach Celle vorgehen, wo derſelbe ſogleich einen Scharmützel gegen Gendarmen und Douaniers zu beſtehen hatte, mit großer Tapferkeit den Feind warf, und mehrere Gefangene machte. Andere Partheien rückten ſchnell nach Winſen vor, und beſetzten an der Elbe Artlenburg, Brackede und Honsdorf, Lauenburg gegenüber. Die Stadt Lüneburg wurde auf das ſorgfältigſte verſchloſſen und bewacht, um den Feind über unſere Stärke in völliger Ungewißheit und Täuſchung zu erhalten. Durch dieſes Vorrücken und Ausſenden von Partheien erhielt unſer bisheriger Stand gegen den Feind plötzlich eine ganz andere Wendung; ſeine Hauptverbindung rückwärts mit Bremen ſah er bedroht und erſchwert; ſeine Stellung an der Stecknitz in der Front durch Truppen bewacht, die wenigſtens ſtark genug waren, um jeden Streifzug

zu verbieten, und in der Flanke auf dem linken Elbufer durch Truppen beunruhigt, deren Stärke er nicht zu schätzen, aber, nach allen Anordnungen, die er machen sah, für sehr bedeutend halten mußte; die Hauptmasse der Truppen Wallmoden's stand im Hintergrunde, und konnte nach Willkür auf der einen oder der andern Seite der Elbe das Uebergewicht geben. Jeder Irrthum, jedes Versehen des französischen Feldherrn konnte entscheidend werden, und ihn zur Räumung des Feldes zwingen.

Inzwischen erhielten wir auf dem nächsten Wege über Bleckede die Nachricht, daß der Feind, sobald er Boitzenburg besetzt gesehen, auf dieser Seite Halt gemacht, auf der andern aber nach dreistündigem heftigen Gefecht Zarrentin genommen habe, worauf die Unsern auch Boitzenburg verlassen hätten. Allein der Feind zog sich auch von Zarrentin bald wieder zurück, und nach Boitzenburg kam er gar nicht, so daß seine ganze Angriffsbewegung ein bloßer Scheinversuch blieb, sei es nun, daß er gleich anfangs nur einen solchen beabsichtigt habe, oder durch die Besetzung Lüneburgs und die Bewegungen Wallmoden's von seiner frühern Absicht abgebracht worden. Weil aber dennoch die Franzosen an der Stecknitz in mancherlei Bewegung blieben, befürchtete Wallmoden ein neues ernsthaftes Vordringen derselben in das Mecklenburgische, und rief auch Tettenborn ungesäumt nach Dannenberg zurück, um sodann bei Dömitz auf das rechte Elbufer überzugehen. Alle ausgesandten Partheien wurden demzufolge nach Dömitz beschieden, mit Ausnahme der von dem Rittmeister von Herbert befehligten, und einer andern, die unter dem Lieutenant von Schim-

melpfennig in Lüneburg zurückblieb; denn Tettenborn wollte wenigſtens ſo lange als möglich die Eiferſucht des Feindes nach dieſer Seite rege erhalten, und traf alle Anſtalten, um ihn noch ferner zu täuſchen und zu irren. Am 20. September Mittags marſchirten wir von Lüneburg ab, nahmen die in Dalenburg ſtehen gebliebenen Truppen unterwegs mit, und langten Abends in Dannenberg an. Die Bewegungen des Feindes hatten ſich inzwiſchen aufgeklärt, ſie waren eine Folge der Beſorgniſſe, welche die Unſrigen ihm erregt hatten, und die Franzoſen, weit entfernt, etwas Kühnes vorzuhaben, zogen zahlreiche Verſtärkungen von Lübeck und Ratzeburg nach der Elbe, um Lauenburg und die Hooper Schanze gehörig zu beſetzen, und einem Angriff von dieſer Seite widerſtehen zu können. Wir kehrten daher nach erhaltenem Gegenbefehl am 21. September ſogleich wieder nach Dalenburg zurück, wo das Fußvolk und das Geſchütz abermals ſtehen blieb, und rückten am folgenden Tage mit der Reiterei wieder nach Lüneburg. Die verſchiednen Partheien zogen wieder an die Elbe und gegen Haarburg aus, und nahmen zum Theil ihre vorigen Stellungen wieder, bevor noch der Feind deren Entblößung bemerkt oder benutzt hatte.

Lüneburg wurde nunmehr der Hegeort, aus deſſen Mitte dem Feinde unendliche Anläſſe zu Verdruß, Beſorgniß, Nachtheil und Zweifel zuſtrömen ſollten, für deren Größe man aus ſeinen Gegenwirkungen eine Art von Maßſtab finden konnte. Seine Truppen wurden bald gänzlich auf Haarburg und die Hooper Schanze beſchränkt, die Koſaken übten wieder einen Theil ihrer alten Schreckensmacht aus, und niemals wagten die

Franzoſen ohne die größte Ueberzahl ihnen die Spitze zu bieten; überhaupt hatte die Niederlage des Generals Pecheux, die im ganzen Lande noch vergrößert herumgetragen wurde, den Muth des Feindes ſehr geſchwächt, und das Vertrauen des Volkes zu unſern Waffen neu belebt. Die Lüneburger verbrannten mit großem Jubel auf öffentlichem Markte die Adlerzeichen der franzöſiſchen Herrſchaft, die ſämmtlichen Schriften der Douanen, und dieſes Freudenfeuer dauerte mehrere Tage. Nicht geringen Eifer bewieſen die Einwohner in Aufſuchung verſteckter Franzoſen und Anzeigung franzöſiſchen Eigenthums. Außer unſerm eignen Siege brachten wir auch die erſten Nachrichten von den fortdauernden Schlägen, welche der Feind auf allen andern Seiten zahlreich erlitten hatte; dieſe Nachrichten hatte man den Truppen wie den Einwohnern mit ſtrenger Sorgfalt vorenthalten, und erdichtete dafür untergeſchoben; ſie wurden daher mit unglaublicher Freude und Begierde aufgenommen. Da in dem ganzen Lande bis an die Weſer und über Hannover hinaus von dem Feinde nur wenig zu ſehen war, und ſeine Behörden ohne Truppen wenig vermochten, ſo war bald alles mit den Kriegsberichten überſchwemmt, die in Lüneburg zur Befriedigung des ungeſtümen Verlangens mehrmals gedruckt wurden, und der Feind ſah bis an den Harz und die Ems ſeine mühſamen Täuſchungskünſte zu Schanden gemacht. Am beſchwerlichſten wurden ihm jedoch die unaufhörlichen Streifzüge unſerer Partheien, die bald hier bald dort plötzlich erſchienen, ſich vereinzelten und ſich wieder zuſammenfanden, und jedem feindlichen Begegnen gewachſen oder verſchwunden waren; ſie fingen Kouriere, Poſten

und Zufuhren auf, machten alle franzöſiſche Verwalt unmöglich, ſchnitten Nachrichten ab und verbreiteten de überfielen kleinere Truppenabtheilungen auf dem Ma und in den Quartieren, und beunruhigten die ga Gegend. Da ihre Beweglichkeit ſtets in Ungewiß über ihre Stärke ließ, und wenn man alle Koſaken, an demſelben Tage an verſchiedenen Orten geſehen n den waren, zuſammenrechnete, eine unglaubliche Z herausbrachte, ſo vermehrte dies nur die Schwierigk etwas gegen ſie zu unternehmen. Der franzöſiſche G neral von Oſten marſchirte von Haarburg mit Fuß und Geſchütz gegen die Streifereien, welche der R meiſter von Herbert nach Buxtehude und Welle füh allein die Franzoſen richteten nichts aus; bei Hitfeld ſtand ein heftiges Gefecht, worin ſie eine Anzahl fangene verloren, worauf die Uebrigen im Schrecken n Haarburg zurückflohen. Während auf der einen S unſere Patrouillen bis Celle kamen, drangen andere Zeven vor, um den Kourieren, die zwiſchen Hamb und Bremen gingen, aufzulauern, ſo daß dieſe end zu dem Umwege über Stade und Bremervörde, ſogar über Ritzebüttel und Bremerlehe genöthigt n den. Von dem franzöſiſchen Oberſten Grafen von Sa Kyrburg, der zufolge der Briefſchaften eines aufgef genen Kouriers mit 400 weſtphäliſchen Reitern ei Partheigang gegen uns machen wollte, war nichts we zu erfahren.

Etwas beſſer hielt ſich der Feind zunächſt der E die Beſatzung von Haarburg war bis auf 4000 M verſtärkt worden, und die Hooper Schanze und Zollenſpieker wurden mit mehrern Bataillons beſ

auch wir hatten inzwiſchen gegen 300 Jäger aus Dalenburg herangezogen, und konnten den Angriffen, die der Feind von dieſer Seite wagte, die Spitze bieten. Bei Winſen, Artlenburg und Honsdorf ſchlug man ſich beinahe täglich, und der Feind verlor durch die wiederholten nachtheiligen Gefechte im Ganzen ſehr viele Leute; wir hatten in manchen dieſer Scharmützel keinen Mann verloren, und der Feind allein an Gefangenen wohl 50 bis 60 Mann eingebüßt. Bei einem ſolchen Gefechte war im Dunkel der Nacht ein franzöſiſcher Offizier mit 6 Mann verſprengt worden, und wurde erſt einige Tage nachher im Walde aufgehoben und nach Lüneburg gebracht; er hatte die Abſicht gehabt, ſich durch nächtliche Märſche bis nach Magdeburg durchzuſchleichen, und war ſo überzeugt von der Niederlage unſerer Heere, daß er den Tagsbefehl, worin der Marſchall Davouſt den Truppen das Einrücken Napoleon's in Berlin anzeigte, als eine Neuigkeit an Tettenborn überreichte, und mit dem Achſelzucken der Zuverſicht hinzufügte: „Aber, es hat Leute gekoſtet, viel Leute!" — Ein Adjutant des Generals Vichery, der Ueberbringer wichtiger Befehle war, wurde durch den Rittmeiſter von Herbert gefangen genommen. Unſere Mittheilungen dagegen gelangten durch dieſen letztern ſicher bis zu den engliſchen Schiffen, die vor der Mündung der Elbe lagen.

Einen Hauptverdruß machte den Franzoſen in Hamburg die Zeitung aus dem Feldlager, die in Lüneburg ihren Anfang nahm. Die Begierde der Einwohner nach unſern Nachrichten von dem großen Kriegsſchauplatze machte es uns zur Pflicht, die Hauptſachen jedesmal ſchleunig durch den Druck mitzutheilen, um ſolchem Eifer

möglichſt zu entſprechen. Das Zuſtrömen von guten Neuigkeiten nöthigte in kurzem zu einer Reihefolge von Druckblättern, die von ſelbſt eine Art von Zeitung bildeten, und nur eines gemeinſchaftlichen Namens bedurften. Die durch unſern Zweck erzeugte Rückſicht auf die Oertlichkeit der nächſten Gegend machte den Marſchall Davouſt bald zu einem Hauptgegenſtande dieſes Blattes, welches, mit dem Hauptquartier Tettenborn's ſeinen Erſcheinungsort wechſelnd, und unentgeltlich ausgetheilt und verſandt, in kurzem eine ungeheure Gunſt und Nachfrage fand. Es fehlte nicht an ſatiriſchen Ausfällen, in welchen die gute Laune unſers Hauptquartiers ſich ergoß, und zu denen mehrere Offiziere, und unter andern auch Jahn, der bekannte Turnlehrer, der als Hauptmann bei den Lützowern ſtand, ihre Beiſteuer gaben. Die Franzoſen waren bisher gewohnt, ſolche Feindſeligkeiten allein auszuüben, und geriethen ganz außer ſich, als man ihnen nicht das Gleiche, ſondern Beſſeres bot, und ihr erſchöpfter Witz nichts mehr zu finden wußte, um die treffende Wahrheit zu entkräften, mit welcher der Marſchall Davouſt hier bald als der Vandale Gänſerich, bald als Robinſon und Hermite de Ratzebourg bezeichnet wurde. Dieſe Zeitung hat uns ſeitdem überall hinbegleitet, nach Bremen und Dänemark, bis ſie zuletzt in Frankreich mit dem 16. Stücke, das die fremde Sprache angenommen hatte, aufhörte, und noch ihr letztes Wort der Marſchall Davouſt blieb. Wir haben der litterariſchen Nebenſache hier vorzüglich deßhalb gedacht, um in Tettenborn das nach unſrer Meinung nicht geringe Verdienſt anzuerkennen, daß er mit kräftigem Muthe auch in dieſer Weiſe offen und für immer mit dem Feinde gebrochen, und

keine Möglichkeit einer Aussöhnung sich habe vorbehalten wollen, die er unter jeder Bedingung zu verschmähen fand, während manche öffentliche Blätter durch Rücksichten und Glimpf aller Art noch sorgfältig diese Möglichkeit zu erhalten bedacht waren.

Nicht unerwähnt vorbeigehen dürfen wir hier das Mädchen von Lüneburg, Johanna Stegen, welche am Tage des Treffens, in welchem der General von Dörnberg den Sieg über den General Morand hier erfocht, mit hochherzigem Muthe den preußischen Jägern, die sich verschossen hatten, inmitten des Gefechts Patronen in ihrer Schürze zutrug. Als die Franzosen endlich wieder Meister von Lüneburg wurden, hatte sie sich verstecken müssen, und auch späterhin noch manche Bedrohung, manche Härte von Seiten der Fremden und sogar mancher Einheimischen erfahren müssen, bis sich die Erinnerung ihrer That nach und nach in der Stille des untergeordneten Lebens verlor. Tettenborn aber ließ sie aufsuchen und zu Tische einladen, als eine würdige Kriegsgenossin; ihr Betragen war hier eben so unbefangen sittsam, als es dort unbefangen muthig gewesen war. Um sie nicht neuer Rache des Feindes auszusetzen, wurde sie, die bald entschlossen war, alte Verhältnisse gegen neue zu vertauschen, mit für sie günstiger Aussicht nach Berlin befördert. Es ist ein Zeichen des Geistes, der unsern Krieg belebte, daß auch Weiber aus edlem Triebe sich zu dem Kampfe berufen glaubten, der sonst nur Männern obliegt; eine Erscheinung, die schwerlich in andern, als wahrhaften Volkskriegen, gefunden wird, und unwidersprechlich die gerechte Sache zu erkennen gibt. Wir nennen bei dieser Gelegenheit noch Eleonoren

Prochaska, ein Mädchen aus Potsdam, die der Ruhe der Waffen und des Vaterlandes ihrem ſtillen Lebenswandel entführte, und unter dem Namen Auguſt Renz in unentdeckter Verkleidung den Lützow'ſchen Jägern beigeſellt hatte. Sie war gleich im Anfang des Treffens bei der Görde durch einen Schuß verwundet worden, allein das heldenmüthige Mädchen war nicht bloß als Mädchen, ſondern wäre auch als Mann ausgezeichnet geweſen, und ging nicht aus dem Gefecht, bis ein zweiter Schuß in den Schenkel ſie nöthigte, beides, das Gefecht und ihre Verkleidung zu verlaſſen. Sie entdeckte ſich einem Offizier, durch deſſen Vermittlung ſie alle mögliche Schonung und Hülfe erlangte. Allein nach wenigen Tagen ſtarb ſie an ihren Wunden, beklagt von allen ihren Kameraden, deren Liebe und Achtung ſie in hohem Grade beſeſſen hatte.

Die Nachrichten von unſern großen Heeren meldeten fortdauernd die glücklichſten Vortheile, die von allen Seiten über den aus Böhmen, Schleſien, und der Mark Brandenburg ſchon ganz nach Sachſen zurückgedrängten Feind erfochten waren. Große und zahlreiche Streifſchaaren zogen in ſeinem Rücken und auf ſeinen Flanken ungeſtraft umher, und beſuchten Braunſchweig und ſogar Kaſſel, gegen welchen letztern Ort der Kronprinz von Schweden den General Tſchernyſcheff mit 3000 Pferden vorgeſchickt hatte. Die Nachricht, daß Baiern dem großen Bunde beigetreten, kam ebenfalls in dieſen Tagen. Alles dies forderte zu kühnen Unternehmungen auf, denen die großen Ereigniſſe immer feſtere Grundlage boten. Der Marſchall Davouſt hatte ſeine Hauptſtärke jetzt an die Elbe gezogen, und im Ochſenwärder, beim Zollenſpieker

und bei Lauenburg verſammelt; er ſchien äußerſt beſorgt wegen eines Angriffs auf Haarburg, deſſen Befeſtigung er eilig vermehren ließ. Bei dieſer Lage der Dinge erſuchte Wallmoden den Kronprinzen von Schweden, die Stecknitz bloß durch den General von Vegeſack beobachten zu laſſen, da der allgemeine Zuſtand der Sachen kein Vordringen des Feindes mehr auf dieſer Seite zu befürchten gab, ihm ſelbſt aber zu erlauben, nach Hannover vorzugehen, wo alles nur auf ſein Erſcheinen wartete, um ſich gegen den Feind zu bewaffnen. Allein der Kronprinz war keineswegs damit einverſtanden; und was er in Rückſicht des Marſchalls Davouſt wohl bewilligt hätte, mochte er wegen der Dänen nicht zugeſtehen. Dieſen war bisher noch kein bedeutender Nachtheil beigebracht, und ihm dem Schweden doch vor allem daran gelegen, dieſe Feinde nicht länger unangetaſtet in ſeinem Rücken zu laſſen, wenn er, wie er ſchon am Ende Septembers ankündigte, über die Elbe ginge, um ſich nach Halle und Leipzig zu wenden. Er ſandte daher an Wallmoden den Befehl, vielmehr einen Verſuch an der Stecknitz zu machen, wo möglich die Dänen von den Franzoſen zu trennen, und jene, von welchen man wußte, daß ſie bei dem erſten Anlaß ſich hinter die Eyder zurückziehen würden, geſondert anzugreifen. Wallmoden rief in Gemäßheit dieſes Befehls Tettenborn abermals von Lüneburg auf das rechte Elbufer zurück, und wollte ſeine Truppen bei Gadebuſch zu einer kräftigen Angriffsbewegung verſammeln. Tettenborn ließ bloß den Rittmeiſter von Herbert und Lieutenant von Klitzing mit einer ziemlichen Anzahl Koſaken in und bei Lüneburg zurück, ging am 5. Oktober bei Bleckede auf Kähnen,

die er früher hatte zuſammenbringen laſſen, über die Elbe, und marſchirte nach Boitzenburg. Gleich der folgende Tag war zu einem allgemeinen Angriff beſtimmt; allein der Marſchall Davouſt hatte diesmal die Sache nicht unrecht vorhergeſehen, und ſchleunig alle Truppen aus dem Ochſenwärder wieder an die Stecknitz gezogen, ſo daß die natürliche Schwierigkeit, welche die ſumpfigen Ufer der Stecknitz jedem Uebergange entgegenſetzten, durch die zahlreiche Stärke des Feindes zur Unmöglichkeit wurde. Die ganze Sache lief auf ein heftiges Kanoniren hinaus, das bei Büchen den ganzen Vormittag des 6. Oktobers andauerte, ohne irgend etwas in der Stellung der beiderſeitigen Truppen zu ändern. Auch in den folgenden Tagen blieb alles in dem alten Zuſtande; der General von Vegeſack machte einen Angriff auf die ihm gegenüber ſtehenden Vorpoſten, bei welchem die hanſeatiſche Reiterei ſich ſehr tapfer auszeichnete, allein ohne einen Erfolg zu bewirken. Ein trefflicher hanſeatiſcher Offizier, der junge Godefroy aus Hamburg, war unter den Gebliebenen.

Auf's neue der Langenweile eines Beobachtungskriegs, dem man nimmer entfliehen zu können ſchien, übergeben, mochte Tettenborn nicht länger einen Zuſtand ertragen, der allen ſeinen Eigenſchaften widerſprach, und ſeine ausgezeichnetſten Gaben beinahe unnütz ruhen ließ. Die Nachricht, daß Blücher mit dem ſchleſiſchen Heer über die Elſter gegangen ſei, und den Feind fortwährend hart bedränge, ſo wie alles Andere, was man von der obern Elbe erfuhr, belebte immer auf's neue die Ausſicht auf glückliche Partheigänge, die gerade jetzt an der Zeit zu ſein ſchienen, während die

Heere des Feindes noch das Feld hielten, und doch ihr Rückzug schon unvermeidlich dünkte. Der Zug des Generals Tschernyscheff nach Kassel und die glänzende Einnahme dieser Stadt hatte Schrecken und Bestürzung weithin verbreitet; allein durch stärkere, von Frankfurt her im Anmarsch befindliche französische Truppen bedroht, waren die Russen von Kassel wieder aufgebrochen, und eilten, indem sie ganz rechtshin zur Seite auswichen, die Brücke bei Dömitz zu gewinnen, um gleich wieder über die Elbe gehen zu können.

Gerade in diesem Zeitpunkte, als die Franzosen auf allen Punkten aufgeweckt waren, faßte Tettenborn den Plan, mit einer fliegenden Schaar an die Weser vorzudringen und Bremen zu überfallen. Wallmoden, obgleich an dem Gelingen zweifelnd, willigte ein, um den Unternehmungsgeist seines Freundes nicht länger zu lähmen. Allerdings waren die Schwierigkeiten, die sich diesem Unternehmen entgegensetzten, ungemein groß. Von Boitzenburg bis Bremen waren, je nachdem größere oder kleinere Umwege nöthig waren, 20 bis 24 Meilen, also ein viertägiger angestrengter Marsch durch zum Theil unwegsame Gegenden. Die geringste Nachricht aber, die während dieser Zeit der Feind von unserer Bewegung erhielt, mußte deren Zweck vereiteln. Bremen selbst war mit Wall und Graben befestigt, die Thore durch Schanzpfähle gesichert; zwischen Bremen und Haarburg lag der Zwischenposten Rothenburg, der sehr gut verschanzt und stark besetzt war; der Marschall Davoust konnte ohne alle Gefahr eine ansehnliche Truppenstärke von Hamburg aus absenden, um uns auf unserm Marsche in die Seite zu fallen, und uns, wenn auch erst auf dem Rückmarsche,

abzuſchneiden, während die Beſatzung von Bremen, N
burg und Minden uns auf der andern Seite entge
rückte; gegen alle dieſe Gefahren blieb nur ein einz
Mittel, nämlich daß die Sache bis zur völligen A
führung glücklich verheimlicht bliebe, wozu die Weite
Wegs und die Länge der Zeit wenig Hoffnung
Allein Tettenborn ließ ſich durch keine Betrachtung
Schwierigkeiten abſchrecken; was er mit großer Kühn
entworfen, das führte er mit ſorgfältiger Vorſicht
und indem er dieſe beiden entgegengeſetzten Eigenſcha
mit ſtarker Kraft zuſammenhielt, errang er bei allen
nen Unternehmungen den wohlverdienten Erfolg, der
Augen der Welt ſo gern als das Glück des Feldh
erſcheint, und doch meiſtentheils die innerſten Beziel
gen auf deſſen Karakter und auf das Zuſammenfa
der Dinge in ſeinem Geiſte hat. So war es hier,
die Kühnheit ins Verderben führen, die Vorſicht die
thätigkeit feſſeln mußte, und nur beide in hohem G
zur Einheit gebracht, der Sache gewachſen waren.

Abends am 9. Oktober verſammelte Tettenborn
dem linken Elbufer bei Bleckede die Auswahl
Truppen, welche er zu ſeinem Zuge nach der A
beſtimmt hatte, nämlich 800 Koſaken, eben ſo
preußiſche Jäger, die zum Theil auf Wagen gefa
wurden, und 4 reitende hanſeatiſche Kanonen, woru
2 Haubitzen. Nachdem der Lieutenant von Hochm
ter mit einer Abtheilung Koſaken nach Welle geſc
worden, um allen Verkehr gegen Haarburg hin
das ſtrengſte zu ſperren, und ein gleicher Befehl
Lüneburg an den Lieutenant von Klitzing ergan
war, brach Tettenborn am 10. Oktober mit den gen

ten Truppen in aller Frühe von Bleckede auf, und marſchirte ohne Aufenthalt in Einem Zuge über Bienenbüttel und Amelinghauſen nach Bispingen. Am zweiten Tage ging der Marſch nur bis Soltau. Am dritten über Viſſelhövede nach Verden, wo wir am 12. Nachmittags eintrafen. Durch die tiefen Moore und wegloſen Oeden der Lüneberger Haide, unter unaufhörlichem Gußregen und allen Beſchwerden eines Marſches, der auf Nebenwegen unbemerkt ſein Ziel zu erreichen ſtrebte, war das Fußvolk, dem die Wagen ſelbſt bald zu Hinderniſſen wurden, uud das Geſchütz mit unbeſchreiblicher Arbeit in eilendem Zuge fortgerafft worden, und folgte gleichwohl nur langſam den Koſaken nach, die in einzelnen Partheien ſchon weit vorausſtreiften. Von Viſſelhövede aus ſchickte Tettenborn den Oberſten von Pfuel mit einer ſtarken Abtheilung Jäger und Koſaken nebſt einer Kanone gegen Rothenburg ab, um dieſen wichtigen Poſten zu gleicher Zeit wie Bremen auzugreifen, und ihn zu verhindern, ſowohl Hülfe nach Bremen, als Nachricht nach Haarburg zu ſenden. Der Major Deniſoff eilte mit einer andern Abtheilung Koſaken voraus, um bei Hoya durch die Weſer zu ſchwimmen, und alle Ausgänge von Bremen auf der andern Seite im voraus zu ſperren. Die nach allen Seiten ausgeſtreuten einzelnen Koſaken hielten jeden Beobachter von unſerm Marſche entfernt, und ließen keinen Menſchen über ihre ausgedehnte Linie hinausſchlüpfen; vermöge dieſer Anordnung konnte der Feind höchſtens erfahren, daß hin und wieder einzelne Koſaken geſehen würden, was ihn wenig beunruhigen durfte, da er ſchon gewohnt war, dieſe in der größten

Entfernung von ihrem Haupttrupp zu finden, was aber hinter dieſen vorgeſchobenen Streifzüglern ſich in dunkler Maſſe bewege, das konnte niemand ahnden und blieb unverrathen. Einige Franzoſen, theils Gendarmen, theils Beamte, die ſich bei unſerer Ankunft flüchten, oder nach derſelben durchſchleichen wollten, wurden glücklich entdeckt und angehalten, Tettenborn ſelbſt wandte mehrmals durch ſein ſcharfes Auge die Gefahr ab, die unſerm Unternehmen durch die frühe Entdeckung drohte; einen franzöſiſchen Offizier, der zu Pferde ſchon faſt entkommen war, entdeckte er in ſchon großer Ferne, und ließ ihn noch glücklich wieder umholen und einfangen.

In Verden wurde den Truppen nur eine Raſt von drei Stunden gegönnt; mit Einbruch der Nacht traten wir den Marſch wieder an, um mit dem frühſten Morgen vor Bremen zu ſein. Die vier Meilen von Verden nach Bremen ſind eine fortwährende Sandſtrecke, in welcher Menſchen und Thiere nach den vorhergegangenen großen Anſtrengungen vollends ermüdeten. Die Truppen rückten nur langſam fort, und Tettenborn, der mit den Koſaken an der Spitze des Zugs war, mußte ſchon in Arbergen einen geraumen Theil der Nacht auf die zurückbleibenden Jäger warten. Unterwegs war ein Poſtknecht in unſere Truppen hineingeritten, der ungeſtüm nach dem General fragte; zu Tettenborn geführt, übergab er dieſem, den er unbedenklich für einen franzöſiſchen General nahm, da er ſich nicht einbilden konnte, daß hier ein ruſſiſcher ſein könne, ein Schreiben von dem Anführer eines franzöſiſchen Poſtens in Ottersberg, worin dieſer dem Befehlshaber in Bremen die Annäherung ruſſiſcher

Truppen anzeigte. Eine Patrouille wurde sogleich nach Ottersberg geschickt, und hob den französischen Posten auf. Der Zufall, der hier sein Spiel ausgeübt hatte, galt uns für ein glückliches Zeichen, und wir setzten unsern Marsch getrost fort. Aber in Arbergen selbst drohte uns ein böser Verrath; der dasige Maire, getreu den schlimmen französischen Vorschriften, welche die Furcht in Anspruch nahmen, um die Leistungen, die sie von der Anhänglichkeit nicht hoffen durften, zu erzwingen, und welche jeden Maire verpflichteten, das Erscheinen fremder Truppen in seiner Gemeinde auf der Stelle anzuzeigen, hatte während unseres Aufenthalts in Arbergen einen Boten mit der Nachricht, daß Kosaken anrückten, — von Fußvolk und Geschütz, das noch nicht angelangt war, konnte er nichts wissen, — nach Bremen abgefertigt; allein dieser kam glücklicherweise nicht viel früher als wir selbst an, und jener Maire hatte bloß die Schande, wir nicht den Nachtheil seiner feigen Folgsamkeit.

Erst nach 7 Uhr am 13. Oktober trafen unsere Truppen in der Nähe von Bremen ein; der Feind, aufgeschreckt durch die Meldungen, daß Kosaken sich zeigten, glaubte es nur mit diesen zu thun zu haben, und schickte sogleich, da erst vor einigen Tagen 1200 Schweizer in Bremen eingerückt waren, eine starke Abtheilung derselben in die Vorstadt und das daranstoßende Dorf Hastett, die auch alsbald mit den Kosaken ein lebhaftes Geplänkel begann. Jeder Aufenthalt gab dem Feinde Zeit zur Besinnung und Gegenwehr, weßhalb Tettenborn eilte, ihn über den Haufen zu werfen. In größter Schnelligkeit ließ er eine Kanone herbeiholen, abprotzen

und feuern; kaum war ein einziger Schuß geſchehen, als er an der Spitze der Koſaken kühn die Straße hinabſprengte und alles niedermachte oder gefangen nahm, was in den Häuſern und Gärten ſich zu Plänkeln zerſtreut hatte; ganz richtig hatte er auf die plötzliche Wirkung gerechnet, welche der unerwartete Schrecken anweſenden Geſchützes auf die Gemüther machen würde, die nun überzeugt waren, eine beträchtliche Macht gegenüber zu haben, und ſogleich zur Flucht gewandt wurden. Die Flüchtigen fanden erſt hinter den Wällen Schutz, von welchen ein heftiges Feuer auf die nachſetzenden Koſaken gerichtet wurde, die bis an das Oſterthor drangen, die Zugbrücke aber aufgezogen fanden. Gegen 300 Gefangene, worunter mehrere Offiziere, fielen in unſere Hände, die meiſten ergaben ſich ohne Widerſtand unter Umſtänden, welche der Hälfte dieſer Mannſchaft erlaubt hätten, uns den ganzen Tag das Weiterdringen ſtreitig zu machen.

Inzwiſchen war hiemit noch immer nicht viel gewonnen, die Beſatzung war uns an Stärke überlegen, durch ihre Stellung hinter Wall und Graben vortheilhaft geſichert, und die Stadt ohne Mitwirkung der Einwohner ſchwerlich einzunehmen, da der Augenblick des Ueberfalls ſchon verſäumt war. Ein förmlicher Sturm ſollte bis auf den äußerſten Nothfall verſchoben bleiben, weil Tettenborn der Stadt die Schreckniſſe dieſer harten Maßregel, die im gegebenen Falle beſonders fürchterlich werden konnte, zu erſparen wünſchte. Auch war das Fußvolk noch nicht völlig herangekommen, und fürerſt galt es, den Feind hinzuhalten. Das Oſterthor, obgleich das ſtärkſte, wohin aber die Verfolgung

uns zunächſt geführt hatte, wurde ſogleich angegriffen, und aus den Häuſern der Vorſtadt ein heftiges anhaltendes Gewehrfeuer gegen den Feind, welcher den Wall beſetzt hielt, gerichtet, wobei man beiderſeits viel Leute verlor. Um in der Stadt die Bürger, bei denen man die beſte Geſinnung vorausſetzen mußte, zur thätigen Mitwirkung gegen den Feind, der in der Front genug beſchäftigt wurde, aufzureizen, und ihnen Veranlaſſung zu geben, die Thore gewaltſam von innen zu eröffnen, ließ Tettenborn ihnen die Gefahr zeigen, ihre Häuſer in Flammen aufgehen zu ſehen. Während mit Kartätſchen von vortheilhaft gelegener Höhe die eine Seite des Walles beſtrichen wurde, warfen die beiden Haubitzen unaufhörlich Granaten in die Stadt, und es dauerte nicht lange, ſo brach an mehrern Stellen Feuer aus. Der Hauptmann Spooremann bezeigte eben ſo großen Eifer als Geſchicklichkeit, und machte mit dem wenigen Geſchütz ein ſo wohl unterhaltenes Feuer, daß man unſere Stücke für zahlreicher halten mußte, als ſie waren. Hanſeatiſches Geſchütz half diesmal zuerſt eine Hanſeſtadt erobern und befreien!

Die Koſaken hatten ſich inzwiſchen um die ganze Stadt vertheilt, und bewachten alle Ausgänge, auch auf dem linken Weſerufer war jeder Zugang genau beſetzt, und mehrere Wagen, die auf dieſer Seite flüchten wollten, kehrten beim Anblick der Koſaken eiligſt nach Bremen zurück. Von den Bürgern jedoch zeigte ſich bald, daß auf ihre Mitwirkung nicht zu rechnen ſei; das Unglück Hamburgs erhöhte die Furcht vor dem noch übermächtig ſcheinenden Feind, und ſchwächte das Vertrauen zu unſern, diesmal allerdings nur im Fluge

ſchimmernden Waffen. Der franzöſiſche Befehlshaber, Oberſt Thullier, ein alter geprüfter Soldat und Mann von Kopf, hatte überdies alle zweckmäßigſten Maßregeln ergriffen, um eine übelwollende Volksmaſſe unſchädlich und im Zaum zu halten. Zahlreiche Patrouillen trieben die Leute von den Straßen in die Häuſer hinein, welche verſchloſſen werden mußten.

Tettenborn ließ daher, nachdem gegen 200 Granaten in die Stadt geworfen worden, das Feuer aus dem groben Geſchütz einſtellen, und bloß das Gewehrfeuer dauerte mit abwechſelnder Lebhaftigkeit fort. Er nahm ſein Hauptquartier in Haſtett, und hielt die Stadt eng eingeſchloſſen, zog den Oberſten von Pfuel mit den Truppen von Rothenburg an ſich, ließ dann die beſten Angriffspunkte erforſchen, und alles zum Sturme vorbereiten. Eine Abtheilung Fußvolk ſollte über die Weſer ſetzen, die Stadt auf dem jenſeitigen Ufer angreifen, durch ein aufgeſprengtes Thor raſch über die Weſerbrücke vordringen, und ſo den Feind zwiſchen zwei Feuer bringen. Gegen Abend kamen Koſaken von dem jenſeitigen Weſerufer ſchwimmend zurück, und kehrten mit Befehlen für den Major Deniſoff auf dieſelbe Weiſe wieder zurück, zur großen Verwunderung des Feindes, der von den Wällen zuſah, wie der Fluß für dieſe Reiter nirgends ein Hinderniß war. Die eingetretene Waffenruhe benutzten die Unſern zu langentbehrter Erholung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn gleich früh am andern Tage erneuerte ſich das Gewehrfeuer, und durch einen der Zufälle, die ſo oft im Kriege entſcheidend ſind, wurde an dieſem Morgen der Oberſt Thullier auf dem Walle erſchoſſen. Dieſes Ereigniß, das wir erſt

am Nachmittage erfuhren, begünſtigte unſere Sache ausnehmend, indem nicht leicht ein ihm an Ausdauer und Trotz gleicher Nachfolger zu erwarten war. Der Oberſt von Pfuel kam inzwiſchen mit den übrigen Truppen an; er hatte, als er zum nächtlichen Ueberfall gegen Rothenburg anrückte, die Wumme ſo ſtark ausgetreten gefunden, daß kein Wegweiſer die Lage des Bodens mehr zu erkennen wußte, und daher nach einigem Verſuch, den Feind durch Liſt zur Uebergabe zu bringen, ſein Unternehmen aufgegeben. Die Truppen waren nun alle vor Bremen verſammelt, der Sturm in allen ſeinen Theilen angeordnet, alle Vorkehrungen getroffen, und die nächſte Nacht vor Tages Anbruch zur Ausführung beſtimmt. Um nichts unverſucht zu laſſen, ſchickte Tettenborn am nämlichen Tage den Rittmeiſter von Herbert mit einem Trompeter an das Thor, um den feindlichen Befehlshaber zur Uebergabe aufzufordern. Gegen alles Erwarten wurde ſein Antrag keineswegs verſchmäht, ſondern ein franzöſiſcher Offizier kam aus der Stadt und verlangte zu dem ruſſiſchen Befehlshaber geführt zu werden, um wegen der Uebergabe in Unterhandlung zu treten. Der Fall des Oberſten Thullier hatte den Muth der franzöſiſchen Beamten, welche am meiſten beſorgt geweſen waren und zur Vertheidigung aufgemuntert hatten, gänzlich niedergeſchlagen, die Truppen, größtentheils Schweizer, bezeigten keine ſonderliche Luſt zu fechten, und die Bürger fingen nun doch an unruhig zu werden. Die anſehnlichen Kaſſen und Vorräthe, welche ſich in der Stadt befanden, erſchwerten die Bedingungen der Uebergabe, weil die franzöſiſchen Beamten alles preiszugeben Bedenken

trugen, und manches zu retten hofften, wenn ſie
gerten. Dazu kam, daß man noch nicht einmal g
wußte, ob nicht eine bloße Streifſchaar nur im
beigehen einen Verſuch auf Bremen mache, und
fortgeſetztem Widerſtande bald wieder abziehen wi
Daher verlangte der franzöſiſche Offizier, da man
tenborn's Anweſenheit bezweifelte, dieſen ſelbſt zu ſ
um ſich, weil er ihn perſönlich kannte, zu überzeu
daß dieſer General in Perſon gegenwärtig ſei.
man in der Stadt die Gewißheit erhielt, daß wir
der General Tettenborn vor den Thoren ſei, d
man an keinen fernern Widerſtand; ſein Ruf war
längſt von der Art, daß man nicht zu hoffen w
er würde ſein Unternehmen ſo leicht aufgeben, und
nicht vorausſetzte, er könnte es ohne hinlängliche
der Ausführung begonnen haben. Man war ſogleich
Uebergabe bereit, nur über die Bedingungen wollte
noch unterhandeln. Es verſtrich darüber der Reſt
Tages und der größte Theil der Nacht, bis endlich
tenborn, des langen Zögerns überdrüſſig, gegen Mo
die Truppen zum Sturm anrücken ließ, und Befehl
wenn nicht in einer Stunde die Uebergabe unterzei
wäre, die Stadt mit Gewalt zu nehmen. So kam
die Sache baldigſt zu Stande, der Oberſt von A
und der neue franzöſiſche Befehlshaber, Major D
lant, ſchloſſen die Bedingungen ab. Der Beſa
wurde freier Abzug mit allen Kriegsehren zugeſta
und das Verſprechen abgefordert, binnen einem J
nicht wieder zu dienen, man wußte aber ſchon vo
daß die meiſten Schweizer bei uns Dienſte nehmen,
übrigen ſich zerſtreuen würden. Alle Kaſſen, Vorr

Geſchütz und ſonſtige Kriegsbedürfniſſe wurden überliefert, die Reiterei mußte ihre Pferde abliefern und zu Fuß abmarſchiren. Wir fanden 14 Kanonen und 2 Bombenkeſſel von ungeheurer Größe, ſie waren zur Vertheidigung von Hamburg beſtimmt geweſen, und ſollten von den Wällen dieſer Stadt bis Haarburg reichen können. Die franzöſiſchen Beamten erhielten ruſſiſche Päſſe, um nach Frankreich zurückzugehen, ſobald es die Umſtände erlaubten. Gegen 10 Uhr Vormittags, am 15. Oktober, beſetzten die preußiſchen Jäger das Oſterthor, und eine Stunde ſpäter, nachdem die franzöſiſchen Truppen mit klingendem Spiel ausmarſchirt waren, die übrige Stadt. Als die Franzoſen nach dem Ausmarſche ſahen, wie gering die Zahl des Fußvolks ſei, dem ſie wichen, entſtand unter ihnen ein Gemurmel, die Uebergabe ſei erſchlichen und brauche nicht gehalten zu werden, ein paar ältere franzöſiſche Offiziere ſprachen laut in dieſem Sinne. Tettenborn aber ließ die Kanonen mit Kartätſchen laden, und drohte, bei dem geringſten Widerſtande alles niederſchießen zu laſſen. Auch brach das Volk, das ſich ſchon während der Unterhandlungen kaum gemäßigt hatte, jetzt unaufhaltſam los, ſtürmte jauchzend nach den Thoren und Wällen und erfüllte drohend die Straßen um das Präfekturgebäude, wo die ſämmtlichen franzöſiſchen Behörden, um den Präfekten Grafen von Arberg verſammelt, zitternd und zagend den Tumult des Volks anwachſen ſahen. Schon war ein unglücklicher Douanier, der ſich am Thore unvorſichtigerweiſe in ſeiner Uniform hatte blicken laſſen, durch die Wuth des Volks umgekommen, und der Präfekt ſandte eine Botſchaft an Tettenborn, um ihn zu be-

ſchwören, ſo eilig als möglich herbeizukommen, und durch ſeine Gegenwart den Geängſtigten ſichern Schutz zu verleihen. Unter ungeheuerm Jubel zog Tettenborn an der Spitze der Koſaken in Bremen ein, die Straßen und Fenſter waren gedrängt voll Menſchen, Blumenkränze fielen herab, weiße Tücher wehten, und des Lebehrufs war kein Ende.

Gleich nach Beſetzung der Stadt ſandte Tettenborn nach allen Richtungen zahlreiche Koſakenpartheien aus, um jede Bewegung des Feindes zeitig zu erfahren, und in weitem Umkreis alle Nachrichten abzuſchneiden, die er über unſere Stärke hätte erhalten können. Die Einnahme der Stadt ſchien aber erſt recht im glücklichen Augenblick erfolgt, als Abends nicht ſehr ferner Kanonendonner die Annäherung feindlicher Truppen verkündigte. Die Franzoſen hatten nämlich auf die Nachricht von Bremens bedrohter Lage ſich von Rothenburg und zu gleicher Zeit von Nienburg aus in Bewegung geſetzt, um Hülfe zu bringen. Allein die Truppen von Rothenburg waren bald auf Koſakenpartheien geſtoßen, vor welchen ſie ſich nach einigen gewechſelten Schüſſen eilig wieder auf ihre Verſchanzungen zurückzogen; die zahlreicheren Truppen von Nienburg kehrten, auf die bloße Nachricht von der ſchon erfolgten Einnahme Bremens, erſchrocken wieder um, hielten ſich ſelbſt in Nienburg nicht ſicher, und zogen von da nach Sprengung der Weſerbrücke gegen Minden ab.

Die Wegnahme von Bremen und das ungeſtrafte Schalten ruſſiſcher Truppen auf beiden Ufern der Weſer im Rücken des Marſchalls Davouſt und ſeiner ganzen franzöſiſch-däniſchen Heeresmacht erregte weithin im

ganzen Lande ein freudiges Erſtaunen und muthige Gährung unter den Einwohnern, Furcht und Schrecken in allen franzöſiſchen Beamten, die ſchon nicht mehr in Sicherheit auf ihren Poſten bleiben konnten. Der Marſchall Davouſt war jetzt völlig von aller andern franzöſiſchen Heeresmacht abgeſondert, und konnte nun ſeinen Feldzug nur noch gleichſam für ſich allein fortſetzen. Als volkreiche Stadt, als feſter Platz, als Mittelpunkt der Verwaltung, als Verbindung zwiſchen Hamburg und Holland war Bremen für die Franzoſen von außerordentlicher Wichtigkeit, für uns geſellte ſich die wiederangeknüpfte unmittelbare Verbindung mit England, die bald ſo höchſt erfreulich werden ſollte, die Wirkung in der öffentlichen Meinung, das gewonnene Geſchütz und die anſehnliche Beute an Geld und Vorräthen dazu. Die Beute wurde größtentheils den ſeit langer Zeit bedürftigen Truppen ausgetheilt, eine bedeutende Geldſumme aber dem Kaiſer Alexander überſandt. Die Pferde wurden faſt alle der Lützow'ſchen Reiterei gegeben. Die Schlüſſel der Stadt überbrachte der Rittmeiſter von Herbert dem Kronprinzen von Schweden, den er auf dem Schlachtfelde vor Leipzig traf, und der ſogleich die glückliche Botſchaft dem Kaiſer Alexander zuſandte, als den ſchönſten Glückwunſch zu dem ſchon entſchiedenen Siege, der durch die Erſtürmung Leipzigs eben vollendet wurde. Wir aber blieben noch lange Zeit in Ungewißheit über die Lage der Dinge in Sachſen, und erhielten erſt am 24. Oktober in Verden die Nachricht von den Ereigniſſen, die über Deutſchlands Loos entſchieden hatten.

Die ſtädtiſchen Behörden in Bremen beſtanden zwar

größtentheils aus bremiſchen Bürgern, behielten jedoch vorläufig ihre franzöſiſche Geſtalt noch bei, um nicht die Rachſucht eines Feindes, deſſen Entfernung noch keineswegs als immerwährend verbürgt war, durch einen Schritt aufzureizen, der ſpäterhin mit größerer Sicherheit und mehr Nutzen geſchehen konnte. Tettenborn ſelbſt gab aus billiger Schonung den Wünſchen vieler eifrigern und in ihrem Muthe durch keine Furcht gehemmten Bürger, welche ſogleich die alte Verfaſſung wieder einführen wollten, kein Gehör, ſondern vertröſtete ſie mit ihren Hoffnungen auf eine Zeit, deren ſchnelles Annähern alles verkündigte. Dieſes gänzliche Unberührtbleiben der innern Angelegenheiten zeigte den beſorgtern Bürgern, wie wenig ſie noch der Gegenwart vertrauen könnten, eine Ueberzeugung, die noch mehr beſtärkt wurde durch alle Anordnungen, die man treffen ſah. Nicht allein wurden aus allen Kräften und mit möglichſter Eile die Werke von Bremen geſchleift, woraus man ſchließen konnte, daß die Ruſſen die Stadt nicht ſowohl vertheidigen, als vielmehr dem Feind ſchwer zu vertheidigen hinterlaſſen wollten; ſondern auch das Fußvolk, deſſen man gehofft hatte mehr und mehr nachkommen zu ſehen, marſchirte unverzüglich wieder ab, und nahm ſeine Richtung nach der Elbe zurück. Wallmoden wollte nämlich, nachdem, faſt wider ſein Erwarten, die Unternehmung auf Bremen gelungen war, die Truppen von dort wieder an ſich ziehen, um ſeine Stärke beiſammen zu haben, im Fall der Marſchall Davouſt ſich regen ſollte, da mancherlei Zeichen auf dieſer Seite wieder ſtärkere Beſorgniß erregten. Nicht nur fanden ſeit kurzem zahlreiche Scharmützel an der Stecknitz Statt,

ſondern der Feind zog auch, um durch das Eine oder das Andere zu täuſchen, in Haarburg eine beträchtliche Macht zuſammen. Eine große Truppenſchaar unter dem General Kellermann war überdies wieder in Kaſſel eingerückt, und man wußte nicht, welche Richtung ſie nehmen würde. Tettenborn ſandte daher ſein Fußvolk mit allem genommenen Geſchütz gegen Lüneburg zurück, und indem er weder Bremen ganz aufgeben, noch den erhaltenen Befehl vernachläſſigen wollte, verlegte er ſein Hauptquartier am 18. Oktober nach Verden, nahe genug vor Bremen, um die Stadt vermittelſt einer Koſakenabtheilung noch zu behaupten, und nicht zu weit von Wallmoden, um nicht ſogleich im Nothfall durch zwei Eilmärſche wieder mit ihm vereinigt zu ſein. In Bremen blieb der Major von Schultz, vom Kaſan'ſchen Dragonerregiment, als Befehlshaber zurück, und ſorgte dafür, daß das Abtragen der Wälle und Ausfüllen der Gräben fortgeſetzt würde, damit in keinem Falle der Feind hier ſogleich wieder einen Stützpunkt fände. Die Nachricht, daß 2000 Franzoſen von Osnabrück her im Anmarſche wären, machte die Beſchleunigung dieſer Arbeit um ſo nöthiger. Unbegreiflich blieb die Gelaſſenheit, mit welcher der Marſchall Davouſt alles ertrug, was in ſeiner Flanke und in ſeinem Rücken vorging; er konnte wenigſtens den Ueberfluß ſeiner Truppen mit einigem Geſchütz gegen uns abſenden, und Tettenborn, ohne es zu fürchten, erwartete dies; allein von dieſer Seite blieb alles ganz ruhig, außer daß die Beſatzung von Rothenburg Verſtärkung erhielt, und von Haarburg aus eine Streiferei nach Lüneburg unternommen wurde. Da Tettenborn jetzt nur allein Reiterei bei ſich hatte, ſo

befand er sich in völliger Freiheit, und konnte auf den hannöverschen Haiden, selbst wenn von Kassel, Haarburg und Minden zugleich feindliche Truppen heranrücken sollten, inmitten aller des sichern Rückzugs versichert sein. Seine Partheien waren dem Feinde auf der Straße nach Osnabrück entgegengegangen, und zogen sich allmählig vor dessen Annäherung wieder gegen Bremen zurück. Eine Parthei unter dem Rittmeister Grafen von Bothmer hatte Nienburg besetzt, die Weserbrücke herstellen und die Festungswerke schleifen lassen. Gegen die Mündung der Weser hinab, wo die beiden Schanzen bei Bremerlehe und Bleren stark von dem Feinde besetzt waren, gegen Rothenburg und Haarburg hin streiften unaufhörlich Kosakenpatrouillen, die den Feind nicht nur beobachteten, sondern auch irre machten und schreckten, und ihm alle Nachrichten entzogen, die ihm, zu einer vereinigten Bewegung aus allen diesen festen Punkten zugleich, nöthig gewesen wären. Als der Feind von Osnabrück her immer näher gegen Bremen rückte, und schon in Bassum angelangt war, ohne daß man genau seine Stärke wußte, so ließ Tettenborn die Kosaken die Stadt räumen und den Major von Schultz seine Aufstellung in Achim nehmen; zugleich wurde nach Celle der Befehl geschickt, die dortige Brücke über die Aller schleunigst herzustellen, um nöthigenfalls, statt eines Rückzugs, auf's neue einen kühnen Seitenzug nach Hannover oder Braunschweig machen zu können.

Am 22. Oktober rückten die Franzosen, 1500 Mann stark, unter dem General Lauberdière wieder in Bremen ein, doch ohne weiter gegen Achim vorzudringen, und ohne sich mit den andern festen Punkten, die mehr

noch durch Koſaken als durch den Raum von einander getrennt waren, in Verbindung zu ſetzen. Der Feind wagte aus Vorſicht nicht einmal in der Stadt zu übernachten, ſondern rückte Abends auf das freie Feld, und dann frühmorgens wieder in die Stadt. Wir erhielten in dieſen Tagen die Nachricht erſt von dem Siege Blücher's bei Groß-Kugel, und dann durch den zurückkehrenden Rittmeiſter von Herbert von dem großen allgemeinen Siege bei Leipzig. Das Viktoriaſchießen aus unſerm hanſeatiſchen Geſchütz bereitete den Feind auf die Nachrichten vor, die er am folgenden Tage auch eigenerſeits von der erlittenen Niederlage erhalten ſollte. Der General Lauberdière hielt nun nicht für rathſam, länger an der Weſer zu verweilen, und verließ Bremen gleich am 26. Oktober, nachdem er die Stadt vier Tage wieder inne gehabt. Der Major von Droſte folgte ihm mit einem Koſakenregimente ſogleich über Hoya in der Richtung von Diepholz nach, und nahm ihm noch viele Gefangene ab; der Major Deniſoff rückte wieder in Bremen ein. Die Partheien gingen nach allen Seiten wieder auf's neue weiter vor. Der Lieutenant von Hochwächter meldete, daß ſich der Feind ſowohl in Haarburg als am Zollenſpieker außerordentlich anſammle, allein die Bewegungen des Marſchalls Davouſt waren ſeit der Schlacht von Leipzig nicht mehr von großem Gewicht, und hatten bloß zur Folge, daß Wallmoden einige Truppen unter dem Oberſtlieutenant Karl von Noſtitz nach Lüneburg vorrücken ließ, und ſein Hauptaugenmerk auf das linke Elbufer richtete, für den Fall, daß der Marſchall Davouſt, weil dem Kaiſer Napoleon vielleicht in dem Augenblicke mehr an den

Truppen als an dem Platze Hamburg gelegen sein könnte, zur Deckung Hollands hätte abmarschiren wollen. Um diesen Abmarsch jedenfalls zu erschweren, ließ Tettenborn in dem Straßendamme zwischen Ottersberg und Bremen zahlreiche Einschnitte machen, die den Feind wenigstens so lange aufhalten mußten, als nöthig dazu war, daß Wallmoden ihn einholen konnte. Allein der Marschall Davouſt blieb durchaus ruhig, und begnügte sich, einige Truppenabtheilungen aus Stade nach Horneburg und Bremervörde zu schicken, die mit den verstärkten Besatzungen von Bremerlehe und Bleyen eine Art Vertheidigungslinie vor dem südlichen Elbufer bildeten. Tettenborn ließ diese bloß beobachten, und sandte seine stärksten Partheien nur immer vorwärts, um dem Feinde nirgends Ruhe zu lassen, und ihn in übereilter Flucht aus dem Lande zu jagen. Der Lieutenant von Schimmelpfennig rückte in Oldenburg ein; der Major von Droste, der von der Verfolgung des Generals Lauberdière zurückgekehrt und gleich in andrer Richtung wieder ausgesandt worden war, warf den Feind in einem hizzigen Gefechte bei Westerstede, überfiel eine Menge einzelner Posten und flüchtiger Haufen, und drang bis nach Aurich und Emden vor; der Rittmeister von Bismark ging über Osnabrück bis nah an Münster, wohin sich der General Lauberdière, nachdem er in Osnabrück die Besatzung von Minden aufgenommen, zurückgezogen hatte, um mit dem General Carra-Saint-Cyr vereinigt den Rhein zu gewinnen; der Rittmeister Graf von Bothmer besetzte Minden. Eine beträchtliche Anzahl Gefangene wurden durch diese verschiedenen Partheien, deren einzelne Gefechte und Ueberfälle hier nicht zu er-

zählen sind, eingebracht; die Franzosen mußten überdies in der Eile der Flucht alles zurücklassen, was ihre Regierung und sie selbst an Geld und Vorräthen auf Kosten der armen Einwohner zusammengehäuft hatten. Das Volk empfing unsre Truppen überall mit den größten Freudenbezeigungen, und schlug sich in manchen Gegenden noch vor ihrer Ankunft mit den plündernden Douaniers und Gendarmen herum. Tettenborn leitete, obwohl unpäßlich, alle diese Bewegungen von Verden aus, wo er fortwährend verblieb, bis er am 4. November sein Hauptquartier wieder nach Bremen verlegte.

Jetzt wurde nicht länger gezögert, den unheimlichen Zwang fremden Scheins abzuwerfen; Tettenborn zeigte den Bremern an, daß zufolge höherer Befehle die französischen Behörden von diesem Augenblicke an aufhörten, und die Stadt wieder als freie Hansestadt in ihre frühere Verfassung zurückkehre. Da jedoch eine Menge neuer Thätigkeiten, auf welche diese Verfassung nicht berechnet sein konnte, dem langsamen Gange gesetzmäßiger Verhandlungen nicht überlassen werden durfte, so wurde, auf den Vorschlag Tettenborn's, die Leitung der Geschäfte während dieser dringenden Zeiten einstweilen einem Ausschlusse von Rathsherren und Bürgern mit Einwilligung des Raths und der Bürgerschaft übergeben. Der Senator Smidt, den Eifer des Bürgers mit den Fähigkeiten des Staatsmannes vereinend, ordnete und leitete hier die schwierigsten Angelegenheiten; Doktor Georg Kerner in Hamburg hatte diesen seinen Freund einst als den Franklin von Bremen bezeichnet, was später an den Marschall Davoust gelangte, der aber aus Irrthum hiebei statt des Namens Franklin den Namen

Lafayette auffaßte, und daher Befehl gab, dieſen gefährlichen Mann zu verhaften und nach Frankreich abzuführen; nur durch beſonnene Entſchloſſenheit entging Smidt dieſem Loos, und konnte nun gleich ſeine erhaltene Freiheit der wiedererlangten ſeiner Stadt widmen. Auch Friedrich Perthes aus Hamburg fand ſich ein, und wirkte durch Rath und That erfolgreich zu allem Guten. Die erſte Beſchäftigung des Ausſchluſſes beſtand darin, den bremiſchen Beitrag zur hanſeatiſchen Legion ſchleunigſt bewaffnet und gerüſtet aufzuſtellen. Schon am 17. Oktober hatte Tettenborn durch folgenden Aufruf dazu eingeladen: „Einwohner von Bremen! Eure hanſeatiſchen Mitbürger in Hamburg und Lübeck haben euch das edle Beiſpiel gegeben, und ſich zahlreich zu den Waffen geſtellt, um in dieſem heiligen Kriege für die allgemeine Freiheit, und für die Freiheit der alten Hanſa, die ſich unter dem Schutz der hohen Verbündeten neu erhebt, ruhmvoll mitzufechten. Ihr konntet ihnen dieſe Theilnahme und dieſe Anſtrengungen beneiden, aber der Gang der Ereigniſſe mußte euch von dem unmittelbaren Antheile eine Zeit lang noch entfernt halten. Endlich erſcheint euch der Augenblick, edle Jünglinge und Männer Bremens, wo kein drohender Zwang mehr euern Entſchluß und eure Neigung hemmen darf! Steht auf, und greift zu den Waffen! Nur die, welche für die Sache des Vaterlandes mitkämpfen, ſind würdige Söhne deſſelben, nur ſie ſind der Mitgenoſſenſchaft an dem künftigen Glücke werth. Schon haben die Krieger der hanſeatiſchen Legion in vielen Gefechten ſich rühmlichſt ausgezeichnet; die Scham müßte jeden von euch antreiben, wenn es nicht die Ehre

thäte. Auf alſo, bewaffnet euch, ſammelt euch zu den Fahnen der Hanſa, und beweiſet, daß auch ihr ein Recht habt an dem Ruhm und Glücke dieſes Bundes! Eilt zu euern Mitbürgern, die euch mit Sehnſucht entgegenblicken, und euch mit offenen Armen erwarten Tettenborn!"

Die Stadt errichtete ein Bataillon Fußvolk, das der Major von Weddig befehligte, und eine Schwadron Reiterei unter dem Befehl des Rittmeiſters von Eelking; die Truppen waren bald ausgerüſtet, und zeichneten ſich durch Haltung und Betragen vortheilhaft aus. Ein Bremer Kaufmann, Namens Böſe, errichtete auf ſeine alleinigen Koſten überdies eine ganze Kompagnie Jäger, die er auch im Felde zu unterhalten ſich verpflichtete, nahm ſelbſt die Büchſe in den Arm und ging mit.

Die Folgen der Schlacht von Leipzig entwickelten ſich indeß von Tag zu Tag immer herrlicher. Schon war eine neue Schlacht, in weiter Ferne von jener, bei Hanau geliefert worden, und ſo glücklich ſtanden die Sachen, daß Napoleon, ſchon um nur fliehen zu können, ſiegen mußte. Auf allen Straßen wälzten die zahlreichen Heere ſich vorwärts in die befreiten Länder, im Vorrücken wachſend durch ungeheure Ströme neuer Kraft, während die feindliche Macht mehr und mehr verſiegte. Alle Länder, zwiſchen Elbe und Weſer, die Küſten der Nordſee bis an Holland, und das ganze Rheinufer bis hinauf zur Schweiz, ſahen mit freudigem Erſchrecken die alten Ketten abfallen, in denen ſie ſo lange geſchmachtet hatten. Zwiſchen allen Feſtungen hindurch zogen die Schaaren unſerer heldenmüthigen

Truppen unaufhaltſam dem Rheine zu; der Sieg war diesmal Thatſache in tauſend Segnungen, die keine Liſt des Gegners, keine Unzulänglichkeit der Unſern mehr anhalten oder umwenden konnte. Im nördlichen Deutſchland rückte das Heer des Kronprinzen von Schweden vor; die ſchwediſchen Truppen marſchirten nach Hannover, die Preußen gingen über Minden weiter nach Weſtphalen, die Ruſſen zogen ſich an der Weſer hinab nach Bremen. Während die geſchlagenen und zerſtreuten Heerſchaaren Napoleon's nach Frankreich entwichen, um dort in neuer Kraft und neuem Muthe wieder furchtbar angewachſen dazuſtehen, und die Geſammtheit Deutſchlands mit aller Anſtrengung dorthin die Kräfte richtete, blieb im Norden ein gefährlicher Feind zurück, auf den ſich das Augenmerk des Kronprinzen von Schweden richten mußte; der Augenblick war gekommen, wo er das Bundesheer gegen die Dänen führen, und in dem allgemeinen Feind ſeinen beſondern unmittelbar bekämpfen konnte. Als eine Folge der großen Ereigniſſe hatte man, wie ſchon oben erwähnt, vermuthen dürfen, daß der Marſchall Davouſt ſeine Truppen zuſammennehmen und nach Holland durchzubrechen verſuchen würde; mehrere ſeiner Maßregeln beſtärkten in dieſer Vermuthung; die Generale Pecheux und Oſten ſtanden mit 5000 Mann in Haarburg, Stade war von 3000 Mann beſetzt, die ſtarken Poſten von Rothenburg, Bremerlehe und Bleyen konnten ſich an dieſe anſchließen, und die noch übrige franzöſiſche Beſatzung in Hamburg entweder durch Dänen ergänzt, oder auch dieſe Stadt ganz den letztern überlaſſen und alle Franzoſen mitgenommen werden. Wallmoden wandte

seine ganze Wachsamkeit auf diese Seite, um den Feind wo nicht ganz zu hindern, doch nicht unbeschädigt abziehen zu lassen, und Tettenborn hielt in gleicher Absicht fortdauernd die Weser besetzt. Erst in späterer Zeit erfuhr man, daß Davoust allerdings den Befehlen Napoleon's zufolge hätte mit allen Truppen nach Holland ziehen sollen, allein dies nicht mehr für möglich gehalten hatte.

Die russischen und schwedischen Truppen rückten bald näher heran, und machten jede Besorgniß in Rücksicht des Marschalls Davoust endlich verschwinden: der General von Winzingerode traf am 12. November mit dem von ihm befehligten russischen Heertheil in Bremen ein, und sechs Tage später der Kronprinz von Schweden. Die günstigen Nachrichten aus Holland, wo die Franzosen durch das aufgestandene Volk überall verjagt wurden, die Uebergabe der Schanzen bei Bremerlehe und Blexen, und die Räumung von Stade, ließen kein Hinderniß und keinen Zweifel mehr übrig, um zur Ausführung dessen zu schreiten, was gegen Dänemark beschlossen war. Alle unsere Truppen setzten sich in Marsch von der Weser nach der Elbe zurück, mit Ausnahme der Preußen unter dem General von Bülow, der in den Niederlanden neue Siegesbahnen brach, und eines Theils der Truppen des Generals von Winzingerode, mit welchem dieser bei Düsseldorf über den Rhein ging.

Indem der Feldzug gegen Dänemark eingeleitet und angeordnet wurde, änderte sich auch das Verhältniß, in welchem Tettenborn bisher gestanden hatte; der Kronprinz von Schweden nahm ihn unter seinen unmittelbaren Befehl, und ertheilte ihm, am Schlusse viel-

facher Verabredungen, keine andere als ganz allgemeine Vorſchriften, die Art und Weiſe der Ausführung und jede Berückſichtigung neuer Umſtände ganz ſeinem freien Urtheile überlaſſend. Das preußiſche Fußvolk und das hanſeatiſche Geſchütz gab Tettenborn demnach ab, und behielt zu dem fernern Feldzuge bloß ſeine Koſaken, mit denen er ſich am freieſten bewegen und auf jede kühne Unternehmung ungehindert einlaſſen konnte. Dieſe Koſaken hatten ſchon die Vortheile regelmäßiger Truppen mit ihren eignen verbinden gelernt, ſich an ſtrengere Kriegszucht und beſtimmteres Gehorchen vor dem Feind gewöhnt, und nahmen es nicht nur mit jeder Reiterei auf, ſondern auch, im Plänkeln auf durchſchnittenem Boden, mit dem beſten Schützen zu Fuß.

Nachdem alle andern Truppen bei Boitzenburg, wo eine Schiffbrücke geſchlagen worden, über die Elbe zurückgegangen waren, und ſich wieder längs der Stecknitz verſammelt hatten, brachen auch wir am 4. December von Boitzenburg auf, um zwiſchen den andern Abtheilungen durch, als fliegende Reiterſchaar, in das Innere von Holſtein raſch einzudringen. Der Marſchall Davouſt hatte gleich bei Annäherung des Kronprinzen von Schweden ſeine Truppen von der Stecknitz zurückgezogen, während die Dänen 10,000 bis 12,000 Mann ſtark, unter dem Befehl des Prinzen Friedrich von Heſſen ſich bei Oldeslohe verſammelten und daſelbſt eine gute Stellung nahmen. Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß die däniſche Regierung, durch diplomatiſche Vorſpiegelungen und untreue Hoffnungen eingeſchläfert, lange Zeit nicht an die Möglichkeit eines feindlichen Einbruchs in Holſtein glauben mochte, und noch bis zuletzt über

zeugt war, daß außer den Schweden keine andern Bundestruppen thätigen Antheil daran nehmen würden. Da es nun gleichwohl ernſt damit wurde, und eine ſo große Truppenſtärke, die man über 40,000 Mann ſchätzen konnte, plötzlich drohend an den Gränzen erſchien, ſo fand ſich nichts vorbereitet, um einen feſten Widerſtand zu leiſten, den doch die Art des Landes ſo ſehr begünſtigt, und die vereinigte Kriegsmacht Dänemarks auch wohl mit Glück ausgeführt haben würde. Aber weder war eine zu dieſem Zwecke hinlängliche Anzahl Truppen zuſammengezogen, noch die Landesvertheidigung gehörig angeordnet, noch eine der Feſtungen auch nur mit dem Nothwendigſten verſehen. So ſtand die reichſte und wichtigſte Landſchaft dem Beginn unglücklicher Verhängniſſe offen, die den däniſchen Staat an den Rand des Verderbens bringen ſollten! Die däniſche Staatskunſt wurde großer Fehler beſchuldigt, daß ſie den Bund mit den Franzoſen eingegangen, ohne kräftig darin aufzutreten, und daß ſie eben ſo wenig im rechten Augenblicke ſich davon loszuſagen gewußt, ſondern das Unglück habe kommen ſehen, ohne daſſelbe abwenden zu können, noch ſich darauf vorbereiten zu wollen. Dies alles wurde ihr laut und ſcharf vorgeworfen, und überhaupt die Sache Dänemarks auf die ungünſtigſte Weiſe dargeſtellt. Beſonders that ſich Auguſt Wilhelm von Schlegel hervor, der als Sekretair des Kronprinzen von Schweden ſich in deſſen Hauptquartier befand, und im ſchwediſchen Sinne mehrere franzöſiſche Flugſchriften und Aufſätze ſchrieb, welche hauptſächlich gegen die Dänen gerichtet waren. Doch bewährte ſich auch dießmal die alte Bemerkung, daß jede Staats-

führung leichter anzugreifen, als irgend eine zu vertheidigen ſei, und ſo konnten auch die däniſchen Wortführer die Sache ihres Landes am beſten durch Gegenbeſchuldigungen vertreten.

Am 4. December rückte der Kronprinz von Schweden mit ſeiner ganzen Truppenmacht über die Stecknitz nach Holſtein vor. Der Marſchall Davouſt zog alle franzöſiſchen Truppen zuſammen und gegen Hamburg zurück, wodurch er die rechte Flanke der bei Oldeslohe aufgeſtellten Dänen unbedeckt ließ. Die Beſorgniß des Marſchalls, daß die Dänen, um die drohende Gefahr abzuwenden, dem Bündniſſe mit Frankreich allzuſchnell entſagen möchten, hatte ihn abgehalten, ſie auf das Herannahende aufmerkſam zu machen, und zu den kriegeriſchen Maßregeln aufzufordern, durch welche ſie vielleicht mit Glück hätten widerſtehen können. Er traute den Dänen ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr recht, und überließ dieſelben jetzt unbedenklich ihrem Schickſale. Während der General Woronzoff mit 7000 Ruſſen über Bergedorf die Franzoſen gegen Hamburg verfolgte, rückte Wallmoden gerade auf Oldeslohe, und der Marſchall Stedingk mit den ſchwediſchen Truppen gegen Lübeck vor. Tettenborn ſeinerſeits eilte über Trittau in das Innere von Holſtein einzudringen, ſchnitt alle Verbindung zwiſchen Hamburg und Oldeslohe ab, und bedrängte die rechte Flanke der Dänen, indem er ſich des Dorfes Elmenhorſt bemächtigte, welches mehrmals genommen und wiedergenommen, zuletzt aber von den Koſaken behauptet wurde. Bevor aber die Vortheile auf dieſer Seite verfolgt werden konnten, verließ plötzlich der Prinz Friedrich von Heſſen die

Stellung bei Oldeslohe, die durch uns umgangen und durch Wallmoden auch in der Fronte bedroht war, und zog ſich über Segeberg gegen Kiel zurück. Tettenborn hatte nicht ſobald Nachricht von dieſer Bewegung, als er ſchleunigſt aufbrach, um dem Feinde in der Flanke zu bleiben, und ihn wo möglich zu überholen. Durch die entſetzlichſten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Moraſt ſanken, dann über tiefe Graben ſetzen und häufig ſtundenlang ſich durch Buſchgewäſſer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, ging nun unſer Marſch in den folgenden Tagen ohne Unterſchied Tag und Nacht gegen die Eider fort, indem nur in den zum Futtern unumgänglich nöthigen Stunden geruht wurde. Am 6. December vor Tagesanbruch erſchien Tettenborn in Bramſtedt, zum größten Erſtaunen der Einwohner, die noch kaum an einen Feind gedacht hatten. Einige däniſche Offfziere, die ſich ruhig im Rücken ihrer Truppen zu befinden meinten, wurden gefangen genommen; die wichtigſten Papiere aller Art fielen in unſere Hände. Das Merkwürdigſte war ein Schreiben des Königs von Dänemark an den Prinzen Friedrich von Heſſen, worin die ganze Lage der däniſchen Sachen auf das deutlichſte enthüllt wurde. Die Franzoſen, hieß es unter andern, hörten ſchon ſeit drei Monaten auf, die feſtgeſetzten Summen zu bezahlen, es fehle daher gänzlich an Geld wie an Truppen, und der Krieg könne unmöglich fortgeſetzt werden, ohne ſelbſt Jütland in Gefahr zu bringen, es müſſe daher auf alle Fälle ſchleunigſt ein Waffenſtillſtand geſchloſſen werden, damit der Graf Chriſtian von Bernſtorff im großen Hauptquartier der Verbündeten inzwiſchen Einleitungen zu

dem ſo nöthigen Frieden treffen könne. Von dem Marſchall Davouſt war weiter nicht die Rede, als daß er, falls die Verbündeten es wollten, mit in den Waffenſtillſtand eingeſchloſſen werden könne. Dieſes Schreiben wäre auf jeden Fall zu ſpät gekommen, um dem Prinzen Friedrich von Heſſen noch zu nützen, da er ſchon in völligem Rückzug war; dem Kronprinzen von Schweden hingegen offenbarte daſſelbe immer früh genug die ganze Schwäche der Feindesſeite, um mit deſto größerer Zuverſicht das Angefangene durchzuführen.

Von Bramſtedt aus ſandte Tettenborn eine Parthei unter dem Rittmeiſter von Bismark unmittelbar gegen Kiel vor, die häufig mit däniſchen Abtheilungen ins Gefecht kam, und nachdem ſie vor den Thoren von Kiel ſich gezeigt hatte, inmitten aller Feinde glücklich ihren Rückzug bewerkſtelligte; eine andere Parthei, von dem der Gegend ſehr kundigen Rittmeiſter Grafen von Bothmer geführt, ging ſeitwärts nach Itzehoe, drang plötzlich in die Stadt und überfiel eine Abtheilung von mehr als 200 däniſchen Reitern, die nach vergeblichem Widerſtande ſämmtlich gefangen oder niedergemacht wurden. Mittlerweile war auch die franzöſiſche Reiterei, welche unter dem General Vichery den General Woronzoff bei Wandsbeck noch zuletzt angegriffen hatte, durch die ruſſiſche Reiterei des Generals von Pahlen mit großem Verluſt geworfen und zum Theil niedergeſtochen worden. Lübeck hatte ſich an die Schweden unter dem Marſchall Stedingk ergeben, deſſen Truppen den Dänen auf dem Fuße nachfolgten. Bei Bornhöft, einem durch eine frühere Niederlage der Dänen, wo auch hanſeatiſche Bundestruppen gegen ſie mitfochten,

berühmten Orte, kam es zu einem heftigen Treffen, worin die Dänen geſchlagen wurden.

Unſer Marſch ging nun über Neumünſter und Nortorp eiligſt gegen die Eider fort, und zunächſt auf die Feſtung Rendsburg, welche von den Dänen nur erſt ſchwach beſetzt war. Unterwegs nahmen wir dem Feinde eine Anzahl Pulverwagen, 120 andere Wagen, die von Altona nach Rendsburg gehen ſollten, nebſt deren Bedeckung, und über 300 Gefangene. In einem Dorfe, wo däniſche Truppen verſteckt lagen, befand ſich Tettenborn mit wenigen Koſaken mitten unter ihnen, ohne es zu wiſſen, bis ſie entdeckt und als Gefangene hervorgezogen wurden. Vor Rendsburg hielt der Feind das Dorf Jevenſtedt mit beträchtlichem Fußvolk und 6 Stücken Geſchütz beſetzt, und hatte daſſelbe gegen einen erſten Angriff der Koſaken behauptet; Tettenborn wandte ſich daher, weil auf dieſer Seite ohne Fußvölker nicht durchzudringen, und Wallmoden ſchon in vollem Vorrücken hieher begriffen war, mit ſeinen Koſaken links an der Eider hinab, um einen Uebergang zu ſuchen, und Rendsburg auf der andern Seite abzuſperren, die Zufuhren zu verhindern, und in das Innere von Schleswig zu ſtreifen. Am 9. December Abends erreichte er das Ufer der Eider, gegenüber von Friedrichsſtadt, und ließ noch am nämlichen Tage eine Abtheilung Koſaken überſetzen und in die Stadt einrücken. Am folgenden Tage wurde auch Tönningen und gleich darauf Huſum beſetzt, wo die däniſchen Truppen eiligſt abzogen, und 10 Kanonen zurück ließen. Alle Koſaken Tettenborn's befanden ſich ſchon auf dem rechten Ufer der Eider, und ſeine Partheien ſtreiften rechts gegen

Rendsburg und Schleswig, vorwärts auf den Straßen nach Flensburg und Tondern, links gegen die Nordsee hin, wo die Schanze von Vollerwiek, den Ausfluß der Eider beherrschend und mit 28 Kanonen vertheidigt, eng eingeschlossen wurde. Schon bereitete sich Tettenborn zu einem kühnen Ueberfall auf die Stadt Schleswig selbst, und hatte eine starke Parthei nach Flensburg abgeschickt, wodurch alle Verbindung zu Lande zwischen der dänischen Kriegsmacht und den rückwärtigen Gegenden aufgehoben worden wäre; allein ein unvorhergesehenes Ereigniß nöthigte denselben seine Truppen möglichst zusammenzuziehen, und zwischen Rendsburg und Schleswig seine Aufmerksamkeit zu theilen.

Wallmoden hatte den General von Dörnberg mit dem größten Theil seiner Truppen zwischen Rendsburg und Kiel am 9. December über die Eider gesandt, um den in Kiel angelangten Feind von Eckernvörde, wohin man glaubte daß er seinen Rückzug nehmen würde, abzuschneiden. Schon war Dörnberg über Wittensee hinaus vorgerückt, und hatte 7 Kanonen genommen, als der Feind plötzlich bei Gettorf den Weg nach Rendsburg einschlug und dadurch die Verbindung zwischen Dörnberg und Wallmoden, die über Kluvensiek Statt fand, unterbrach. Wallmoden, der mit den übrigen Truppen nachfolgte und am 10. mit Dörnberg wieder vereinigt zu sein dachte, sah sich plötzlich durch die ganze dänische Truppenmacht, welche nach Rendsburg marschirte, überrascht und angegriffen. Das Dorf Sehstedt wurde eine Zeit lang durch Fußvolk der russisch-deutschen Legion hartnäckig vertheidigt, allein endlich von den Dänen genommen, deren ganze Macht

über 10,000 Mann betrug, während Wallmoden kaum 4000 beisammen hatte. Die Gegend war den Dänen günstig, und zur Entwickelung ihrer Streitkräfte hinlänglich offen, die Unsern standen beengt zwischen Einhegungen, Gebüsch und Sümpfen, welche die alte Eider hier bildet. Ein Bataillon rechts konnte nicht durchdringen zum Angriff, und mußte umkehren; die andern Bataillons standen zwischen Sehstedt und der Eider und hielten die Straße besetzt. Der Feind drang unaufhaltsam vor mit Fußvolk, Geschütz und Reiterei, und das Treffen wurde lebhaft und allgemein. In diesem Augenblick brach die dänische Reiterei, welche sich bei allen Gelegenheiten als eine vortreffliche Truppe bewährt hat, mit solch ungestümer Verwegenheit hervor, daß alles über den Haufen geworfen und versprengt wurde, was sich in ihrem Wege fand. Zwei Kanonen, die sich im unrechten Zeitpunkt zurückziehen und die Straße gewinnen wollten, wurden von den Dänen genommen, Wallmoden selbst war in das Handgemenge gerathen. Einige Schwadronen Husaren und die mecklenburgischen Jäger hielten den Feind endlich in seiner Verfolgung auf, und machten selbst einen kühnen Angriff, durch den die Sachen wieder einigermaßen hergestellt wurden. Der Prinz Gustav von Mecklenburg-Schwerin wurde bei dieser Gelegenheit verwundet, als er die Seinen tapfer ins Gefecht geführt und den Feind schon zurückgeworfen hatte. Zwei Bataillons von Wallmoden, die links von ihm getrennt waren, schlugen sich inzwischen auf ihre eigne Hand mit dem Feinde herum, und nahmen 2 Kanonen, von denen jedoch eine wieder verloren ging. Das Gefecht dauerte bis spät Abends fort,

während die Hauptmaſſe der däniſchen Truppen ruhig nach Rendsburg vorüberzog. Vergebens hatte Wallmoden die Ankunft des Generals von Vegeſack gehofft, der mit ſchwediſchen Truppen nahe hinter ihm folgte, aber erſt nach dem Gefecht eintraf. Die Schweden hatten überdies den Befehl, auf keinen Fall über die Eider vorzugehen.

Dieſes Treffen, in welchem jeder der beiden Theile über 1000 Mann verloren hatte, ſchien anfangs nachtheiliger, als ſich nachher fand. Dörnberg blieb eine Zeit lang ſeiner nächſten rückwärtigen Verbindung beraubt, und der Kronprinz von Schweden, welcher fürchtete, der Feind könne von Rendsburg aus mit Uebermacht über denſelben herfallen, ſandte eiligſt an Tettenborn den Befehl, ſeine Truppen bei Kropp zuſammenzuziehen, um Dörnberg nöthigenfalls aufnehmen, und ſich mit ihm den Rückweg über die Eider bei Friedrichsſtadt ſichern zu können. Die Gefahr war aber ſogleich wieder entſchwunden, und Tettenborn eben im Begriff die Stadt Schleswig anzugreifen, als die Nachricht eines Waffenſtillſtandes, der zwiſchen Dänemark und dem Kronprinzen von Schweden auf vierzehn Tage abgeſchloſſen worden, unſeren Truppen eine willkommene und höchſt nöthige Ruhezeit ſchenkte.

Tettenborn verlegte ſein Hauptquartier nach Tönningen. Die wichtige Schanze bei Vollerwiek, welche anfangs keinen Vorſchlägen zur Uebergabe hatte Gehör geben wollen, war durch den Rittmeiſter von Philippsborn und Lieutenant Behrens ernſtlich angegriffen und aus den ſchon früher eroberten und dienſtbar hergeſtellten Kanonen ſo wirkſam beſchoſſen worden, daß ſie

noch vor dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes ſich hatte ergeben müſſen. Die Beſatzung erhielt freien Abzug unter der Bedingung, in Jahresfriſt nicht wieder zu dienen. Große Vorräthe von Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfniſſen, nebſt 28 Kanonen, fielen in unſere Hände.

Der Waffenſtillſtand war durch öſterreichiſche Dazwiſchenkunft zu Stande gekommen, und der öſterreichiſche Bevollmächtigte Graf von Bombelles hatte den Auftrag, auch die Friedensunterhandlungen in der Eigenſchaft eines öſterreichiſchen Vermittlers einzuleiten. Die Bedingungen des Waffenſtillſtandes waren hart, denn indem auf der Hauptſeite die Waffen ruhten, durfte die Beſchießung von Glückſtadt und Friedrichsort ungeſtört fortgehen, und beide Feſtungen fielen. Aber die Lage der däniſchen Sachen konnte auch nicht große Anſprüche begründen. Die eigentlich ſtreitfertige Kriegsmacht hatte das Feld geräumt, und bildete die kaum hinlängliche Beſatzung von Rendsburg, wo ſie ohne Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen in der unvorbereiteten Feſtung durch Uebermacht eingeſchloſſen war; die übrigen Truppen, in Schleswig, in Jütland und auf den Inſeln vereinzelt, waren weder als Heer beiſammen, noch ſelbſt einzeln im Stande gleich zu fechten, alle Bedürfniſſe fehlten, und das völlig ſchlagfertige Heer des Kronprinzen von Schweden, das nur geradezu in das unvertheidigte Land hineinzumarſchiren brauchte, ließ auch die eiligſten Maßregeln zu ſpät kommen. Keine auswärtige Hülfe war zu hoffen, denn alle Mächte, außer Frankreich, führten Krieg gegen Dänemark, keine innere Erhebung war

möglich, denn das däniſche Volk, das ſeinen Wohlſta
ſchon lange leiden, und nun ſein Letztes auf's Sp
geſetzt fand, ſuchte die Urſache ſeines Mißgeſchicks ni
in den Verbündeten. In Holſtein und Schleswig war
die Herzen der Einwohner unbedingt unſerer Sache e
geben, die ſie allgemein als die Sache der Freih
anſahen; ja manche Eiferer wünſchten jeden Frieden m
Dänemark hintertrieben zu ſehen, um die Hoffnung z
haben, bei fortgeſetztem Kriege von dieſem Staate al
geriſſen und rein deutſchen Verhältniſſen zugetheilt z
werden. An die Errichtung eines Landſturms in de
Herzogthümern konnte nur denken, wer die allgemein
Stimme für ſich hatte, in dieſem Fall unbezweifelt di
Verbündeten. Erſt in Jütland konnte die däniſche R
gierung auf einige Mithülfe des Volks rechnen, das f
durch den General von Wegener zu den Waffen au
rufen ließ; doch auch dieſes begründete nur geringe Hof
nung. Ohne Geld und Vertrauen, im Innern zerrütte
die beſten Landſchaften vom Feinde beſetzt, die übrig
zu Waſſer und zu Lande bedroht, konnte Dänema
durch verzögernden Zeitgewinn nur neue Gefahren, ne
Feinde auf ſich ziehen. Norwegen abzutreten ſchien
dieſem Falle nur ein geringes Opfer für die Rettu
des Uebrigen. Wie und durch weſſen Schuld Dänema
in dieſe verzweifelte Lage gerathen war, darüber g
jetzt keine Unterſuchung, es ſah die Thatſachen vor ſi
und mußte im Zwange derſelben handeln. Allein
es, daß die öſterreichiſche Vermittelung eine zu gro
Stütze dünkte, ſei es, daß man hoffte, den Kronprinz
von Schweden durch die dringenden Wünſche der V
bündeten, und vielleicht durch ihre Lage, bald nach d

Rhein abgerufen zu ſehen, genug, der däniſche Bevollmächtigte von Bourke willigte zwar ſehr bald in die Abtretung Norwegens, forderte aber dagegen ſolche Entſchädigungen, daß man unwillig alle Verhandlung abbrechen wollte. Die Hanſeſtädte, ein großes Stück von Hannover, und die ganze Nordſeeküſte bis Oſtfriesland hätten allerdings einen ſchönen Zuwachs des däniſchen Staats gebildet, der dadurch eine neue Macht in Deutſchland geworden wäre. Nachdem dieſe und ähnliche Anträge verworfen, und der Waffenſtillſtand unter ungenügenden Verhandlungen beinah abgelaufen war, ohne daß man däniſcherſeits ernſthafte Anſtalten zum Frieden, wohl aber die eiligſten zum Kriege machte, ſo glaubte der Kronprinz von Schweden in der däniſchen Regierung keine andere Abſicht zu erkennen, als die, Zeit zu gewinnen, um die übrigen Verbündeten gegen die Forderungen Schwedens zu ſtimmen, und dann nur allein gegen dieſe Macht den Streit auszufechten; denn die Dänen ſcheuten den Kampf gegen die Schweden keineswegs, ſobald nur die denſelben verbündeten Truppen ſich abgeſondert hätten. Der Kronprinz wurde in ſeiner Meinung beſtärkt, als vor dem völligen Ablauf des Waffenſtillſtands der Bevollmächtigte von Bourke und der Graf von Bombelles auf's neue in ſeinem Hauptquartier zu Kiel erſchienen, und, ſtatt wegen der Hauptſache, nämlich wegen des Friedens, neue Eröffnungen zu machen, bloß eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes nachſuchten, für alles Weitere aber ohne Vollmacht zu ſein bekannten. Der Kronprinz äußerte mit zorniger Bitterkeit, daß für eine bloß militairiſche Anordnung, wie die Verlängerung eines Waffenſtill-

ſtandes wäre, es hier mit einem Trompeter, der ein
Brief auf den Vorpoſten abgegeben hätte, vollkomm
genug geweſen wäre, und die Erſcheinung von Mi
ſtern, die ſolch untergeordneter Sache wegen kämen, u
ſobald man die Hauptſache berühren wolle, ſich mit d
Mangel an Vollmachten entſchuldigten, nur ein dip
matiſches Gaukelſpiel ſei. Er verſammelte die ſein
Hauptquartiere folgenden Miniſter der verbündet
Mächte, und hielt in ihrer Gegenwart dem däniſch
Unterhändler alles vor, was die däniſche Regierung ge
die allgemeine Sache verſchuldet habe, und was ſie n
verſchulde durch das ſträfliche Hinhalten, mit welchem
die verbündeten Waffen, die ſchon am Rhein gegen d
Hauptfeind gebraucht werden könnten, hier aufhie
Er führte mit ſtarker Beredſamkeit das Bild der geg
wärtigen Lage aus, rühmte ſich des treuen Beiſtan
ſeiner mit ihm ganz übereinſtimmenden Bundesgenoſſ
und erklärte die Vermittelung Oeſterreichs für eine M
regel, die nur zu Gunſten Schwedens angeſehen werd
dürfe, ſo ſehr auch die Dänen ſich und Andre von d
Gegentheile überreden möchten. Das Feuer der R
führte ihn dann in weiteres Feld und größere Anſicht
und er ſchloß mit den damals kühnen und ſtets de
würdigen Worten: „Aber was auch im Werke ſein
wie die Dinge ſich wenden mögen, ich erkläre hier feier
und betheuere es bei meinem heiligſten Ehrenwort,
nicht Napoleon in Frankreich herrſchen bleibt, und n
der König von Rom; vielleicht glaubt jemand, daß
ſelbſt darnach ſtrebe, allein meine Blicke erheben
nicht dahin; das Volk wird wählen, und ſich dem an
trauen, den es dazu würdig hält.“ Die Verlänger

des Waffenstillstandes schlug der Kronprinz anfangs ab, bewilligte sie aber auf vieles Bitten endlich bis zum 5. Januar, jedoch unter der Bedingung, daß in der Zwischenzeit keine dänischen Truppen von den dänischen Inseln auf das feste Land übergesetzt würden. Beinahe hätte auch diesen Vertrag eine neue Unannehmlichkeit wieder gestört. Ein dänischer General hatte einen Kourier, der, aus dem großen Hauptquartier kommend, während des Waffenstillstandes durch Rendsburg ging, um Wallmoden aufzusuchen, seine Briefschaften abgenommen und deren einige erbrochen, darauf dieselben an Wallmoden mit der Entschuldigung weitergesandt, daß er der Neugierde nicht habe widerstehen können nachzusehen, ob etwas über den Frieden darin enthalten gewesen. —

Allein auch diese Verlängerung führte zu keinem Ergebniß, und die Dänen ließen es zum Wiederausbruch der Feindseligkeiten kommen, um wenige Tage später am Belte die Bedingungen einzugehen, die sie mit Verschonung des Herzogthums Schleswig schon an der Eier eingehen konnten. Tettenborn hatte seine Kosaken, nachdem er ihnen 4 Feldstücke zugegeben, die sie mit Geschicklichkeit bedienen gelernt, frühzeitig bei Husum zusammengezogen, und brach am 6. Januar nach Schleswig auf, welches der Feind bereits geräumt hatte. Der Marsch ging in den folgenden Tagen unausgesetzt mit größter Schnelligkeit, weil die Dänen überall wichen, über Flensburg, Apenrade, Hadersleben und Christiansfelde gegen Kolding, wo der Feind zuerst wieder Stand hielt. Eine starke Parthei hatte Tettenborn eben so an der westlichen Küste über Ton-

dern nach Rypen vorgeſchickt. Unterwegs waren uns der däniſche Unterhändler von Bourke und der Graf von Bombelles begegnet, die eiligſt zu dem Kronprinzen von Schweden nach Kiel zurückkehrten, wo er geblieben war, um die Belagerung von Rendsburg in der Nähe zu betreiben; überhaupt war außer Tettenborn nur noch der General Skjöldebrand mit einiger ſchwediſchen Reiterei nach Flensburg vorgeſchickt worden alle übrigen Truppen aber an der Eider zuſammengehalten. Schon hatten bei Wönſild Tettenborn's Koſaken einige heftige Scharmützel gehabt, und die Dänen nachdem ſie durch den Major von Droſte und den Rittmeiſter von Herbert aus dem Orte vertrieben und gegen Kolding zurückgeworfen worden, waren mit treffſicher Reiterei wieder vorgedrungen, ſo daß Tettenborn nun ſelbſt gegen ſie aufbrechen wollte, als am 9. Januar Abends die Nachricht eintraf, daß der Frieden ſo gut wie abgeſchloſſen und einſtweilen von beiden Theilen eine abermalige Waffenruhe anbefohlen ſei. Während Tettenborn die Entſcheidung dieſer Dinge in Hadersleben abwartete, rückte aber ein däniſcher Oberſtlieutenant mit beträchtlicher Truppenſtärke von der Inſel Alſen in unſerm Rücken gegen Apenrade vor, und wollte den Krieg für ſich allein fortſetzen. Tettenborn ſandte ſogleich ein Regiment Koſaken unter dem Major von Droſte dahin, um den Feind zurückzuwerfen; dieſer fand ihn aber ſchon innerhalb der Linie zurückgezogen die ihm der General Skjöldebrand nachgiebig zugeſtanden hatte.

Nach manchen Mißhelligkeiten und ſchwierigen Verhandlungen wurde endlich der Frieden wirklich unter

zeichnet, und wir verließen in Eilmärſchen das Herzogthum Schleswig, gingen bei Friedrichsſtadt über die Eider, raſteten einige Tage, während welcher die Beſtätigung des Friedens von Seiten des Königs von Dänemark erwartet wurde, in Heide, und traten am 24. Januar von dort unſern Marſch nach dem Rhein an. In dem däniſchen Kriege war unſerer Sache ein neuer Bundesgenoſſe erobert, und 10,000 Dänen vermehrten das Heer, mit welchem der Kronprinz von Schweden nach dem Rhein eilte, während die Belagerung von Hamburg dem von der obern Elbe herangezogenen ruſſiſchen Heer des Generals von Bennigſen übertragen wurde.

Nach vorübergehenden Bedenklichkeiten, waren die verbündeten Heere in Frankreich von allen Seiten eingedrungen, und bewegten ſich langſam in großen Maſſen von dem ausgedehnten Bogen zwiſchen den Niederlanden und der Schweiz gegen Paris, als die Mitte des Landes, vorwärts. Die Neigung, Frieden zu ſchließen, ſtellte ſich nach jedem glücklichen Fortſchritt mit den dringendſten Mahnungen regelmäßig ein, und hätte bei dauernden Unfällen ſich unwiderſtehlich aufgedrängt; der Anblick von Baſel erregte die Sehnſucht nach einem zweiten Baſeler Frieden, für den es doch kein Zeichen günſtiger Vorbedeutung ſein konnte, daß er unter den Kanonen der noch uneroberten franzöſiſchen Feſtung Hüningen hätte abgehandelt werden müſſen! Die Reihe von Feſtungen, welche drohend im Rücken, und ſelbſt dem ſiegenden Vordringen gefährlich bleiben mußten, konnte leicht diejenigen ſchrecken, welche alles an dieſen Kampf zu ſetzen noch nicht entſchloſſen waren. Allein

die drängende Gewalt des allgemeinen Geiſtes und Muthes, ja die Entwickelung der äußern Verhältniſſe ſelbſt, riß jedesmal die Sache über die Bedenklichkeiten hemmenden Rückhaltes hinweg, und führte ſie muthig vorwärts zur größern Ausführung eines Krieges, der ſeine Vollendung nur im Herzen von Frankreich finden konnte. Im Gegenſatze jener beſorglichen Meinungen und einlenkenden Rathſchläge wirkten muthige Begeiſterung und nachdrückliche Beharrlichkeit tapfer fort, erregten die ganze Kraft Deutſchlands zu bewaffnetem Aufſtehen, errichteten Landwehren und Landſturm ſoweit deutſche Völker befreit ſtanden, und ſorgten mit unerſchütterlichem Ernſt und weiſer Einſicht, daß die ſtreitenden Heere unaufhörlich ergänzt, vermehrt, und durch neue unterſtützt würden. Nie kann den Deutſchen vergeſſen ſein, wie glücklich ihr zerſtreuter guter Wille, ihre einzelne Kraft, in dem ſtrengen Muthe des Freiherrn vom Stein aufgefaßt und vereinigt worden. Ihm hatte das Vertrauen der verbündeten Herrſcher eine beiſpielloſe Verwaltungsmacht gegeben, deren Größe ſich erſt in Unfällen und Zwiſtigkeiten aufgethan haben würde, jetzt aber unter glücklichen Erfolgen einträchtig mit den übrigen Maßregeln der Verbündeten zu demſelben Ziele wirkte. Dieſen kräftigen Bemühungen, in welchen die früh durchdachte und kühn durchgreifende Thätigkeit des preußiſchen Oberſten Rühle von Lilienſtern, des Kammergerichtsraths Eichhorn, des Grafen von Solms-Laubach, und andrer Gehülfen Stein's, ſich ein hohes Verdienſt um das Vaterland erwarben, hatte man es zu danken, daß, ohne die preußiſchen und öſterreichiſchen Kriegsvölker, bloß aus den früher den Franzoſen

dienſtbaren deutſchen Ländern, im Frühjahr 1814 über 300,000 Deutſche ſtreitfertig unter den Waffen ſtanden, und überhaupt im ganzen Lande für die Freiheit keine Hand mehr unbewehrt blieb! In allen Ländern, durch welche der Marſch nach dem Rhein uns führte, erſcholl der Ruf der Waffen und erhob ſich kriegeriſche Anſtalt. Ausgeglichen im voraus ſchien durch das, was in Deutſchland geſchah, jeder Nachtheil, der uns in Frankreich betreffen konnte. Es war nöthig, dieſe Zuverſicht in einen Kampf mitzunehmen, der bei aller begünſtigenden Hoffnung noch keineswegs entſchieden, und mehr als je gefährlich war. Denn der Kaiſer Napoleon bot ſeinerſeits alle Kräfte ſeines heftigen Willens und ſeines zu deſſen Folgleiſtungen auf alle Weiſe ausgebildeten Volkes auf, um dem Andrange ſo vieler Völker zu widerſtehen; wie ſonſt die Lüge, gebrauchte er jetzt die Wahrheit, und ſtellte den Ruhm und den Untergang Frankreichs neben einander; er ſelbſt, furchtlos und unerſchreckt inmitten alles hereinbrechenden Verderbens, verlangte mit heißer Begier und kaltem Entſchluß nur Krieg und Schlacht, ſein durch keinen Unfall ihm fremdgewordenes Element, in welchem er jetzt auf doppelt heimiſchen Boden ſtand, und jedem Gegner doppelt furchtbar werden mußte. Seine aus Spanien zurückgeſchlagenen Kerntruppen zog er an ſich, das Volk regte er durch alle Künſte geübter Verlockungen gegen uns auf, und ihm gelang es noch, die ſchon wankende Stimmung der Franzoſen doch ungünſtiger gegen uns, als gegen ihn ſelbſt, zu erhalten. Was konnten wir ihnen auch bieten? Moreau war todt; die

Bourbons ſtanden beiden Theilen in dunkler Ferne, und mit Napoleon unterhandelten wir noch immer!

Unter dieſen Umſtänden konnte das Erſcheinen des Kronprinzen von Schweden in Frankreich, als Marſchall Bernadotte den Franzoſen noch in gutem Andenken, und durch ſeine Eigenſchaften und Verhältniſſe fähig viele Gegenſätze zu vereinigen, die Lage der Dinge in Frankreich zu bedeutenden Veränderungen führen. Er ſelbſt dachte in der Richtung von Soiſſons vorzugehen, und ordnete alles zu einem Feldzuge an, den perſönlich auszuführen der ſpätere Gang der Ereigniſſe ihn verhinderte. Seine Geſinnung ſprach ſich fortdauernd offen aus, und noch in Köln gab er den Abgeordneten der Stadt in einer ſchönen Rede die Verſicherung, daß dieſe Länder, die er einſt als franzöſiſcher General für Frankreich erobern geholfen, und jetzt davon abreißen helfe, — beidemal für die Freiheit, — niemals wieder an Frankreich zurückfallen würden. Tettenborn erhielt von ihm den Auftrag, vorauseilend zwiſchen dem Nordheer, von welchem ein großer Theil unter den Generalen von Winzingerode und von Bülow ſchon in der vorderſten Linie ſtand, und dem von Blücher geführten ſchleſiſchen in Frankreich einzudringen, zwiſchen beiden die ſo dringend nöthige Verbindung zu erhalten, und vor deren Front und auf deren Flanken nach Umſtänden thätig zu wirken.

Nachdem unſere Truppen durch angeſtrengte Eilmärſche am 11. Februar den Rhein erreicht und bei Köln übergeſetzt hatten, raſteten wir einige Tage in Bonn und ſetzten dann unſern Marſch über Andernach, Kaiſerseſch und Wittlich nach Trier fort, ohne die

bremiſchen Hanſeaten abwarten zu können, welche auf ihr dringendes Verlangen dem Oberbefehl Tettenborn's gleichfalls angehören ſollten; da die Folge uns mehr und mehr ihrem Nachrücken entfernte, ſo blieben ſie bei dem Kronprinzen in den Niederlanden zurück. In Trier hielten die Truppen, ermüdet von den entſetzlichen Gebirgswegen und den Beſchwerlichkeiten der ungünſtigen Witterung, abermals einige Raſttage, die um ſo nöthiger waren, als noch ſchlechtere Nebenwege in höherem Gebirg, einem Zuge der Ardennen, uns bevorſtanden, und uns dicht unter den vom Feinde beſetzten Feſtungen Luxenburg und Montmedy, in der Mitte zwiſchen den beiden andern Sedan und Verdun, durchführen ſollten; unter allen dieſen Feſtungen war nur Luxenburg umſtellt, und zwar durch heſſiſche Truppen, die, ganz neuerrichtet und ohne Patronen, nur eine ſchwache Schutzwehr gegen die häufigen Ausfälle des Feindes bilden konnten. Um den wieder deutſch gewordenen, aber durch franzöſiſche Nähe am meiſten beunruhigten Ländern Zuverſicht und Ordnung zu geben, hatte der Generalgouverneur des Mittelrheins, Juſtus Gruner, der ſeiner öſterreichiſchen Haft durch die Wendung der Dinge längſt entledigt, und von Stein alsbald angeſtellt worden war, ſeinen Sitz in Trier genommen. Stein hatte ihn vorzugsweiſe für dieſe Gegenden ausgeſucht, wo Kühnheit und Geſchicklichkeit den gefährlichſten Proben plötzlicher Ereigniſſe ausgeſetzt waren; er befand ſich auf dieſem vorgerückten Poſten gewiſſermaßen als wirklicher Kriegsgenoſſe, und erfüllte alles mit der Sicherheit und dem Muthe, die ihn auch in zweifelhaften Dingen nie verlaſſen haben. Wir fan-

den bei ihm den aus der früheren Revolutionsgeſ
bekannten Bürger Rebmann, der nicht ohne L
geſtand, wie ihn Gruner's Rolle lebhaft an die
franzöſiſchen Konventskommiſſairs Merlin von T
ville während der Belagerung von Mainz erin
Die einſichtsvolle Klugheit Gruner's und der feſte
ſeiner Maßregeln hatten in der kürzeſten Zeit
eben noch franzöſiſche Land wieder einem deutſchen
lich gemacht, und er war grade im Begriff, dem
das ſich gern durch bewaffnete Kriegsmacht in
neuen Hoffnung beſtätigt ſehen wollte, dieſe Beſtäti
durch eigne Bewaffnung zu verleihen.

Tettenborn verließ Trier am 19. Februar, und
ſchirte über Grevenmachern, an Luxenburg vorbei,
Arlon auf Montmedy, welche er, während die Tru
vorüberzogen, umſtellen und beobachten ließ, und ſo
nach Stenay, wo er über die Maas gehen
Dieſer ganze Marſch mußte mit größter Vorſicht g
hen, da nicht allein alle Nachrichten über den W
zuſtand des Landes ſehr beunruhigend waren, ſo
auch die Beſatzungen aus den zahlreichen unbere
Feſtungen völlig freies Spiel hatten, unvermuthe
ſcheinen und in den Gebirgen und Engwegen fü
aus bloßer Reiterei beſtehende Truppenſchaar
gefährlich werden konnten. Die Brücke bei St
welche die Franzoſen, die von Montmedy öfters h
kommen konnten, geſprengt hatten, war bald herg
und der Uebergang über die Maas am 23. Fe
bewerkſtelligt. Am folgenden Tage, bevor wir Vo
erreichten, hatten wir in den Waldungen ein he
Gefecht zu beſtehen; die Förſter der ganzen umlieg

Gegend, die Gendarmen, und was ſich ſonſt an Kriegsleuten fand, hatten ſich auf die Nachricht von dem Anrücken feindlicher Truppen, deren hier noch keine geſehen worden waren, zuſammengerottet und wollten uns den Weg ſtreitig machen. Sie griffen den Vortrab muthig an, und wichen erſt in die Wälder zurück, als ſie merkten, daß die Haupttruppe nachkäme, und ſie es mit mehr als einer bloßen Streifpartei zu thun hätten. Die Einwohner des ganzen Landes ſchienen nicht abgeneigt, bei erſter Gelegenheit feindlich gegen uns aufzutreten, ſie waren bewaffnet und zum Theil erſt vor kurzem von Seiten der Regierung mit allen Kriegsbedürfniſſen verſehen und zum Aufſtande angereizt worden; aus den nahen Feſtungen konnten ſie alle Hülfe erwarten, und im äußerſten Falle darin für ihre Perſonen und Habſeligkeiten eine ſichre Zuflucht finden. Hiezu kam noch, daß durch die eilfertige Sorge der franzöſiſchen Regierung bereits die Nachricht von den Unfällen verbreitet war, welche Blücher ſo eben bei Montmirail, Etoges und Champaubert erlitten hatte, und die wir zuerſt in Vouziers erfuhren, und nur den prahleriſchen Verkündigungen dieſer und früherer Ereigniſſe hatten wir es zu danken, daß das Volk, im Zweifel an der völligen Wahrheit derſelben, den Lockungen zum Aufſtande noch nicht folgte. Dieſer Eintritt in Frankreich zeigte uns gleich anfangs, welch ernſten Karakter der Krieg hier annehmen könne, und Tettenborn verdoppelte ſeine Vorſicht, Strenge und Aufmerkſamkeit.

Am 25. Februar erreichten wir endlich, nachdem wir uns ohne irgend einen Verluſt zwiſchen allen

Festungen und durch das gährende Land durchgewur
wieder die ersten russischen Truppen, und trafen Ab
in Rheims ein, wo der General von Winzing
sein Hauptquartier hatte. Die Lage, in welcher
die Dinge fanden, wollen wir in Kürze mitthe
Blücher hatte seinen Rückzug auf Chalons sehr g
lich bewerkstelligt, und das schlesische Heer war
die Verbindung mit dem großen Hauptheere Sch
zenberg's, das sich zu diesem Behuf etwas zurü
zogen hatte, wieder in Stand gesetzt dem Feinde
Spitze zu bieten. Diesen beiden Heeresmassen ge
über bewegte sich Napoleon mit seinen Schaaren
ungewissen Entwürfen, und obwohl übermüthig
brüstend mit den zuletzt errungenen Vortheilen, s
er gleichwohl eine allgemeine Schlacht in diesem Au
blicke nicht gerade erzwingen zu wollen. Nie
man ein entschiedneres Bedürfniß nach der vereini
Heeresmacht des Kronprinzen von Schweden gefi
als gerade jetzt, da eine solche Macht, unter ei
solchen Anführer, in Napoleon's linker Flanke aufgef
dessen Aufmerksamkeit hätte theilen und seine fi
Bewegungskünste hemmen müssen.

Das Nordheer aber war größtentheils noch in
Niederlanden zurück, und nur zwei Heertheile,
Russen unter Winzingerode und die Preußen u
Bülow, standen vorgeschoben bei Rheims und Soiss
aber ohne Rückhalt, vereinzelt, und viel zu schw
um nicht im Falle, daß Napoleon mit aller Macht
auf sie würfe, eiligst bis nach den Niederlanden zur
weichen zu müssen. Winzingerode hatte deshalb
Maßregeln mit größter Vorsicht getroffen, und des

auch Soiſſons, welches er mit Sturm genommen, dem Feinde wieder überlaſſen, um ſeine ganze Aufmerkſamkeit gegen die Marne und Aube zu wenden. Der General Alexander von Benkendorf, welcher auf dieſer Seite die ruſſiſchen Vortruppen befehligte, hielt Epernay beſetzt, und ſandte Partheien aus, die jedoch, ohne etwas vom Feinde zu entdecken, wiederkehrten. Die Stille und Ungewißheit, welche ſeit jenen Siegen Napoleon's in den Kriegsbegebenheiten herrſchte, gab dem ganzen Zuſtande etwas Bedenkliches, das durch die fortdauernden Unterhandlungen mit Napoleon, die zu Chatillon gepflogen wurden, und durch die mancherlei Anzeigen von unentſchloſſenem Wanken ſo großer Kräfte, unangenehm vermehrt wurde. Napoleon's unermüdeter Unternehmungsgeiſt, und mehr noch ſeine durch alle Unfälle nicht unterdrückte Sicherheit in behaglichem Feldherrngefühl, wirkte ſchreckend fort, auch als ihm ſchon in dem Sinken und Abnehmen ſeiner Heere das Werkzeug ſeiner Arbeit zu verſagen begann. In einem ſchnellen Frieden, den man jetzt noch ziemlich vortheilhaft hoffen konnte, ſchien den Meiſten der beſte Ausweg für alle mißmuthige und ängſtliche Betrachtung, und dies Verlangen nach Frieden gewann um ſo leichter laute und freie Stimme, als jeder die Ueberzeugung haben wollte, nur das Allgemeine, dem er ſeinen perſönlichen Wunſch nachſetze, damit zu berathen.

Nachdem Winzingerode die anfängliche Beſtimmung Tettenborn's für den gegenwärtigen Augenblick beſonders zweckmäßig befunden und demſelben völlige Freiheit gegeben hatte, ſeine Bewegungen nach eigner Beurtheilung zu leiten, marſchirte dieſer ſogleich an die

Marne vor, und übernachtete am 26. Februar in
oberhalb Epernay. An dieſem Tage war bei dem
neral von Benkendorf, nach längerer Ungewißheit
die Ereigniſſe bei den großen Heeren, die Nachricht
getroffen, daß Blücher die franzöſiſche Heeresmacht
Hauptheere Schwarzenberg's gegenüber habe ſt
laſſen, die Verbindung mit dieſem freiwillig aufgeg
habe, und mit dem ganzen ſchleſiſchen Heere in ſta
Märſchen wieder in der Richtung auf Paris nach M
vorrücke. Dieſe kühne herrliche Bewegung, viell
die richtigſte in dem ganzen Feldzuge, und ein
freulicher Beweis, daß weder der Feldherr noch
Heer, ſelbſt nach den letzten Unfällen, ſich durch
Anſehn Napoleon's ſchrecken ließen, wurde gleich
anfangs verkannt und erregte einige Beſorgniß, in
man das Hauptheer Schwarzenberg's ſowohl, als
die einzelnen Heertheile von Winzingerode und Bü
dadurch der Ueberlegenheit Napoleon's völlig pre
geben zu ſehen meinte. Aber vielmehr Napoleon's
Flanke und ſeine Hauptſtadt Paris waren durch
kühnen Entſchluß des alten unerſchütterlichen Fldh
der, ohne zu zaudern, wieder zum kräftigen Angr
überging, gefährlich bedroht, und Napoleon durfte
nimmermehr ruhig zugeben. Was jedoch in Folge
Bewegung Blücher's bei dem franzöſiſchen Heere
ging, darüber war alles in völliger Ungewißheit, d
dieſem Augenblicke nirgends eine nahe und feſte B
rung mit dem Feinde beſtand, und er hinter dem
hange ſeiner äußerſten Poſten ungeſtört hin und
marſchiren konnte. Tettenborn faßte ſogleich ſeinen
ſchluß, brach am folgenden Morgen mit ſeiner Koſ

Schaar von Rheims auf, ging bei Epernay über die Marne und nahm seinen Marsch in gerader Richtung gegen die Aube nach Arcis, mit dem Vorsatz, nicht eher anzuhalten, bis er auf den Feind stieße, überzeugt denselben auf dem Marsche rückwärts gegen Paris, oder vielleicht gar noch in seiner Stellung zu finden. In Wertus traf er den General Grafen von Langeron, der von Chalons mit etwa 1000 russischen Reitern Blücher'n nachfolgte, aber von den Bewegungen des Feindes ebenfalls nicht das Geringste wußte. Tettenborn setzte jedoch mit Gewißheit voraus, daß Napoleon auf eine so große Bewegung, wie die von Blücher unternommene, eine entsprechende Gegenmaßregel getroffen haben müsse; seine Beurtheilung sagte ihm, jene Gegenmaßregel könne nur darin bestehen, daß Napoleon dem schlesischen Heere eilig nachgehe und dasselbe seitwärts einzuholen trachte, und er setzte daher seinen Marsch unverändert in der Richtung fort, die sich mit des Feindes kreuzen mußte. Abends langte er in Fère-Champenoise an, und gedachte erst am folgenden Tage mit dem Feinde zusammenzutreffen. Dennoch aber sandte er den Rittmeister von Bismark mit einer Abtheilung Kosaken auf die Straße, die schräg vor uns von Arcis nach Sezanne führte, und noch in der Nacht kam dieser unerwartet mit dem Feinde in's Gefecht. Andere Partheien waren nach Haussimont, Mailly und Sezanne abgeschickt worden. In Fère-Champenoise kam Nachts Feuer aus, und der Umstand, daß dasselbe in einem unbewohnten Gebäude entstanden, führte zu der Vermuthung, daß die hochaufschlagende und in der Ebene weit gesehene Flamme als ein absichtliches Zeichen unser Einrücken verkündigen sollte.

Wir waren jedoch gegen jeden Ueberfall vollkommen ge-
ſichert, und brachten die Nacht, ungeachtet des Gefechts,
welches der Rittmeiſter von Bismark ganz in unſrer
Nähe unterhielt, ziemlich ruhig zu. Mit anbrechendem
Tage aber wurde dieſer plötzlich durch die größte Ueber-
macht gedrängt, und eine franzöſiſche Truppenſchaar von
beinahe 3000 Reitern und vielem Geſchütz warf ſich
gegen uns herüber. Wir waren alsbald zu Pferde,
räumten Fère-Champenoiſe, und zogen uns auf die
Ebene, die ſich von dieſem Orte rückwärts gegen Vertus
wellenförmig hinzieht. Der Vortrab der Franzoſen rückte
nach, und wurde hier, ungeachtet er 10 Schwadronen
entwickelte und 4 Stücke Geſchütz ſpielen ließ, von
Tettenborn mit 2 Koſakenregimentern nicht nur im Vor-
rücken gehemmt, ſondern auch einigemal mit gutem Er-
folg zurück gejagt.

Die Plänkler, welche ſich hervorwagten, wurden
größtentheils von den Koſaken niedergeſtochen, viele
gefangen, Mammelucken und Dragoner der Kaiſerlichen
Garde. Nun war kein Zweifel, daß Napoleon in der
Nähe ſei und der Kern ſeiner Truppen. Gleich darauf
bedeckten ſich die Höhen ganz ſchwarz mit dichten
Reitergeſchwadern, und man unterſchied deutlich 7 Re-
gimenter, der Ausſage der Gefangenen nach ſämmtlich
von der Garde. Auf die erſten Schüſſe war Napoleon
herbeigeeilt, um zu ſehen, was es gebe, hatte dann
eine große Maſſe Reiterei hier vorgeſchoben, die Plänk-
ler perſönlich angetrieben und die Kanonen ſelbſt gerich-
tet, während ſeine eigentliche Heeresmaſſe auf der
Straße nach Sezanne unaufhaltſam fortmarſchirte, von
unſern Partheien aufmerkſam begleitet. Die Koſaken

zogen ſich in guter Ordnung und im Schritt zurück, indem ſie von Zeit zu Zeit umkehrten, um die vorgeſandten Plänkler zu überraſchen, die der Haupttrupp des Feindes ihrem Schickſale überließ, indem er weder geſchloſſen hervorzubrechen, noch ſich zum Einzelgefecht ebenfalls aufzulöſen wagte. Tettenborn hielt ſich mit der Auswahl ſeiner Koſaken zunächſt am Feind, engte ihn in ſeinem Vorrücken immer noch ein, und bewirkte durch ſeine drohende Entſchloſſenheit, daß die Franzoſen nicht weit über Fère-Champenoiſe vorgingen, ſondern bald ſtehen blieben, und gegen Abend den andern Truppen nach Sezanne nachfolgten. Napoleon's Bewegung aber war durch dieſes Gefecht entdeckt, und ſeine ganze Abſicht enthüllt. Die wichtige Nachricht von dieſem Marſche, den Napoleon mit etwa 30,000 Mann Garden und andrer alten Truppen vollführte, theilte Tettenborn ſogleich den verſchiedenen Befehlshabern der zunächſtſtehenden Truppen mit, und ſandte Kouriere links zu Schwarzenberg und rechts zu Blücher, hier das Annähern, dort das Weggehen des Kaiſers und ſeiner Garden meldend. An beiden Orten war man höchſt erfreut, die Gewißheit von dem zu erfahren, was man einigermaßen vermuthet hatte, doch keineswegs als ſchon geſchehen wußte. Napoleon ſah ſeine doppelte Hoffnung getäuſcht, indem er nun weder Blücher'n überraſchen, noch Schwarzenberg länger über die Schwäche der ihm gegenüber ſtehen gebliebenen Truppen in Irrthum erhalten konnte.

Tettenborn folgte in den nächſten Tagen unabläſſig der Bewegung des franzöſiſchen Kaiſers in deſſen rechter Flanke nach, ſandte Partheien voraus und hinter-

her, und behielt ſo die genaueſte Kunde von der R
tung des Marſches mit jedem Schritte. Unſer Hau
trupp ging über Vertus, Champaubert und Montmir
die Partheien von dort gegen Revillon, La-Fe
Gaucher und Rebais. Sie brachten alsbald die Gew
heit, daß die franzöſiſche Macht die Richtung auf
Ferté-ſous-Jouarre nehme, und dort über die Ma
gehen werde. Tettenborn beſchloß ſogleich, den Fe
auch jenſeits der Marne zu begleiten, und zu die
Zwecke höher hinauf ebenfalls über den Fluß zu geh
wir marſchirten noch Abends am 2. März von Mo
mirail nach Chateau-Thierry ab, wohin ſchon frü
der Major von Droſte mit einem Koſakenregiment v
ausgegangen war, und jenſeits den preußiſchen Ma
von Falkenhauſen, der eine Streifparthei des ſchleſiſch
Heeres befehligte, getroffen hatte. Durch dieſen
einſichtsvollen als tapfern Offizier ließ Tettenborn au
neue die Nachrichten von dem Herannahen Napoleo
an Blücher gelangen. Die Brücke bei Chateau-Thie
war aber leider ſchon geſprengt, und Tettenborn mu
noch höher hinauf an der Marne einen andern Ueb
gang ſuchen, der am 3. März bei Dormans auf K
nen geſchah, wodurch freilich beinah der ganze Tag v
loren ging.

Auf dem Wege nach Montmirail hatte die v
Tettenborn dorthin vorgeſandte Koſakenparthei ein
franzöſiſchen Kourier aufgefangen, der von Paris n
Troyes geeilt, und weil er den franzöſiſchen Kai
dort nicht mehr gefunden hatte, ſchleunig umgekel
war, und ihm gegen die Marne nachfolgen woll
Seine Briefſchaften waren eben ſo merkwürdig, e

zahlreich. Alle laufenden Dienſtgeſchäfte, ſowohl des Kriegsminiſters als des Miniſters des Innern, Liſten von Truppen und Nationalgarden, Berichte über die Fortſchritte Lord Wellington's im ſüdweſtlichen Frankreich, über die ſchlechten Erfolge der Bewaffnungsanſtalten, und vieles Andere, das zur Enthüllung des wahren Zuſtandes der Sachen Napoleon's beitrug, befand ſich in unſern Händen. Das Merkwürdigſte waren jedoch Auszüge der auf der Poſt zu Paris geöffneten Briefe; von den Schweſtern Napoleon's an bis zu den geringſten Beamten und Krämern war jederman dieſer geheimen Unterſuchung ausgeſetzt, Lobreden und Schmähungen, Klagen und Hoffnungen, gelangten auf dieſe Weiſe reichlich an den franzöſiſchen Kaiſer, dem jeder Poſttag auf dieſe Weiſe eine Anzahl von Perſonen zum Opfer früherer oder ſpäterer Rache darbot. Aus einem Schreiben der Königin Hortenſia ſah man, daß Napoleon ſelbſt einen Augenblick alles für verloren gehalten, nämlich nach der Schlacht bei Brienne, bald darauf aber neue Hoffnung gefaßt, und nach der Zurücktreibung des ſchleſiſchen Heeres ſeine alte Zuverſicht wiedergefunden, und nun auch das Volk wieder mächtig aufgeregt habe.

Ueber die Bewegungen Blücher's blieben wir in den folgenden Tagen völlig ungewiß; aller Vermuthung nach zog er ſich über La-Ferté-Milon gegen Soiſſons zurück, welche Stadt Winzingerode, der auf die Nachricht von Napoleon's Marſche ſich von Rheims näher an Blücher gezogen hatte, entſchloſſen geweſen war wieder zu nehmen. Zwiſchen ihm und uns befand ſich das franzöſiſche Heer, das ſich gegen Nordoſten gewen-

det hatte, und uns abermals die rechte Flanke bot, ü
der wir, nun auf dem rechten Ufer der Marne un
von dem Fluſſe aus vorgehend, alle Bewegungen beob
achteten. Allein Napoleon war mit außerordentliche
Eilmärſchen, auf welchen die Truppen kaum einig
Stunden Raſt halten konnten und haufenweis erma
tet liegen bleiben, ſogleich weithinaus rechts marſchir
und als wir am 4. März nach Fère-en-Tardenois ma
ſchiren wollten, fanden wir dieſen Ort ſchon vom Feind
beſetzt, und uns bereits, ſtatt in ſeiner Flanke, in ſe
nem Rücken. Von Chateau-Thierry rückte der Feind
der uns entdeckt hatte, und hier unſer ungeſtörtes Wa
ten nicht dulden durfte, längs der Marne herauf gege
uns an, und da die Gegend der Reiterei nicht günſtig
auch der Feind überlegen und mit vielem Geſchütz ver
ſehen war, ſo zogen wir ebenfalls rechts ab nach Vill
en-Tardenois, um von da über Rheims die Verbin
dung mit Wintzingerode im Bogen wiederzugewinnen
Am 5. März marſchirte Tettenborn von Ville-en-Ta
denois nach Rheims, wohin ſchon in der Nacht ein
Parthei vorausgeſandt worden war. Nahe bei d
Stadt erfuhr er aber, daß ſchon am frühen Morge
die Franzoſen Rheims überfallen und beſetzt hatten
wobei die dort zurückgelaſſene geringe ruſſiſche Beſatzun
durch Mithülfe der Einwohner gefangen worden ſe
In demſelben Augenblicke wurde er ein Regiment fran
zöſiſcher Dragoner gewahr, das mit 6 Kanonen au
der Straße von Fismes auf Rheims zu marſchirt
Unverzüglich warf er ſich mit 2 Koſakenregimentern au
die franzöſiſche Reiterei, die zur Kaiſerlichen Gard
gehörte, und ſprengte dieſelbe nach verſchiednen Angriffe

in die Flucht, eine Schwadron, die länger Stand halten wollte, wurde gänzlich vernichtet, viele Offiziere und über 60 Dragoner gefangen. Die Nähe von Rheims rettete die Kanonen, indem französisches Fußvolk und Geschütz uns nun auch aus der Stadt entgegen kam, die verfolgenden Kosaken nahe vor den Thoren abhielt, und geraume Zeit ein ununterbrochenes Feuer fortsetzte. Durch die Gefangenen erfuhren wir, daß Napoleon den Tag vorher in Fismes gewesen war, und diesen Abend in Bery-au-Bac sein wolle, indem er mit ganzer Macht unaufhörlich rechts hinaufziehe, um den linken Flügel des schlesischen Heeres zu umgehen, oder dasselbe um seine rückwärtige Verbindung besorgt zu machen und zu eiligem Rückzug zu veranlassen.

Uns blieb nun, da wir Rheims in der Gewalt des Feindes fanden, nichts übrig, als auf dem nächsten Wege Epernay zu gewinnen, und uns jenseits der Marne in Sicherheit zu stellen. Von dem Heertheile Winzingerode's so wie von dem Heere Blücher's gänzlich abgeschnitten, und ohne Hoffnung, auf den unberechenbaren Umwegen nah zum Tage der unvermeidlich nahen Schlacht jene Truppen zu erreichen, konnte Tettenborn seiner Bestimmung zufolge jetzt nichts Zweckmäßigeres thun, als im Rücken Napoleon's zu bleiben, dessen Bewegungen zu beobachten, und von jeder dem Heere Schwarzenberg's sogleich genaue Nachrichten zu geben. Dieses Heer war seit der Abwesenheit des französischen Kaisers und seiner besten Truppen nur wenig vorgerückt, und wartete ab, was auf dem rechten Ufer der Marne erfolgen würde. Jedoch war Troyes wieder genommen und die alte Stellung an der Seine wieder

beſetzt worden; der Attaman Platoff ſollte mit 200 Koſaken über Sezanne gegen La-Ferté-Gaucher vo rücken, blieb jedoch nach erhaltenem Gegenbefehl ſch in Fère-Champenoiſe ſtehen.

Bei Epernay war alles zum Sprengen der Marn brücke bereit, im Fall der Feind von Rheims ei Truppenſchaar hierher abſenden würde. Ein Koſake regiment von den Truppen des Generals Nariſchki welches ſich verſpätet und ebenfalls Rheims wid Erwarten ſchon vom Feinde beſetzt gefunden hatte, ka nach Epernay zurück und ſchloß ſich an Tettenborn a Gleich am folgenden Tage erhielt dieſer die Nachric daß der ruſſiſche General Graf von Saint-Prieſt m 6000 Mann ruſſiſcher und preußiſcher Truppen u 26 Kanonen von Chalons gegen Rheims vormarſch ſei, und in Beaumont ſein Hauptquartier habe. Di ſer gab die Stärke des Feindes in Rheims auf 10 Mann und 6 Kanonen an, und forderte Tettenbo auf, zur Wegnahme dieſer Stadt am 7. mitzuwirke Obgleich dies nicht in des Letztern Plane lag, ſo w er doch ſogleich dazu bereit, erſchien am frühen M gen vor Rheims, zog die Aufmerkſamkeit des Feind durch Angriffe und heftiges Plänkeln nach der weſtlich Seite, und dehnte ſeine Koſaken auf der Straße v Fismes aus, um das Entfliehen der franzöſiſchen R terei zu verhindern. Ein Dorf vor der Stadt, welc von den Franzoſen mit Fußvolk beſetzt war und v dieſen und zugleich von den Einwohnern heftig verth digt wurde, nahmen die Koſaken mit Sturm; die fr zöſiſchen Dragoner wurden, ſo oft ſie ſich auf d Glacis zum Plänkeln hervorwagten, ſowohl einzeln

in Maſſe in die Flucht gejagt. So verging die Hälfte des Tags und der General Graf von Saint-Prieſt kam nicht, obwohl er nur einige Stunden entfernt war; erſt nach Mittag ſandte er den General Emmanuel mit einigen Truppen und 4 Kanonen vor, ohne jedoch irgend Anſtalten zum Sturm zu treffen, und ſo verging der Tag in matten Kanoniren, wobei viele Leute nutzlos verloren wurden. Als der Feind, der den ganzen Tag Zeit gehabt hatte, alle ſeine in der umliegenden Gegend befindlichen Truppen zu benachrichtigen, endlich gegen Abend ungefähr 1000 Mann Reiterei zur Verſtärkung von der Seite von Bery-au-Bac erhielt, ließ man dieſe ruhig nach Rheims einrücken, und der General Emmanuel zog ſich mit einbrechender Dämmerung wieder ganz auf die Hauptruppe zurück, wobei der Major von Droſte mit einem Koſakenregiment ihm den Rückzug decken mußte. Tettenborn fand keinen Beruf, zu ſolchen Unternehmungen ferner mitzuwirken, und ging am 8. März nun auch mit ſeinen Truppen wieder nach Epernay, indem er jedoch ſowohl Rheims als Fismes durch Partheien fortdauernd beobachtete.

Schon am 7. März hatten wir vor Rheims eine ununterbrochene entfernte Kanonade aus der Gegend von Soiſſons und Laon gehört, die am folgenden Tage fortdauerte, und am 9. noch heftiger zu werden ſchien. Durch den Rittmeiſter von Bismark, der im Rücken des feindlichen Heeres bis über Fismes hinaus geſtreift war, einige glänzende Gefechte gehabt, und mehr als 100 Gefangene gemacht hatte, erfuhren wir einige vorläufige Nachrichten über die Wendung der Ereigniſſe,

und ſogleich eilte Tettenborn am 10. März von Epernay, welches er durch den Major von Droſte beſetzt ließ, längs der Marne hinab nach Port-a-Bainſon, von wo er den Oberſten von Pfuel mit 2 Koſakenregimentern noch weiter nach Dormans vorſchickte, um die Marne auf allen Punkten zu beobachten, und den Rückmarſch Napoleon's über dieſen Fluß keinen Augenblickt unentdeckt zu laſſen. Inzwiſchen hatten der Major von Falkenhauſen und der Major von Lützow ſich mit dem General Grafen von Saint-Prieſt in Verbindung geſetzt, und dieſem von dem General von Gneiſenau den Befehl zukommen laſſen, mit allen ſeinen Truppen, die jetzt durch die von Vitry und Chalons nachgerückten Verſtärkungen über 11,000 Mann betrugen, gegen die Aisne vorzubringen, um dem Feinde den möglichſt großen Schaden zuzufügen. Auf dieſem Wege erhielten wir endlich auch beſtimmte Nachrichten über die Vorfälle vom 7. und 9., die uns, weil weder die Franzoſen noch die Unſern gleich darauf entſcheidende Bewegungen machten, ziemlich zweideutig geblieben waren. Es wird zum völligen Verſtändniß nöthig ſein, dieſer Vorfälle in einigen Worten zu erwähnen.

Blücher hatte von Meaux ſeine Parthein ſchon bis Lagny, ſechs Stunden von Paris, vorgeſchickt, als die Annäherung des franzöſiſchen Kaiſers auf ſeine linke Flanke ihn nöthigte, zurückzugehen und ſich mit den Generalen von Winzingerode und von Bülow zu vereinigen, wodurch er in Stand geſetzt wurde mit 100,000 Mann die Schlacht zu beſtehen, welche Napoleon, der ſchon mit den Marſchällen Marmont und Mortier vereinigt war, erzwingen zu wollen ſchien. Da Soiſſons

dem General von Bülow am 3. März übergeben
te, so konnte die Vereinigung des schlesischen Heeres
den beiden Heertheilen des Nordheers über jenen
ohne Hinderniß geschehen. Weil aber Napoleon,
einer ihm gewöhnlichem Bewegung, deren Zweck er
diesmal nicht ganz verfehlte, den äußersten linken
gel unsers Heeres zu gewinnen suchte, um dasselbe
die Verbindung im Rücken besorgt zu machen und
dem großen Hauptheere bei Troyes völlig zu ent-
ten, deßhalb längs der Front immer weiter rechts
uf marschirte, bei Fismes über die Vele, bei Bery-
Bac über die Aisne ging, wo er durch den General
ssouty in einem hitzigen Gefecht sich der Brücke
ächtigte, und endlich sogar über Corbeny und Craonne
n gleichsam von hinten gegen Laon vorrückte: so
sich Blücher genöthigt, seine vortheilhafte Stellung
chen Soissons und Vailly zu verlassen, und dem
be nachzugehen, um bei Craonne mit ihm zusam-
zu stoßen. Hier sollte es am 6. März zur Schlacht
men, allein Napoleon hatte auch diese Stellung
its überflügelt, Craonne und die umliegenden Wäl-
besetzt, und seine Hauptmacht schon gegen Laon
esandt. Dahin zog nun auch eilig Blücher seine
ppen zusammen. Auf diesem Marsche wurde am
März der General von Winzingerode, der größten-
s Reiterei und reitendes Geschütz bei sich hatte,
zunächst an dem Feinde hinaufziehen sollte, um
n ersten Anfall abzuhalten, von der ganzen fran-
hen Macht nnweit Craonne angegriffen. Das
fen wurde von den russischen Truppen mit größter
ferkeit eine ziemliche Zeit bestanden, bis sie endlich

nachdem das ſchleſiſche Heer ſeinen Marſch nach Laon vollendet, ſich ebenfalls gegen Laon zogen, nicht ohne bedeutenden Verluſt, der jedoch bei den Franzoſen nicht geringer war, unter deren Verwundeten man auch den Marſchall Victor und den General Grouchy zählte. Inzwiſchen war auch Soiſſons von den Unſrigen verlaſſen worden, und die Franzoſen rückten auch von dieſer Seite gegen Laon vor, wo es am 9. März früh zwiſchen den beiderſeitigen Heeren zur Schlacht kam. Die Franzoſen nahmen die Dörfer Semilly und Ardon, die ganz in der Nähe von Laon gegen Soiſſons hin liegen, allein der General von Winzingerode eroberte dieſelben noch am Vormittage wieder. Der Hauptangriff der Franzoſen geſchah jedoch von der Seite von Corbeny auf den linken Flügel des verbündeten Heeres, wo die Generale von York und von Kleiſt mit den preußiſchen Truppen ſtanden. Der Feind drang Nachmittags aus Féthieux vor, und ſchickte ſtarke Abtheilungen Reiterei noch mehr rechts, um unſere Rückzugslinie nach den Niederlanden zu gewinnen. Bei dem Dorfe Athies, wohin die Preußen hatten zurückweichen müſſen und nun Stand halten wollten, kam es zu einem mörderiſchen Gefecht, das unentſchieden bis zum Abend dauerte, indem beide Theile ein Stück des Dorfes inne behielten. Aber noch gegen Ende des Tages griffen York und Kleiſt den ſchon der Ruhe zugewendeten Feind unvermuthet an, und warfen denſelben, nach einem kurzen Gefecht, in welchem die Preußen mit dem Bajonet in das Kartätſchenfeuer vorgingen und auf das Geſchütz eindrangen, gänzlich über den Haufen. Der Heertheil des Marſchalls Marmont und

die Reiterſchaar des Generals Arrighi wurden geſprengt, 46 Kanonen genommen, und 3000 Gefangene gemacht. Der franzöſiſche Kaiſer hatte inzwiſchen fortdauernd vor Laon den Haupttruppen Blücher's gegenüber geſtanden, und griff nun ſeinerſeits am 10. März dieſen wiederholt an, zuletzt die Stadt Laon ſelbſt, mit aller Wuth und Verzweiflung, die er ſeinen ermatteten Soldaten noch einzuflößen gewußt; er ſelbſt war im Eifer vom Pferde geſprungen und hatte eine Kanone gerichtet; doch alle ſeine Anſtrengungen waren vergebens, ſeine Angriffe wurden überall kräftig zurückgeſchlagen, und in der Ueberzeugung, hier nichts ausrichten zu können, zog er endlich am Abend ſeine Truppen aus dem mörderiſchen Gefecht. Napoleon hatte ſein Vorhaben aufgeben müſſen, und war bei Laon in ſeinem Unternehmen geſcheitert; aber keineswegs konnte man dies eine Niederlage nennen, nach allen ſeinen Verluſten ſtand er noch immer ſchlagfertig, und zog ſich weder nach Soiſſons noch an die Marne zurück. Es vergingen mehrere Tage in einem zweifelhaften Stillſtande, in welchem Napoleon neue Plane ſann und neue Gelegenheiten erſpähte; die Erwartung deſſen, was er nun thun würde, hielt alle Gemüther in höchſter Spannung. Blücher war erkrankt, und außer ihm wagte Niemand, dem furchtbaren Gegner die Einleitung der Ereigniſſe zu entreißen, und die Ruhe, welche dieſer ſich gab, ließ man ihm ungeſtört.

Es trat nun eine ſehr ſchlimmer Zeit ein, in welcher nordwärts das ſchleſiſche Heer, nach ſo vielen Märſchen und Schlachten, und bei der Krankheit Blücher's, nothwendig in ſeinen Unternehmungen innehalten mußte,

ſüdwärts aber das Hauptheer unter Schwarzenberg erwartungsvoll harrte, daß Napoleon, dort abgewieſen, ſich ihm wieder entgegen werfen würde; und in der Mitte zwiſchen beiden hielt nun auch der gehetzte Gegner ſein wunderbares Spiel eine Weile eingeſtellt. Seinen nächſten Bewegungen ſah man mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit entgegen, die Verbindung zwiſchen den getrennten Bundesheeren wurde täglich eifriger geſucht, und das Einziehen von Nachrichten gewann die größte Wichtigkeit. Niemand war ſo ſehr im Stande, dem allgemeinen Verlangen hierin Genüge zu leiſten, als Tettenborn, der an der Marne recht eigentlich im Rücken des franzöſiſchen Heeres ſtand, und mit unglaublicher Thätigkeit nach allen Richtungen die glücklichen Streifzüge ſeiner kühnen Partheien ausdehnte. Rechts ſtand er mit dem General Grafen von Saint-Prieſt, der noch immer in der Gegend von Rheims geblieben war, über Epernay in Verbindung, links über Vertus mit dem tapfern und kriegskundigen General Kaiſſaroff, der jetzt ſtatt des Attamans Platoff die Koſaken in Fère-Champenoiſe befehligte; jener gehörte zu dem Heere Blücher's, dieſer zu dem Heere Schwarzenberg's, und ſo war eine zwar loſe und weitläufige, aber doch zuſammenhängende Verbindung längs der ganzen Heereslinie zuwege gebracht. Nur machte die Nachläſſigkeit, welche zuweilen im Beſorgen der Briefe Statt fand, und bei ſo vielen Zwiſchenpoſten einer ſo verſchiedenartig zuſammengeſetzten Kriegsmacht unvermeidlich war, oftmals die eingezogenen Kunden durch Verſpätung fruchtlos, und manche gelangten wenigſtens nicht an Alle, denen ſie beſtimmt waren. Auch wurde das Einziehen und

das Mittheilen der Nachrichten durch einen Umstand, der mit jedem Tage bedeutender wurde, schwierig und gefahrvoll.

Das unverhinderte Hin- und Hermarschiren und beliebige Vorrücken Napoleon's hatte, wenn auch keinen andern, doch den Erfolg, daß es seinen heftigen und unablässigen Anregungen mehr und mehr gelang, das Landvolk gegen uns zu bewaffnen. Anfangs beschränkte sich dies ganz allein auf die Ortschaften, wo er mit seinem Heere erschien oder unmittelbar hinwirken konnte, in diesen waren die Einwohner gezwungen mit den Soldaten gemeinschaftliche Sache zu machen; fast überall hätten sie lieber vermeiden mögen, ihr Leben und ihre Habseligkeiten durch diese Theilnahme auf's Spiel zu setzen, allein in Napoleon's Willen lag zwingende Gewalt, er mißhandelte die Maire's, schmähte und strafte die Gemeinden, welche seinen Aufforderungen nicht Folge geleistet hatten, und brachte es am Ende dahin, daß die Leute den Schein und das Verdienst freiwilligen Aufstandes dem Zwange der Nothwendigkeit, dem sie doch nicht entgehen konnten, vorzogen. Einmal bewaffnet und der Theilnahme am Streit schuldig geworden, sahen sie selten einen Rückweg offen, und mußten nun für ihr eignes Heil fortsetzen, was sie ungern begonnen hatten. Die Ausschweifungen unsrer Truppen, von welchen die französischen Blätter schreckliche Beschreibungen machten, und von denen Napoleon nicht aufhörte dem Volke vorzureden, waren weit geringer, nicht nur als jene Beschreibungen, sondern sogar als diejenigen, welche sich die französischen Soldaten in ihrem eignen Lande erlaubten; allein der Eindruck des Schreckens,

der durch dieſe wiederholten Vorſpiegelungen entſtand, begann allmählig diejenigen Anordnungen und Gewaltſamkeiten hervorzurufen, die früher bloß erlogen waren. Niemals nämlich kann ein unklugeres und blödſinnigeres Betragen gefunden werden, als das von dem nichtſtreitenden Theile der Franzoſen in dieſem Kriege beobachtete. Kamen wir in ein Dorf oder in eine Stadt, ſo waren alle Thüren und Fenſterladen dicht verſchloſſen, die Menſchen von den Straßen verſchwunden, die Behörden verſteckt; hatte man den Maire endlich aufgefunden, ſo hieß es jedesmal, es ſei nicht das Geringſte zur Verpflegung der Truppen vorhanden, vielfache Plünderung habe alles erſchöpft, man bitte um gehörige Zeit, um zu verſuchen, ob aus den umliegenden Gemeinden etwas herbeizuſchaffen ſei. So verging gewöhnlich eine geraume Zeit, während welcher nichts geſchah als Wortemachen, und nach langem Warten erſchienen noch immer weder Lebensmittel noch Futter. Der Soldat, der ſelten eines Augenblicks verſichert iſt, und Ruhe und Erholung kaum aufſchieben darf, oder Gefahr läuft ſie ganz zu verlieren, wurde ungeduldig, ſuchte nach, und fand gewöhnlich alles im Ueberfluſſe, und erbittert zu perſönlicher Rache und übermüthiger Schadloshaltung, nahm er aus Küche und Keller das Beſte den Leuten weg, die ihn durch einen Biſſen Brod würden befriedigt haben. Nahm ein Koſak ein Bund Stroh vom Hofe, ſo ſchrie alles über Plünderung, forderte er einen Keſſel ins Lager, ſo klagte man über Gewalt, bis dann endlich Plünderung und Gewaltthätigkeit durch ſolches Betragen in reichlichem Maße entſtand. Daß die Wegweiſer an Stricken um den Hals mitgeführt

wurden, war eine Folge ihres häufigen Entſpringens, und dieſe Maßregel, die man im Moniteur als unerhörte Menſchenherabwürdigung darſtellte, hatten die Koſaken in Rußland von den Franzoſen abgeſehen. Bisweilen war die Art, wie ſich die franzöſiſchen Bauern anſtellten, nur lächerlich; begegnete man z. B. unvermuthet auf der Landſtraße einigen Bauern, ſo war in der ganzen Champagne keine Gegend, wo nicht alle ſogleich anfingen zu hinken, um nicht als Wegweiſer mitgehen zu müſſen. An denjenigen Orten, wo einſichtsvolle Maire's und kluge Bürger den Bedürfniſſen der Truppen bereitwillig entgegenkamen, ging alles in größter Ordnung und beſter Freundlichkeit ab, die Mehrzahl der Ortſchaften jedoch blieb in jener verderblichen Halsſtarrigkeit. Die Einwohner flüchteten ſich häufig in die Wälder, wo Weiber und Kinder bei den beſten Habſeligkeiten im Buſch verſteckt lagen, die Männer aber, mit Flinten und Büchſen bewaffnet, am Rande des Waldes den vorüberziehenden Partheien, Zufuhren und Kouriren auflauerten. Entſprungene Kriegsgefangene, ausgediente Soldaten, Förſter, Gendarmen, und ſelbſt Offiziere, geſellten ſich nach und nach zu ihnen und brachten ſie in mehr militairiſche Ordnung, für die der Franzoſe bis zu einem gewiſſen Grad überhaupt ſo leicht empfänglich iſt. Aus den Feſtungen, die größtentheils nicht umſtellt, ja ſogar kaum beobachtet waren, erhielten dieſe Volksbewaffnungen immer mehr und mehr Unterſtützung, Antrieb und Zuſammenhang. Wirkliche Partheigänger mit alten Truppen ſtreiften im Rücken unſrer Heere, und waren an jedem Ort ſogleich durch die bewaffneten Bauern verſtärkt. Da

die französischen Bauern fast ohne Ausnahme blaue Kittel tragen, so gaben sie oft den Anschein von wirklichen Truppen, nach deren Art sie Posten auf den Höhen aufstellten, Patrouillen machten, und in Masse ausrückten. Legten sie die Waffen beiseit, so erschienen sie als ruhiges Landvolk, und Hunderte von französischen Soldaten konnten in voller Uniform unter dem blauen Kittel unentdeckt einhergehen. Dieser Aufstand, der als ein merkwürdiges Beispiel der Macht dasteht, welche Napoleon's unermüdete Beharrlichkeit über die Menschen ausübte, ein Aufstand, den das Volk, ohne Begeisterung, gegen Willen und Neigung, dennoch ausführte, nachdem es ihn erst für unmöglich gehalten hatte, erstreckte sich von Lyon bis in die Picardie, vor unsern Heeren, auf ihren Seiten, und vorzüglich in ihren Rücken. Schon konnte kein Kourier mehr ohne Begleitung von wenigstens 100 Pferden seinen Weg fortsetzen, jeder Befehl mußte durch eine Parthei überbracht werden, alle gewöhnlichen Verbindungen blieben unterbrochen, die Verwaltungskräfte des ganzen Landes gingen uns verloren, das Zusammenbringen der Lebensmittel und der Zufuhr wurde äußerst schwierig; in jedem Dorfe, in jedem Walde lag ein unzuberechnender Feind. Bei länger fortgesetztem Kriege, wenn unsere Lebensmittel sich erschöpft, der Aufstand sich im Innern bestärkt, und Napoleon uns nur einigermaßen noch die Spitze geboten hätte, so würden diese Blaukittel nicht der unwichtigste Bestimmungsgrund zu einem Rückzuge gewesen sein, der uns vielleicht näher bevorstand, als jetzt glaublich erscheint; was die Wiederkunft der Franzosen nach Deutschland unmöglich machte, das bewaffnete Volk,

konnte auch unſern Waffen in Frankreich zunächſt verderblich werden. Tettenborn hatte vorzüglich mit dieſem Uebel zu kämpfen; in der beſtändigen Entfernung von den großen Heeren, immer neben und hinter und oft mitten zwiſchen den feindlichen Truppen, konnte er weniger auf den Eindruck rechnen, der den allzugroßen Eifer durch den Anblick der Gefahr und Uebermacht mäßigt. Häufig wurden ſeine Partheien angegriffen und durch Sturmgeläut auf ihren Streifzügen begleitet, die Verbindung mit dem General Kaiſſaroff koſtete regelmäßig einigen Koſaken das Leben; in dem Walde zwiſchen Epernay und Rheims, jenſeits der Marne, und diesſeits in den Gehölzen zwiſchen Epernay und Montmirail, hielten ſich Tauſende von bewaffneten Bauern auf. Unſre Anſtrengung und Thätigkeit wurde durch alles dieſes nur deſto höher geſpannt.

Der General Kaiſſaroff hatte am 10. März einen Kourier aufgefangen, aus deſſen Papieren ſich Napoleon's Abſicht ergab, ſobald er bei Laon geſchlagen hätte, wovon er den Ausgang natürlich als günſtig annahm, ſich ſogleich über Chalons gegen Arcis-ſur-Aube zu werfen, um das Hauptheer der Verbündeten in ſeiner rechten Flanke zu faſſen und zu ſchlagen. Dieſes dünkte unter den jetzigen Umſtänden nicht ſehr wahrſcheinlich, und wurde von Vielen gänzlich bezweifelt, indem ſie vorausſetzten, daß Napoleon nach den erlittenen Unfällen keinen neuen Angriff unternehmen, und ſich nur auf demſelben Wege, den er gekommen, wieder zurückziehen könne. Tettenborn war dieſer Meinung keineswegs; er legte ſich dem Heere Napoleon's längs der Marne in den Rücken, und bewachte jede

seiner Bewegungen so genau, daß ihm auch nicht die geringste entgehen konnte. Vom 10. bis zum 14. März sandte er täglich zahlreiche Partheien aus, die mit beispielloser Verwegenheit bis in den innersten Bereich des französischen Heeres eindrangen, und im ganzen Lande unbeschädigt einherzogen. Von Epernay aus gingen beständig Partheien nach Rheims und auf die Straße nach Fismes, wo sie sich mit andern, von Dormans aus abgesandten, begegneten. Das ganze rechte Ufer der Marne wurde durchstreift, und über Fère-en-Tardenois, Oulchy-le-Chatel und Villers-Cotterets bis hart an Soissons und andere Punkte der Aisne täglich der Feind aufgesucht und beobachtet, öfters auch angegriffen und zurückgedrängt. Gegen Chateau-Thierry gingen täglich mehrmals auf beiden Seiten der Marne Patrouillen. Auf dem linken Ufer der Marne hielten unsere Partheien über Orbais die Verbindung mit dem General Kaissaroff; andere streiften über Vieux-Maisons, Montmirail bis nach Coulommiers und La-Ferté-Gaucher. Die Nachrichten, welche auf diese Art von allen Seiten bei Tettenborn zusammenströmten, bestätigten auffallend, daß Napoleon noch keineswegs an einen Rückmarsch zur untern Marne denke, wo zwar bei La-Ferté-sous-Jouarre die Brücke wohlerhalten so wie die zerstörte bei Chateau-Thierry hergestellt war, aber am 10. und 11. eine große Anzahl Truppen noch immer eiligst die Richtung nach Soissons nahmen, wohin auch alle Nationalgarden der Gegend plötzlich aufbrachen. Es scheint in der That Napoleon's Absicht damals noch gewesen zu sein, die Angriffe gegen Blücher nachdrücklicher zu wiederholen.

Unſere Partheien mußten ſich bald durch Wälder durchſchleichen, bald in Dörfern gegen die Bauern ſchlagen, bald im offnen Felde feindliche Truppenabtheilungen beſtehen, das Glück war uns jedoch immer günſtig; ſelbſt am 12. März, als der Feind von Chateau-Thierry aus mit ziemlicher Stärke Dormans gegenüber erſchien, und die Einwohner des Städtchens ſich ſchon zu regen anfingen, wurde derſelbe durch die guten Anſtalten des Oberſten von Pfuel mit großem Verluſte zurückgeſchlagen. Bei aller Gewandtheit und Kühnheit der Koſaken würde Tettenborn gleichwol nicht mit ihnen allein dieſe glücklichen Züge haben ausführen können, die Unkunde der Sprache, die Sitte des Landes, und ſelbſt der Mangel höherer Umſicht, die durch die ſchärfſte untergeordnete nicht erſetzt werden kann, hätten unüberſteigliche Hinderniſſe entgegengeſtellt. Er hatte aber eine glückliche Anordnung getroffen, die in dieſer Rückſicht nichts zu wünſchen ließ und außerordentlichen Nutzen brachte. Alle Koſakenpartheien wurden nämlich von deutſchen Offizieren geführt, denen die Koſaken bald eben ſo gern folgten wie ihren eignen, und durch dieſe glückliche Miſchung wurden ſelbſt die ſchwierigſten Dinge möglich. Außer dem Oberſten von Pfuel und dem Major von Droſte, leiſteten die Rittmeiſter von Herbert, von Bismark, von Philippsborn, Graf von Bothmer, ſo wie die Lieutenants von Hochwächter, Behrens, Redlich, und Sieveking, und Andere, hierin vorzüglich gute Dienſte.

Inzwiſchen hatte auch der General Graf von Saint-Prieſt, um nicht länger an der Spitze von 11,000 Mann unthätig zu bleiben, am 12. März frühmorgens die

Stadt Rheims angegriffen, und da dieſelbe ganz unbe-
feſtigt und nur ſchwach beſetzt war, nach einem kurzen
Widerſtand alsbald genommen. Die Reiterei des Fein-
des und ein großer Theil des Fußvolks, zuſammen
etwa 1000 Mann, und 11 Kanonen, fielen den Ruſſen
in die Hände. Die unſrigen hatten nur wenig Leute
verloren. Der Graf von Saint-Prieſt ſandte hierauf
Partheien gegen Fismes und Bery-au-Bac, um die
Verbindung mit Blücher auf dem nächſten Wege zu
finden; ſie wurden aber bald durch feindliche Poſten
zurückgewieſen. Napoleon, deſſen frühere Vorſätze nur
verzögert, aber nicht aufgegeben waren, duldete nicht
lange den Feind in ſeiner rechten Flanke und auf ſei-
nem vorhabenden Wege; ſchon den Tag darauf, am
13. März, ließ er den Marſchall Marmont wieder
gegen Rheims vorrücken. Der Graf von Saint-Prieſt
hatte alle Vorſicht vernachläſſigt; die Kanonen ſtanden
auf dem Felde abgeſpannt, während die Pferde ſich in
der Stadt zur Tränke befanden, die Reiterei hatte
größtentheils abgeſattelt, und bei allem dieſen waren
die Vorpoſten nur obenhin ausgeſtellt. Die Truppen
wurden von dem Feinde unvermuthet angegriffen, und
konnten unter dieſen Umſtänden keinen langen Wider-
ſtand leiſten, ein Theil derſelben, vorzüglich die Preußen
unter dem General von Jagow, zog ſich in guter Ver-
faſſung gegen die Aisne zurück, ein anderer Theil
wurde gegen die Marne geſprengt. Saint-Prieſt ſelber
büßte ſeine Fahrläſſigkeit mit dem Leben, er wurde
erſchoſſen, als er die überfallenen Truppen zu ſpät
ordnen wollte. Die Stadt Rheims, 10 Kanonen und

2000 Gefangene blieben in den Händen des Marſchalls Marmont.

Auf die Nachricht von dieſem Ereigniß konnte Tettenborn nicht länger in Port-à-Bainſon bleiben, zumal er das Vorrücken des Feindes nicht für ein einzelnes, ſondern vielmehr für ein in größerm Zuſammenhange ſtehendes Unternehmen anſah. Er zog daher alle ſeine Partheien, die noch bis zum letzten Augenblick in der ganzer Gegend der untern Marne keine Anſtalten zum Rückmarſche Napoleon's dorthin bemerkt hatten, wieder an ſich, und marſchirte am 14. März gegen Abend nach Epernay, um die obere Marne deſto genauer im Auge zu haben. Die von Rheims verſprengten Flüchtlinge ſagten einſtimmig aus, daß eine große Uebermacht dort erſchienen ſei und ſich zur Verfolgung der Unſern auf beide Straßen nach Chalons und Epernay gewendet habe. Man konnte daher eines Angriffs in Epernay gewärtig ſein, wenn die Abſicht des Feindes in Rheims auch nicht weiter ginge, als ſeine Flanken bis dahin aufzuhellen und zu reinigen. Zur rechten Zeit fand Tettenborn eine Verſtärkung hier in dem Major von Falkenhauſen, der mit zwei Schwadronen ſchleſiſcher Landwehr von Blücher abgeſchickt war, um deſſen Verbindung mit dem Hauptheere herzuſtellen. Dieſer durch Muth und Raſchheit in vielen glücklichen Unternehmungen höchſt ausgezeichnete Offizier ſchloß ſich an Tettenborn, den er mit demſelben Geſchäft beauftragt ſah, willkommen an. Am folgenden Vormittage erſchienen bereits franzöſiſche Truppen auf der Höhe des Waldes von Rheims, und zogen in das Thal gegen die Marne herab; unſre zerſtreuten Poſten waren

nach leichtem Plänkeln bald zurückgedrängt, und ſ
näherte ſich der Feind, etwa 300 Mann Fußvolk
3 Schwadronen ſtark, der Brücke von Epernay.
derſelbe nahe genug herangekommen war, ließ Tettenb
ein Koſakenregiment unter der Anführung ſeines eig
Oberſten Barabanſchtſchikoff über die Brücke jagen
den Feind anfallen, der den Ungeſtüm dieſes Angr
nicht aushielt; ſeine Reiterei wandte ſich augenblic
zur Flucht, wurde aber eingeholt und größtentheils
dergemacht, das Fußvolk war abgeſchnitten und ſtr
das Gewehr. Während dieſes Gefechts hatte ſich
Vorfall ereignet, der unter minder günſtigen Umſtän
höchſt nachtheilig hätte werden können. Die ſtein
Brücke über die Marne war ſo eingerichtet, daß ſie
den Augenblick in die Luft fliegen konnte, ſobald
Anrücken des Feindes dieſes nöthig machte. Unglücklic
weiſe wurde das Pulver durch einen Zufall zu früh
zündet, und die Brücke ſtürzte mit großem Knall
ſammen, eben als unſere Koſaken jenſeits im Verfol
begriffen waren. Tettenborn ließ eiligſt 2 Kanonen
der Wieſe von Epernay auffahren, um die Rückkeh
den, im Falle nun auch ſie wieder durch den verſtär
Feind gedrängt würden, in Schutz zu nehmen, zug
ließ er ſchleunigſt die Brücke, deren einer Rand ſt
geblieben war, ſoweit in Stand ſetzen, daß einzelne R
übergehen konnten, und ſo kamen alle wohlbehalten n
einer großen Anzahl Gefangener zurück. Nicht lc
nach dieſem Gefecht ſah man von den Waldhöhen
neue feindliche Truppen herabkommen, aber jetzt in ſt
ſter Anzahl, indem gedrängte Maſſen Reiterei eina
in unabſehbarem Zuge folgten, mit vielem Geſchütz

einigem Fußvolk untermiſcht. Es war ſogleich unverkennbar, daß der Feind jetzt eine Hauptbewegung nach dieſer Seite mache, und den Uebergang über die Marne ſich nicht lange werde beſtreiten laſſen. Dennoch beſchloß Tettenborn, ihn ſo lange aufzuhalten als möglich, um ihn zu zwingen, ſein Geſchütz aufzufahren und einen größern Theil ſeiner Macht zu entwickeln. Er vertheidigte daher die Brücke mit 2 Kanonen, bis der Feind deren eine große Ueberzahl ſpielen ließ, und zog ſich erſt gegen Abend ohne Verluſt und unverfolgt zurück; der Feind konnte die Brücke an dieſem Abende nur erſt für Fußvolk gangbar machen und mußte mit ſeiner ganzen Reiterei jenſeits in der Ebne übernachten.

Jetzt blieb faſt kein Zweifel mehr, daß Napoleon, ſeinem anfänglichen Vorſatze gemäß, über Chalons und Epernay gegen Arcis-ſur-Aube vorrücken wolle; die völlige Gewißheit hierüber zu erhalten, ſandte Tettenborn noch in der Nacht eine Parthei nach Chalons, um ſich über den dortigen Zrſtand der Dinge zu unterrichten; er ſelbſt zog ſich von der Marne ab gegen Belle, am Flüßchen Somme-Soudé, wo er zwiſchen Chalons und Epernay, in beinahe gleicher Entfernung von beiden Orten, die feindliche Bewegung beobachten und ihr nöthigenfalls noch zeitig genug rechts gegen die befeſtigte Stadt Vitry ausweichen konnte. Am folgenden Morgen, den 16. März, erhielt Tettenborn durch jene zurückkehrende Parthei die Nachricht, daß der General Dawidoff, welcher mit 2000 Ruſſen und zahlreichem Geſchütz Chalons beſetzt gehalten, die Ankunft der Franzoſen nicht abgewartet, ſondern ſich mit allen Truppen nach Vitry zurückgezogen habe, worauf

jene ohne Widerſtand ſo eben eingerückt ſeien, die A
zahl derſelben ließe ſich nicht genau ſchätzen, doch mü
ſie ſehr beträchtlich ſein. Tettenborn, welcher ſchon a
vorigen Tage Schwarzenberg von dem Anrücken d
Feindes benachrichtigt hatte, eilte demſelben die Gewißh
davon zu beſtätigen. Auch dem General Kaiſſaroff, d
noch bei Fère-Champenoiſe und Sezanne ſtand, theil
er ſchleunigſt dieſe wichtigen Nachrichten mit. Er ſelb
zog ſich aus der Marſchlinie des Feindes rechts na
Cosle, um zum Wiederanknüpfen der Verbindung m
dem Heere Blücher's die Hand bieten zu können, un
in der Flanke der feindlichen Bewegungen zu bleibe
Ueberall auf dieſem Marſche trafen wir die Vorpoſte
des Hauptheeres, welche nach dieſer Seite in weiter Au
dehnung vorgeſchoben waren, um frühzeitig den Feind
entdecken, auf deſſen Kommen man ſchon durch manche
lei Anzeigen, die man jedoch noch immer bezweifelt
vorbereitet und mit höchſter Aufmerkſamkeit geſpan
war. Da ſich auf dieſer bisher am meiſten geſicherte
Flanke des Hauptheeres keine leichte Reiterei befand,
mußten die Garderegimenter, die am nächſten ſtande
hier den Vorpoſtendienſt verſehen. Tettenborn war d
her mit ſeinen Koſaken doppelt willkommen, indem
jene zum Theil ablöſen konnte. Er befand ſich nun
das Hauptheer Schwarzenberg's angeſchloſſen, und ve
weilte zwei volle Tage hier, um deſſen Vorpoſtenkette
bilden. Seine Partheien durfte er in dieſer Lage wen
ausdehnen, noch viel weniger konnte er ſelbſt mit d
ganzen Truppenſchaar ſeinen Standpunkt verlaſſen;
würde ſonſt ſogleich wieder aufgebrochen ſein, um de
Feind in den Rücken zu marſchiren und dort deſſ

Stärke und Richtung genau zu erkunden. Der Mangel an Uebereinſtimmung in den Befehlen, welche er nun von verſchiedenen Seiten erhielt, wurde zu einer neuen Schwierigkeit, die ſich nicht immer ſogleich löſen ließ. Tettenborn hatte entſchieden behauptet, dee Feind würde mit aller Macht von dieſer Seite gegen die Aube vorrücken; allein da ſich dies um einige Tage verzögerte, wahrſcheinlich weil Napoleon die bei Chateau-Thierry und La-Fertè-ſous-Jouarre übergegangenen Truppen erſt auf gleicher Höhe wiſſen wollte, ſo hatte man dieſes Vorhaben wieder ganz bezweifelt, und unglücklicherweiſe auch die thätigern Ausforſchungen Tettenborn's gehemmt. Der General Kaiſſaroff war während der letzten Tage mehrmals in Sezanne von überlegener Reiterei, welcher Geſchütz und Fußvolk zur Unterſtützung folgte, angegriffen und zurückgedrängt worden, konnte aber, da er bloß in der Front des Feindes ſtand, nichts Genaueres über denſelben in Erfahrung bringen.

In der Vorausſetzung, daß die Wegnahme von Chalons und Epernay nur ein ſtarker Seitenverſuch des Feindes geweſen, der ohne weitere Folgen bleiben würde, erhielt der ruſſiſche General von Lambert aus dem großen Hauptquartier den Befehl, mit den Generalen Tettenborn und Dawidoff einen Verſuch zur Wiederbeſetzung Chalons zu machen. Tettenborn zog ſich daher am 18. März von Cosle nach Togny an dem Flüßchen l'Iſſon, und wollte auf dem linken Ufer der Marne nach Chalons hinabrücken, wohin ſchon Partheien vorausgeſandt waren. Inzwiſchen lief die Nachricht ein, daß die Franzoſen in ſtarker Anzahl durch Vatry gegen Sommeſous, alſo gegen die Aube, marſchirten, und jenſeits

Vatry auf mehrern Punkten ein lebhaftes Plänkeln ge
hört würde. Der General von Lambert veränderte da
her das bisherige Vorhaben, übertrug Tettenborn allei
den Verſuch gegen Chalons, und die Sorge, ſich mi
Blücher wieder in Verbindung zu ſetzen, und kehrte mi
den übrigen Truppen nach Vitry zurück, um dieſen
wichtigen feſten Punkt bei dem allgemeinen Vorrücken
des Feindes nicht entblößt zu laſſen. Tettenborn ging
demgemäß mit allen ſeinen Truppen durch die Marne
und marſchirte nun auf dem rechten Ufer gegen Chalons
hinab.

Napoleon hatte bei Soiſſons Blücher'n gegenüber
die beiden Marſchälle Marmont und Mortier mit hin
reichender Macht ſtehen laſſen, und mit etwa 30,000 Mann
ſeiner beſten Truppen, und einem großen Theil neuer
von Paris gekommener Verſtärkungen, ſich wieder gegen
Süden gewandt, um das Hauptheer der Verbündeten
anzugreifen. Er marſchirte in vier Abtheilungen, die
bei La-Ferté-ſous-Jouarre, Chateau-Thierry, Epernay
und Chalons über die Marne gingen. Wenn er den
Bogen ſeines Umſchwungs jedesmal ausdehnte, und ſich
unſere Heere, um nicht zu ſchlagen, jedesmal zurückzogen
ſo gewann er auch ohne Sieg immer mehr Boden, und
konnte das nächſtemal, wenn er ſich wieder vorwärts
wendete, ſogar ſchon die Maas erreichen. Sein Kunſt
griff war ganz einfach, er nahm jedesmal die innere
Flanke unſerer Heere zum Ziel, warf ſeine Spitze keil
zwiſchen beide vor, hielt ſie dadurch getrennt, und ſchreckte
mehr zum Rückzug als er dazu nöthigte. Auf dieſe
Weiſe fegte er die Champagne nach beiden Seiten rein
und dies konnte noch eine geraume Zeit ſo fortgehen

Wenn jemand bezweifeln möchte, daß unſere Sachen damals wirklich nicht glänzender ihm gegenüberſtanden, ſo braucht derſelbe nur zu erwägen, daß Napoleon mit 30,000 Mann noch immer unangegriffen und unaufhaltſam in dieſem Mittelraume nach Willkür umherzog, vor ſich ein freies Feld, hinter ſich den ſichern Rückzug, und gleichwohl auf jeder Seite rechts und links ein Heer von beinahe 100,000 Feinden hatte! Auch diesmal wäre ſeine Abſicht wieder vollkommen gelungen, wenn nicht der Zufall die Schlacht von Arcis-ſur-Aube gegen die Abſicht herbeigeführt hätte. Als nämlich das Anrücken Napoleon's endlich nicht länger zu bezweifeln war, verließ das Heer Schwarzenberg's ſeine bisherige Stellung, und ging an der Aube hinauf gegen Barſur-Aube zurück, wo das Hauptquartier am 20. März eintreffen ſollte, nachdem es den Tag vorher in Pougy geweſen. Allein der Rückzug der an die Seine vorgeſchobenen Truppen war durch einen verhängnißvollen Zufall verſpätet worden, ein Befehl Schwarzenberg's dort nicht angelangt, wie dergleichen Dinge bei fremdartig zuſammengeſetzten Truppen wohl geſchehen, und jene Abtheilungen waren abgeſchnitten und verloren, wenn man nicht den Feind bei Arcis aufhielt. Schwarzenberg ging daher neuerdings dem Feinde mit aller Macht entgegen, fand ihn ſchon bei Plancy und Arcis dieſſeits des Fluſſes, und griff ihn nun, da kein andres Mittel war, entſchloſſen an. Nach heftigen dreitägigen Gefechten, in welchen unſere Truppen mit größter Tapferkeit den Feind überall ſchlugen, ohne daß eine förmliche Schlacht zu Stande kommen konnte, zog dieſer unverrichteter Sache und mit einem Verluſt von 11 Kanonen und vielen

Gefangenen am 22. März von Arcis wieder ab, wo ein zweites Laon gefunden hatte.

Inzwiſchen hatte Tettenborn Chalons vom Fei ganz verlaſſen gefunden, und dieſe Stadt am 20. M Abends beſetzt, die nöthigen Erkundigungen eingezo und nach allen Richtungen Partheien ausgeſandt, v züglich aber gegen Epernay und Rheims. Schon folgenden Tage war die Verbindung mit dem nö lichen Heere glücklicherweiſe ganz hergeſtellt, indem Partheien Tettenborn's in Rheims auf die Trup Winzingerode's ſtießen, der auch bald ſelbſt dort rückte. Blücher zog ſich nun mit allen ſeinen Trup näher an die Marne, und wollte ſich aller Uebergan punkte verſichern, um ſie dem Feinde zu zerſtören, fo er ſich hieher zurückwendete, für ſeinen eignen Gebra aber die Brücke bei Epernay behaupten. Dieſen hatte jedoch der Feind noch mit 800 Mann Fußv und 3 Schwadronen Reiter beſetzt. Tettenborn ſan den Oberſten von Pfuel mit 2 Koſakenregiment dahin, um den Feind zu verjagen. Der General V cent, welcher in Epernay befehligte, rückte anfan mit ſeiner Reiterei uns vor die Stadt entgegen, u hielt gegen mehrere Drohbewegungen Stand, bis unv muthet die Koſaken mit lautem Geſchrei zu ernſtlich Angriff heranſprengten, die 3 Schwadronen über d Haufen warfen und in die Stadt jagten; das Fußvo welches den Eingang derſelben beſetzt hielt, wurde nied gemacht, und unter beſtändigem Gemetzel der Fei durch die Stadt bis wieder auf das Feld verfolgt, ſich der General Vincent mit einem geringen Ueberre in die Wälder rettete. Während dieſes glänzend

Gefechts erſchien jenſeits der Marne ſchon der Vortrab der Truppen des Generals von Winzingerode, die über die hergeſtellte Brücke in Epernay einzogen.

Schon am 22. März fand Tettenborn aus den Berichten ſeiner verſchiedenen Partheien zu vermuthen Anlaß, daß Napoleon nach den Gefechten bei Arcis-ſur-Aube, deren Ausgang wir demzufolge nicht ganz ungünſtig für uns glauben mußten, ſich neuerdings gegen die Marne und zwar auf Vitry wende, wo die Marne überall zu durchwaten iſt, und er daher ohne Schwierigkeit die Straße von Nancy gewinnen, oder auch zunächſt unſrem Hauptheer in den Rücken kommen konnte. Ueber dieſe Bewegung ſo ſchnell als möglich beſtimmte Sicherheit zu erlangen, war nun eine der wichtigſten Aufgaben, von deren Löſung der ganze Feldzug eine andere Wendung erhalten konnte. Tettenborn ſandte daher auf beiden Seiten der Marne mehrere Partheien aus, um gegen Vitry hin den Marſch des Feindes zu entdecken, und über Cosle und Sommeſous, falls der Feind ſchon wirklich über die Marne gegangen, in ſeinem Rücken Nachrichten einzuſammeln und Kouriere aufzufangen. Der hanſeatiſche Lieutenant Redlich hatte das Glück, einen Kourier nach langem Verfolgen einzuholen, und lieferte Abends deſſen Papiere nach Chalons. Sie waren von der allergrößten Wichtigkeit. Außer einem durchgebeſſerten Bulletin von der Schlacht bei Arcis, welches einen Sieg auf ſolche Art verkündigte, daß uns kein Zweifel über den Vortheil der Unſrigen bleiben konnte, befanden ſich darunter die merkwürdigſten Briefſchaften in größter Menge; der Marſchall Lefebre z. B. ſchrieb an ſeine Gemahlin, Napoleon ſei bei Arcis mit ſeinem Gefolge

durch den Angriff eines ungariſchen Huſarenregiments, das ohne Zweifel nicht wußte, wen es vor ſich hatte, in größte Gefahr gerathen, und habe ſelbſt nach Degen und Piſtole gegriffen, ein Pferd ſei ihm unter dem Leibe getödtet worden, er wolle aber nicht, daß man es wiſſe, und anderes dergleichen. Die Hauptſache war aber ein eigenhändiges Schreiben Napoleon's ſelbſt an die Kaiſerin Marie Louiſe, worin er ausdrücklich ſagte, daß er auch ohne bei Arcis vollſtändig geſiegt zu haben, dennoch weiter vormarſchire, um ſich ſeinen Feſtungen zu nähern, und die feindlichen Heere ſowohl getrennt zu halten, als auch immer weiter von Paris abzuziehen.

Nach dieſen Aufſchlüſſen war keine Zeit zu verlieren. Der General von Winzingerode nahm die ſämmtliche Reiterei ſeines Heertheils, etwa 7000 Pferde, nebſt 46 reitenden Kanonen, und rückte am 23. März von Epernay gegen Vatry vor, zog Tettenborn aus Chalons an ſich, und marſchirte am folgenden Tage gegen die Feſtung Vitry; die Verbindung der beiden großen Heere war nun auch ſchon ohne Hinderniß über Vertus und Fère-Champenoiſe hinter dem Rücken Napoleon's bewerkſtelligt, und beide Feldherren, Blücher und Schwarzenberg, von allem gegenſeitig benachrichtigt, kamen überein, jetzt mit verbundenen Kräften ſich von beiden Seiten gegen Napoleon zu werfen, und den Krieg wo möglich mit Einem Schlage zu endigen. Blücher zog daher von Rheims auf Chalons, Schwarzenberg von Arcis-ſur-Aube auf Vitry dem Kaiſer Napoleon nach, und ſchloſſen, ſtatt ſeitwärts in größere Trennung ſich vor ihm zurückzuziehen, und ihm, wie er erwartet hatte, größere Landſtrecken freizugeben, mit kühner Einſicht ihre

gesammte Heeresmacht hinter ihm zusammen. Man hatte eben so sehr gehofft, als vermuthet, Napoleon könne vielleicht dennoch sogleich wieder umwenden, sobald er seine Erwartung nicht in Erfüllung gehen sähe, und dann wäre es in der großen Ebene zwischen der Marne und Aube zur Schlacht gekommen, wo unsere zahlreiche und vortreffliche Reiterei, die bisher wegen mißlicher Vertheilung häufig im Nachtheile gegen die weit schlechtere Reiterei der Franzosen gestanden hatte, in Masse hätte wirken können. Allein Napoleon war bereis auf dem Wege nach Saint-Dizier, und hatte nur eine schwache Abtheilung hinter sich zurückgelassen, welche zunächst an Vitry einige Dörfer auf der Straße besetzt hielt.

Das Hauptquartier Schwarzenberg's war am 23. März in Pougy gewesen, und kam am 24. nach Vitry, wo auch der Kaiser von Rußland und der König von Preußen eintrafen. Hier wurde beschlossen, mit vereinigten Kräften unmittelbar auf Paris zu marschiren, wohin der Weg jetzt offen war, und bloß den General von Winzingerode mit Reiterei und reitendem Geschütz dem Kaiser Napoleon folgen zu lassen, um denselben nicht aus den Augen zu verlieren, seine Truppen zu necken, zu ermüden und einzeln aufzureiben. Wenn man die Lage der Sachen im Ganzen übersieht, so wird man nicht umhin können, diesem Entschlusse das Lob großer Kühnheit zu geben. Napoleon hatte den Kern seiner Truppen bei sich, und konnte sich mit den zahlreichen Besatzungen seiner Festungen vereinigen; der General Maison in den Niederlanden hatte sich schon in Verbindung mit dem General Carnot gesetzt, bedrohte Brüssel, und konnte bald vielleicht Napoleon die Hand

bieten; hinter unſerm Heere war alles im Aufſtan
der durch Napoleon's Erſcheinen nur noch geſteig
werden mußte; der Marſchall Augereau befehligte za
reiche Truppen bei Lyon, und konnte von dort her
gezogen werden; unſere Heere verloren ſich immer tie
in Frankreich, getrennt von ihren Hülfsquellen, in ein
verwüſteten Lande, ohne Verbindung, Zufuhr, Erſ
Stützpunkte, und konnten bald vor der Hauptſtadt d
Reichs ſtehen, deren Volksmenge fähig war, ein groſ
Heer zu beſchäftigen, zu vernichten. Alles dieſes dur
die größten Bedenklichkeiten erregen; allein nie iſt d
Weſentliche von dem Scheinbaren beſſer unterſchied
worden, und die erwählte Maßregel war die rec
auch wenn ihr Erfolg minder günſtig ausgefallen wä
Paris und Napoleon hatten ihre bisher vereinte Bed
tung ſchon von einander getrennt. Die großen He
brachen am 24. und 25. März von der Aube u
Marne nach Paris auf, und trafen am 25. bei Fè
Champenoiſe die vereinigten Truppen der Marſch
Mormont und Mortier, die von Soiſſons nun a
wieder an Napoleon ſich anſchließen wollten; nach k
zem, aber blutigem Kampfe wurden dieſe geſchlagen u
vernichtet, und der Marſch gegen Paris unaufhaltſ
fortgeſetzt.

Winzingerode rückte noch vor den Abend des
März mit ſeiner geſammten Reiterei aus Vitry ge
Saint-Dizier, wohin Napoleon ſeinen Marſch geno
men hatte, getreu der Abſicht, die Verbündeten v
Paris abzuziehen, und ſich ſeinen Feſtungen zu nähe
Tettenborn führte Winzingerode's Vortrab, und ha
5 Koſakenregimenter, das Iſum'ſche Huſarenregim

und 8 reitende Kanonen unter ſeinem Befehl. Der Feind war ſchon am Nachmittage aus der Nähe von Vitry weggezogen, und wurde erſt mit einbrechender Nacht in dem Dorfe Thièblemont erreicht, wo ſein Fußvolk noch ein lebhaftes Gepländkel zu beſtehen hatte. Am nächſten Tage wurde die Verfolgung heftiger fortgeſetzt, und eine größere Abtheilung des Feindes in Saint-Dizier eingeholt, wo ſich ſogleich ein hitziges Gefecht entſpann. Der Feind hielt Saint-Dizier mit Fußvolk ganz beſetzt, um den Marſch der andern Truppen, welche daſelbſt wieder über die Marne gegangen waren, und längs des Fluſſes zurückmarſchirten, zu decken. Aus dieſer Richtung des Marſches ſchien hervorzugehen, daß Napoleon ſeine Truppen doch auf's neue gegen unſere großen Heere werfen wolle, und von ihrer auf Paris genommenen Richtung einige Kunde erhalten habe. Wir ſahen, wie jenſeits des Fluſſes die gedrängten Maſſen des Feindes, in der nun veränderten Richtung gleichſam uns entgegen kommend, längs des Ufers hinab und dann links die Höhen hinauf wegmarſchirten. Tettenborn ließ ſogleich ſein Geſchütz hart am Ufer aufpflanzen, und begann ein mörderiſches Feuer mit Kugeln und Granaten in die nächſten franzöſiſchen Truppenzüge, die alsbald voller Angſt und Schrecken und mit Verluſt vieler Todten in die Wälder zerſtoben. Da zugleich ein Koſakenregiment durch die Marne ſetzte, und die in Saint-Dizier zurückgebliebenen Franzoſen, welche ſich bis dahin tapfer gehalten hatten, abzuſchneiden drohte, ſo ſuchten auch dieſe in den Wäldern Schutz. Der Feind hatte jedoch nicht lange dieſes Feuer ausgehalten, als er auch einen Theil ſeines Geſchützes

wieder zurückholte, und auf den vortheilhaft beherrsche
den Anhöhen bei dem Dorfe Valcour, durch welch
seine Straße als Engweg hinaufführte, über 16 Kan
nen aufpflanzte, die bald das Feuer der unsrigen übe
boten, und Tettenborn nöthigten, die letztern zurück
zuziehen. Bei dieser Gelegenheit fuhr eine Kanonen
kugel so dicht über Tettenborn's Kopf dahin, daß ihn
die Mütze durch das Sausen verschoben wurde; i
ruhiger Haltung nahm er die Mütze ab, schwang si
in der Luft, und dankte den Franzosen für den schöne
Gruß, welches den Kosaken so gefiel, daß sie in ei
lautes Hurrah darüber ausbrachen. Der Feind behie
jene Höhen bis gegen Abend besetzt, da er seinen Rück
zug gegen Wassy fortsetzte. Tettenborn folgte ihm a
dem Fuße nach, und vertrieb ihn noch aus dem Dor
Humbecourt, fand aber unmöglich, weiter vorzudringe
die nächsten Dörfer waren sämmtlich stark mit Fußvo
besetzt, das die hartnäckigste Gegenwehr leistete; e
Zeichen, daß die Hauptmacht des Feindes sehr in d
Nähe sein mußte, und kein größeres Annähern unse
Truppen erlauben durfte. Das Plänkeln dauerte jedo
die ganze Nacht, während welcher man den Raum v
uns bis Wassy in weiter Ausdehnung durch unzähli
Wachtfeuer erhellt sah, die sich besonders auch zu u
serer Rechten längs des Waldes bis ganz in unse
Nähe erstreckten. Tettenborn brachte die Nacht in Ecl
ron zu; der General von Winzingerode hatte sein Haup
quartier in Saint-Dizier; eine beträchtliche Anza
Truppen unter dem Befehl des Generals Tschernyschi
hatte er schon von Vitry aus gegen Montier-en-D

geſchickt, ſeitwärts von Waſſy, zur Sicherung der rechten Flanke.

Frühmorgens am 26. März fand Tettenborn die Dörfer, welche der Feind am vorigen Tage beſetzt gehalten, keineswegs verlaſſen, ſondern die Franzoſen rückten aus denſelben mit viel ſtärkerer Mannſchaft dem Angriffe der Koſaken ſogar entgegen. Sehr deutlich unterſchied man große Truppenmaſſen in der Ferne, welche immer näher kamen, und denen immer andere nachfolgten. Tettenborn ſchätzte ſie wenigſtens auf 30,000 Mann, worunter ſehr viele Reiterei. Schon gingen die Franzoſen auf allen Punkten zum Angriff über, und zwangen die Koſaken mit Gewehrfeuer und Kanonenſchüſſen zum Weichen; eine beträchtliche Reiterei entwickelte ſich auf beiden Flügeln. Tettenborn hatte gleich im erſten Augenblicke Winzingerode'n von dem Vorgehenden benachrichtigt, und denſelben verſichern laſſen, daß das ganze franzöſiſche Heer wieder umkehre, und gegen ſie heranrücke. Das Vordringen der Franzoſen geſchah ſo ſchnell und in ſo großen Maſſen, daß an kein Aufhalten zu denken war; gegen 2 Kanonen, welche Tettenborn zur Unterſtützung der Koſaken feuern ließ, fuhren gegenüber ſogleich 10 franzöſiſche Kanonen auf. Der Augenblick wurde dringend, die örtliche Lage gewährte nicht Spielraum für ein einziges Koſakenregiment, und im Rücken befand ſich jener Engweg durch das Dorf Valcour, den der Feind mit ſeinem Fußvolk durch die Waldung nur unvermerkt früher als wir zu gewinnen brauchte, um uns ganz abzuſchneiden; es blieb daher nichts anderes übrig, als ungeſäumt über die Marne zurückzugehen, welches Tettenborn auch

augenblicklich that, nachdem er so lange als mögli
auf dem linken Ufer Stand gehalten, um Winzingerode
Zeit zu geben, seine Anstalten zu machen. Dieser G
neral wollte anfangs noch die Meldungen des General
Tschernyscheff von Montier-en-Der abwarten, welch
ihm über die Bewegung des Feindes erst vollen Auf
schluß geben sollten. Indem aber Winzingerode noc
zweifelnd erwog, ob wirklich Napoleon mit ganzer Mach
heranmarschire, und noch anstand, den Meldungen Tet
tenborn's vollen Glauben beizumessen, sah er diese
plötzlich von großer Uebermacht zurückgedrängt, und sic
selbst fast im nämlichen Augenblicke angegriffen. Mi
unglaublicher Schnelligkeit entfaltete sich die französisch
Macht, Truppen drängten sich an Truppen und wogte
in die Ebene herab, und in wenigen Minuten stan
alles im Gefecht. Eine große Anzahl Geschütz bestric
die Ebene und beschoß die Stadt Saint-Dizier. Di
Gegend war zwar eine ziemliche Strecke eben, aber doc
zu sehr durch Weingärten und Zäune, durchschnitter
und zu nah auf allen Seiten durch Gehölz und Ni
derungen umschlossen, als daß möglich gewesen wär
die zahlreiche russische Reiterei mit Vortheil zu gebrauchen
Noch wäre es möglich gewesen, durch einen schleunige
Rückzug einem Gefechte zu entgehen, das keinen glüc
lichen Ausgang haben konnte. Tettenborn machte drin
gend darauf aufmerksam; allein unglücklicherweise h
fanden sich in Saint-Dizier 700 russische Jäger z
Fuß, das einzige Fußvolk, welches Winzingerode bei sic
hatte, diese wollte er nicht verlieren, und daher de
Rückzug noch aufschieben, er sandte also an Tettenbor
den Befehl, die Straße nach Vitry zu behaupten, wäl

rend er ſelbſt die Stadt Saint-Dizier vertheidigen und im Nothfall ſich auf Bar-le-Duc zurückziehen würde.

Mittlerweile hatte der Feind, unter fortdauerndem Kanonenfeuer von den Anhöhen bei Valcour, zwiſchen dieſem Orte und Saint-Dizier mit großen Maſſen Reiterei, mit Fußvolk, und ſelbſt mit Kanonen, durch die Marne geſetzt, und rückte unaufhaltſam gegen die Straße von Vitry vor. Die ruſſiſche Reiterei und reitenden Kanonen waren hinter dieſer Straße auf der Ebene vertheilt, hinter ihnen der Wald, vor ihnen der Feind, der mit heftigem und überlegenem Kanonenfeuer immer näher in ihre Reihen ſchmetterte; Gepäck und Handpferde waren noch nicht zurückgeſchafft, und veranlaßten Unordnung, welche bei ſolch unerwarteter Wendung der Sachen ſich bald verbreiten mußte. Vor jener Straße rechts ſeitwärts hielt Tettenborn mit etwa 1000 Pferden, worunter 4 Schwadronen Huſaren, alles Uebrige Koſaken. Eine Maſſe von wenigſtens 10,000 Pferden war bereits dieſſeits der Marne und zwiſchen Tettenborn und Wintzingerode trennend vorgeſchoben. Tettenborn ſah ſchon den Augenblick, wo ſich dieſe Maſſen plötzlich entfalten und alles über den Haufen werfen würden, auch rückte immer mehr Fußvolk und Geſchütz über den Fluß und ſtellte ſich zum Kampf. Umzukehren war nicht mehr, indem jene Reitermaſſen ſchon ganz nah, und durch die Fliehenden nicht mehr, kaum noch durch die Standhaften einigermaßen in Scheu zu halten waren. Tettenborn faßte daher den kühnen Entſchluß, nahm ſeine 1000 Reiter zuſammen, und warf ſich an ihrer Spitze mit heftigem Ungeſtüm auf jene Maſſen, die eben anfingen, ſich zu ent-

wickeln; mit unerſchrockner Tapferkeit fielen die Huſa
und Koſaken in die franzöſiſchen Reihen, und jag
die fliehenden vor ſich her, das erſte Treffen wu
gänzlich geworfen, das zweite deßgleichen, und ein gre
Blutbad in dem wilden Gemenge angerichtet. Al
plötzlich entfalteten ſich zu beiden Seiten neue Ma
franzöſiſcher Reiterei, deren immer mehr und mehr
dem Hintergrunde herbei kam, das Mißverhältniß
Zahl war zu ungünſtig für die Unſrigen, und kon
durch alle heldenmüthige Tapferkeit nicht aufgewo
werden; ſie kamen unglücklicherweiſe zugleich in
Feuer des feindlichen Geſchützes und konnten der Ue
macht nicht länger widerſtehen, ſie wurden nun o
ihrerſeits geworfen, und von dem Feinde auf der Str
nach Vitry verfolgt, wohin auch das Gepäck und
Handpferde flüchteten und große Störung verurſach
Tettenborn, welcher mit ſeinen Offizieren bis zu
im Kampfe ausgehalten hatte, und lange Zeit per
lich in Gefahr geweſen war, ſammelte ſeine Trup
bei dem Dorfe Perthe, plänkelte noch den nämli
Abend mit dem Feinde, und zog ſich in der N
nach Marolles gegen Vitry. Sein ganzer Verluſt
trug etwa 40 Mann. Die übrige auf der El
bei Saint-Dizier aufgeſtellte Reiterei Winzingerod
welche den Angriff der Franzoſen erwartete, ohne
zuvorzukommen, wurde ſchlimmer geworfen und
rüttet, ſie verlor beträchtlich an Mannſchaft und
rere Kanonen. Winzingerode verließ, nach einer
denmüthigen Vertheidigung, noch am Nachmittage Sa
Dizier und zog ſich nach Bar-le-Duc, von dem Fe

beſtändig verfolgt, den er jedoch immer, wenn er zu nahe kam, mit gutem Erfolg zurückwies.

Dieſes Gefecht, obwohl es einen ungünſtigen Ausgang nahm, iſt für eines der glücklichſten des ganzen Feldzugs erkannt worden, weil es mit dem Irrthum verknüpft war, durch welchen Napoleon drei volle Tage verlor, während welcher Zeit ſeine Hauptſtadt preisgegeben blieb. Er war nämlich überzeugt geweſen, daß das ganze Heer Schwarzenberg's hinter ihm herzöge, und Wintzingerode hatte dieſe Ueberzeugung dadurch klüglich genährt, daß er in Saint-Dizier Wohnungen für den Kaiſer von Rußland und den König von Preußen hatte nehmen laſſen, indem er ſeine Reiterei nur für den Vortrab des Hauptheeres ausgab, wie auch allerdings ganz glaublich ſchien. Napoleon, der dieſes auf der Stelle durch einige ihm ergebene Einwohner von Saint-Dizier erfuhr, machte deßhalb in Waſſy Halt, rief die vorausgegangenen Truppen wieder zurück, und dachte eine Schlacht zu liefern, bei welcher Boden, Stellung und Wirkung auf die Gemüther durchaus zu ſeinem Vortheil waren. Er befand ſich in Perſon bei der Reitermaſſe, auf welche Tettenborn einſprengte, deſſen beherzten und von richtiger Kriegserfahrung zeugenden Angriff er noch beſonders rühmte, als er ſchon auf der Reiſe nach Elba mit Unbefangenheit die Ereigniſſe beſprach, die ſeinen Sturz herbeigeführt hatten. Noch am folgenden Tage wollte er ſich nicht eingeſtehen, daß er ſich geirrt und in die Luft gegriffen habe, er rückte noch bis gegen Vitry vor, wo der tapfre preußiſche Oberſt von Schwichow mit ſeiner kleinen Beſatzung ſich ſchon ganz auf einen Sturm gefaßt machte. Hier aber, nach-

dem Napoleon ſeine koſtbare Zeit in unnützen Beweg
gen verſchwendet, erfuhr er plötzlich die Niederlage
Marſchälle Marmont und Mortier, ſowie den Ma
der Verbündeten auf Paris, und eilig raffte er die
müdeten, halbverhungerten Truppen in Eilmärſchen f
um über Troyes, Sens und Fontainebleau der bedroh
Hauptſtadt zu Hülfe zu kommen. Ein Theil der Tr
pen blieb auf der Straße liegen, eine Menge Pf
fielen um, und eine Anzahl Kanonen wurden ins Wa
verſenkt, weil die Beſpannung mit jedem Tage ſchl
ter wurde. Nichts deſtoweniger kam Napoleon nur
wenige Zeit zu ſpät, er war ſchon in Fontainebl
als er die Uebergabe der Stadt Paris vernahm.

Welches auch am Ende der Ausgang geweſen w
ſo viel iſt gewiß, daß ſich Paris nicht ſogleich erge
hätte, wenn Napoleon zu rechter Zeit erſchienen w
und daß die Erſtürmung dieſer Stadt bei einem d
gewiß allgemeinen Aufſtande des Volks zu den r
lichſten und zweifelhafteſten Unternehmungen gehört hä
Napoleon, durch 100,000 Nationalgarden aus Paris
der nächſten Gegend verſtärkt, würde den Krieg
neuer Kraft und Hoffnung fortgeſetzt haben, und
Rückſicht aller dieſer Betrachtungen war es, daß
Kaiſer Alexander bald nachher die ſchmeichelhafte A
ßerung machte, er danke es dem General Winzinger
daß er ſchon in Paris ſei. Tettenborn's Angriff a
obgleich die erſten Vortheile ſchnell wieder verloren g
mußten, galt für eine ſeiner ſchönſten Waffentha
deren Erfolg darin unſchätzbar war, daß Napoleon
mehr in ſeiner falſchen Richtung feſtgehalten wu

und dabei eine Zeit verlor, die für die große Wendung der Dinge entſcheidend war.

Nachdem Winzingerode und Tettenborn ſich in Chalons wieder vereinigt hatten, brachen ſie am 28. März über Saint-Dizier und Montier-en-Der nach Troyes auf, wo ſie am 30. März ankamen, ohne jedoch den Nachtrab Napoleon's zu erreichen; eine Menge Spuren ſeines Durchmarſches fanden ſich auf jedem Schritte. Eine Poſt hinter Troyes hatte er die Truppen ihren Marſch allein fortſetzen laſſen, und war mit Kourierpferden, von einem einzigen Adjutanten begleitet, nach Fontainebleau vorausgeeilt.

Von Troyes ging Tettenborn über Villeneuve-l'Archevêque an die Yonne nach Sens vor, welche Stadt noch vom Feinde beſetzt war und neue Verſtärkung durch den General Allix erhielt. Nachdem zwar die Vorſtadt durch die Koſaken weggenommen worden, die Stadt ſelbſt aber durch Beſchießen mit Granaten nicht zur Uebergabe zu bringen war, wollte Tettenborn einen andern Uebergang über die Yonne ſuchen, um gegen Fontainebleau vorzudringen; allein die Nachrichten von den Ereigniſſen in Paris, wo die Verbündeten eingerückt, die Thronentſetzung Napoleon's durch den Senat verkündigt, und die Rückkehr der Bourbons ausgeſprochen worden war, hemmten jede weitere Unternehmung, und es trat eine allgemeine Waffenruhe ein. Der General Allix verhehlte jedoch durch ſein Betragen nicht, wie unangenehm dieſe Wendung der Dinge ihm ſei, und wie gern er wenigſtens noch die Zwiſchenzeit, ehe die vollſtändige Beſtätigung einträfe, zur Ausübung des widerſpenſtigen Trotzes verwenden möchte, der ſich

bald in allen französischen Truppen zur herrschende Stimmung erhob. Diese Ruhe wurde für uns auf neue unterbrochen, indem wir in Bray an der Sein den Befehl erhielten, unverzüglich auf die Straße vo Auxerre zu marschiren, um den Kaiser Napoleon, d seine Abdankung noch verzögerte, und vielleicht nach de Süden zu entkommen trachtete, wo er noch zahlreich Truppen in ein furchtbares Heer zusammenziehen konn in diesem vermuthlichen Vorhaben zu verhindern. W marschirten eiligst von Bray in Einem Zuge fort b Villeneuve-le-Roi, wo wir aber bereits österreichisch Truppen fanden, dann die sichere Nachricht von Nap leon's ruhiger Anwesenheit in Fontainebleau, dara von seiner Abdankung und seinem Vertrage, und endli den Befehl zum Rückmarsche nach Bray erhielten. D Truppen wurden nach Sens und Pont-sur-Yonne ve legt, von wo sie bald nachher, indem schon der Frieb mit Frankreich gesichert und dem Abschlusse nahe wa den Weg nach dem Rhein zurück antraten. —

Von Bray wurde ich mit Aufträgen an den russ schen Generalquartiermeister General von Diebitsch, wie an den General von Winzingerode, nach Par vorausgesandt. Auf erhaltene Einladung kam bald nac her auch Tettenborn selbst mit den meisten seiner Off ziere dort an. Ein merkwürdiger Schauplatz war i dieser Hauptstadt vor uns aufgeschlossen, welche nu die Krieger fast aller Völkerschaften Europa's in si vereinigte, so wie die mächtigsten Herrscher, aus der Sieg und fernerem Bund eine neue Gestaltung d Welt hervorgehen sollte. Die französische Revolutio schien durch die Wiedereinsetzung der Bourbons u

das verkündigte Verfassungsgesetz, die Charte genannt, völlig abgeschlossen. Doch fehlte es nicht an Zeichen, daß Frankreich fortwährend einen ungeheuern Gährungsstoff in sich trüge, den die neue Regierung nicht so leicht beruhigen, vielleicht nur mehren würde. Die Kriegsherrschaft Napoleon's lebte in den Trümmern seiner Heere, in seinen Einrichtungen und Anstalten, die man größtentheils bestehen ließ, heimlich und offenbar fort; die revolutionairen Grundsätze und Meinungen, welche nur Napoleon bisher niedergehalten hatte, wachten täglich belebter auf, und stellten sich herausfordernd zum Kampfe gegen diejenigen Kräfte, welche die Zeiten vor der Revolution, trotz der Charte, erneuern zu wollen schienen. Doch der große Umschwung der Dinge, der täglich neue Erscheinungen, Thätigkeiten und Bezüge hervorrief, der Drang der Geschäfte, zu deren Verfolg schon die Blicke nach London und nach Wien gerichtet waren, und besonders das tägliche Lebensgewühl, welches Sinn und Geist umfing, ließen die Betrachtung auf den damals nur noch untergeordnet erscheinenden französischen Regungen nicht allzu sehr weilen.

Ich sah in Paris auch Stein wieder, in wie andrer Stellung als damals in Prag! auf dem Gipfel des Glücks, in Sieg und Macht, dem schmachvoll gestürzten Gegner mit schon geschwächtem Hasse nachblickend. Aber auch die Revolution sah er als völlig überwunden an, oder glaubte das, was noch übrig sei, leicht unterdrückbar. Er wollte nicht von Bedenklichkeiten und Sorgen hören, und selbst sein Jugendfreund, der Graf von Schlabrendorf, der auf ganz anderm Standpunkte den Verlauf all dieser Weltereignisse miterlebt, konnte mit

keiner ſeiner Bemerkungen bei ihm durchdringen. E Männer, einig im Haſſe gegen die Herrſchaft N leon's und in der Freude über deſſen Sturz, gi in allen Folgerungen, welche ſie von da ab wünſc und hofften, nach ganz entgegengeſetzten Richtun und ſo bildete ſich frühzeitig in dieſen beiden Freu die Spaltung ab, welche ſpäterhin ſo ausgebreitet ansdauernd in Deutſchland die Meinungen und Anſic ergriffen hat. —

Von dem fernern Aufenthalt in Paris, dem A derſehen Metternich's, Hardenberg's, Wilhelm's von H boldt, der Bekanntſchaft mit Frau von Stael, und dern bedeutenden Perſonen, ſo wie von manchen per lichen Begegniſſen und Erfahrungen, wird in ei andern Abſchnitte zu reden ſein.

Paris.

1814.

Mein Geſchäft mit dem General von Diebitſch war auf das freundlichſte bald abgethan, nicht eben ſo leicht die Beſtellung, die ich dem General von Wintzingerode zu machen hatte; ich fand ihn noch aufgereizt von der Geſchichte bei Saint-Dizier her; der Kaiſer Alexander hatte ihm zwar hoch angerechnet, daß er dort die Uebermacht Napoleon's auf ſich gezogen, und dadurch den großen Heeren den Marſch nach Paris erleichtert hatte, allein dies Verdienſt war doch immer in Geſtalt einer empfangenen Schlappe erworben, und Wintzingerode hing immerfort der bittern Vorſtellung nach, daß er, beſſer unterſtützt, daſſelbe Verdienſt mit dem hätte vereinbaren können, gegen Napoleon ſich im Vortheil zu behaupten. Er ſah mit Verdruß, daß die Gunſt des Kaiſers den Neid und Groll andrer Generale nur ſtärker anregte, und daß man ſo that, als decke ihn nur dieſe Gunſt, nicht die Sache ſelbſt, gegen Verantwortung. Ich traf ihn umgeben von hohen Offizieren, mit denen er ſich ſchon im Geſpräch erhitzt haben mochte; mein Erſcheinen

war ihm ſehr willkommen, er hielt abſichtlich eine groſ
Lobrede Tettenborn's, pries deſſen unerſchrockenen Muth
deſſen treue Zuverläſſigkeit, und es war deutlich genug
daß dies Lob ein Tadel für Andre ſein ſollte. Für mich
trat keine geringe Verlegenheit ein, als er laut ausrief
in dem Schreiben, das ich ihm von Tettenborn gebracht
berufe ſich dieſer darauf, die hauptſächlichen Mittheilungen
ſeien mir mündlich anvertraut, und nun forderte er mich
auf, ſogleich öffentlich vor all' dieſen Herren meine Auf-
träge darzulegen. Dies war in Winzingerode's eigner
Betreff unmöglich, und da er keine Entſchuldigung wollte
gelten laſſen, ſondern darauf beſtand, er wolle alles vor
dieſen Zeugen hören, ſo blieb mir nichts anderes übrig
als einige unverfängliche Anliegen vorzutragen, die zwar
einigermaßen erheblich, aber doch kaum wichtig genug
ſchienen, um die Sendung eines Couriers zu rechtfertigen.
Am andern Tage, als ich ihn glücklicherweiſe allein
fand, konnte ich denn wohl der wirklichen Aufträge mich
ohne Hehl entledigen, aber anſtatt der Einſicht, wie ſchäd-
lich es ihm geweſen wäre, wenn ich alles das vor vielen
fremden und ihm nicht grade befreundeten Zeugen aus-
geſprochen hätte, und anſtatt des Dankes, daß ich, viel-
leicht nicht allzu geſchickt, aber doch mit hinlänglichem
Erfolge, dieſe Verwirrung ihm erſpart, bezeigte er ſein
Mißvergnügen, daß ich nicht dennoch geſtern alles geſagt.
Ich unternahm es, ſeine ſich verirrenden Vorſtellungen
zu berichtigen, Beſonnenheit und Ueberlegung hervorzu-
rufen, ſah aber bald, daß hier alles vergeblich war, und
nach einer lebhaften, ſcharfen Erörterung, die für mich
gefahrvoll genug war und mir ſchon drohende Worte zu-
zog, verließ ich ihn, voll Unmuthes, daß offenbare Be-

blendung und vorgefaßter Eigenſinn einen ſonſt geſcheidten und wohlmeinenden Mann ſo mächtig ergreifen konnten, um auch die einfachſten Verſtandeswahrheiten nicht mehr einzuſehen. Und grade die hohe Stellung, und daß dem Geringeren jeder Einſpruch zum Unrecht ausgelegt werden kann, reizt in ſolche Selbſtberauſchung, die ſich bei Kriegsbefehlshabern häufiger als anderswo findet, und die ſo leicht, wenn es große Entſcheidungen gilt, verhängnißvolle Folgen hat. Ich ſah Winzingerode darauf noch ein paarmal wieder; er ſchien unſre verdrießlichen Begegniſſe vergeſſen zu haben, aber auch eine Beförderung, die mir noch ſchließlich zugedacht und in ſeine Hände niedergelegt worden war. Da ich nach Beendigung des Krieges ohnehin den Dienſt verlaſſen wollte, ſo kümmerte es mich nicht allzuſehr, nicht als Major, ſondern nur als Hauptmann auszuſcheiden; in dem Gewirr und der Freiheit des Pariſer Aufenthaltes verſchwand für den Augenblick, wie aller Zwang, ſo auch beinahe der Werth der Dienſtverhältniſſe.

Ich war in dem wohlbekannten Hotel de l'Empire abgetreten; die nöthige bürgerliche Kleidung, in welche jeder Stand und Rang hier beeifert war unterzutauchen, war gleich zur Hand, und ich begann meine Fahrten und Gänge, mir das wohlbekannte und durch den Wechſel der Ereigniſſe doch völlig neue Paris in Augenſchein zu nehmen. Außerdem, daß die Fremden nun als ſolche, in ihrer Tracht und Wehr und Selbſtigkeit, zahlreich und angeſehen hervorragten, zeigten auch die Franzoſen eine von der frühern ganz abweichende Phyſionomie. Mit den Bildern ihrer Kriegsübermacht, die ihnen ſeit langen Jahren ſchmeichelnd vorgehalten worden, waren auch die

meiſten andern Feſtigkeiten, an denen ſie ihr Leben regelſicher zu halten meinten, zuſammen gebrochen oder ſchwankend geworden, die tonangebende Meinung, das ſelbſtzufriedene Betragen, der helle und raſche Ueberblick ihrer Zuſtände und Welt, der ihnen im Praktiſchen von jeher ſo großen Vortheil gab, alles war plötzlich fort, mußte erſt wiedergefunden, wiedererrungen werden, und das Wo und Wie lag in tiefem Dunkel. Napoleon's Stern war untergegangen, das war gewiß, ihm blickten ſehnend und trauernd einzelne Anhänger nach, aber die große Menge hatte ſich völlig abgewandt. Die Anhänger der Bourbons jubelten laut, und niemand ſtörte ſie, aber in ihren eignen Reihen war große Unruhe und ſchon mannigfache Spaltung; die wenigſten von ihnen hatten ihre Treue durchaus rein erhalten, die meiſten, und unter dieſen die vornehmſten und fähigſten, mußten ſich größere oder geringere Abweichung verzeihen laſſen; war doch ſogar Chateaubriand in dieſem Falle! Und während nun die Ausſchließlichen ſich den höchſten Lohn, den Andern aber gerechte Strafe zuerkannten, fühlten ſie doch ſogleich die Nothwendigkeit, auch den erſt heute entſtandenen Eifer gelten zu laſſen und ihm einige Anſchließung zu gönnen. Die Politiſchen hinwieder wollten von der Gegenwart ausgehend nur die Zukunft in's Auge faſſen; ihnen galt Geſinnung und Hingebung nur in ſo weit, als ſie heute zu brauchen waren, und es zeigte ſich bald, daß die eigentliche Kraft der Dinge bei ihnen war; die altadlichen Offiziere und Beamten, die unter dem Kaiſer gedient hatten, aber nun von ihm abgefallen waren, ſtanden im größten Vortheile des Augenblickes, ſie waren am meiſten geeignet, der neuen Sache mit Kraft und Erfolg

zu dienen. Die Freiheitsfreunde und Republikaner, ſofern ſie nicht ſchon in das Kaiſerthum übergegangen waren, ſtanden zerſtreut und dunkel im Hintergrunde, von ihnen war kaum die Rede. Die Maſſe des Volkes hatte wenig Selbſtſtändiges, ſie harrte beklommen und neugierig der Dinge, welche kommen würden, und konnte mit mäßigen Zugeſtändniſſen befriedigt werden, ſobald nur Ordnung, Feſtigkeit und eine leibliche Uebereinſtimmung der Regierenden mit den bisherigen nationalen Entwickelungen zu hoffen blieb. Dieſe gutmüthige Hoffnung war allerdings bei Vielen vorhanden, und ſogar auf die verbündeten Herrſcher ſah man hiebei mit Zuverſicht, ſie hatten ihre eigne Sache kraftvoll und weiſe geführt, ihre Mäßigung war augenſcheinlich, und der Kaiſer Alexander führte eine Sprache, welche an die ſchönſten Ergüſſe aus den frühſten Zeiten der Revolution erinnerte. Man war überzeugt, aus ſo viel edlem Willen müſſe Gutes und Richtiges hervorgehn; die Maſſe des Volkes würde ohne Widerwillen den Verſuch gemacht haben, ſich von dem jungen Napoleon unter Regentſchaft ſeiner Mutter oder von dem Kronprinzen von Schweden regieren zu laſſen, die Wiedereinſetzung der Bourbons, die alsbald zu Stande kam, erfuhr dieſelbe halb gleichgültige, halb vertrauende Aufnahme, wiewohl nicht zu verkennen war, daß dieſer Verſuch im Allgemeinen die Gemüther doch bedenklicher ſtimmte, als es bei jenen andern ſchien folgen zu müſſen.

Doch das eben Geſagte gilt nur von dem kleinen Zeitraum der erſten acht oder zehn Tage, denn mit unglaublicher Schnelligkeit ging eine völlige Verwandlung vor. Das Ungewiſſe entſchied ſich, das Schwankende befeſtigte ſich, wie im Allgemeinen, ſo in jedem Einzelnen;

die Bestürzung hörte auf, die Besinnung kehrte wied
man erkannte sich selbst, überschaute die Fremden, a
Nächsten, die Feinde und Gleichgesinnten, man ern
und rechnete, und binnen wenig Wochen zeigten sich d
Vortheile der Stellung und des Benehmens im täglich
Verkehr wieder auf der Seite der Franzosen. Aus d
Gewirr von Widersprüchen und Partheien erhob sich, e
gemeinsamer Ausdruck aller, vorherrschend die Richtu
des Nationalen, und trat den Fremden gegenüber m
Erfolg auf; alle Kräfte und Eigenschaften der Natio
waren zu diesem Werke thätig und eifrig, und wie ei
über Nacht schnell aufgeworfner Wall die Dahinterstehen
den am Morgen in einer ganz neuen Stärke und Fas
sung zeigt, so standen uns die Franzosen unvermuthet i
neuer Sicherheit gegenüber, indem sie mit stiller aber e
liger Arbeit, zu welcher alle Klassen beitrugen, sich mi
achtunggebietenden Linien der Nationalität umzogen ha
ten, die nicht verletzt werden dürfe, der alle Ehrerbie
tung und Huldigung zu widmen sei. Wirklich sah e
bald aus, als wären wir nicht unsertwegen, sondern de
Franzosen wegen, nach Paris gekommen, als müßten wi
vor allem sie zufrieden stellen, ihren Beifall gewinnen
uns das Zeugniß edler Denkart und feiner Sitte vo
ihnen ausstellen lassen. Wir fühlten wohl, und nicht ohn
Mißmuth, daß unsre Sache in demselben Maße erschlafft
als die der Franzosen sich steifte, wir fühlten, daß unse
Volkswesen, gemischt und unentwickelt gegen das fran
zösische zurückstände, daß unsre Anliegen zurückgeschobe
blieben, wie denn sogar unsre Krieger im eroberten Lan
schlecht quartirt und versorgt waren; aber den Franzose
durften wir deßhalb keinen Vorwurf machen, im Gege

theil mußten wir anerkennen, daß grade hierin ſie uns ein achtungswerthes Beiſpiel gäben, und die Erſcheinungen, aus denen es ſich zuſammenſetzte, waren im Einzelnen ſo gefällig, ſo luſtig, oder ſo ſcharf und bedeutend, daß ein unbefangener Sinn ſich unwillkürlich davon einnehmen ließ.

Mein erſter Gang war zu dem Grafen von Schlabrendorf. Im Hotel des Deux-Siciles, vor demſelben wurmſtichigen Schreibtiſch, auf demſelben gebrechlichen Stuhl und auch wohl in demſelben zerriſſenen Kittel, fand ich ihn wieder, ganz wie vor vier Jahren. Er war froh und keck, lebhaft wie immer, und ſah mit ſtolzer Zuverſicht aus ſeiner Einſiedelei auf die Dinge hin, die ſich draußen in der Welt begaben. Die Ereigniſſe freuten ihn; ſo lange ſchon hatte er den Sturz Napoleon's geweiſſagt, aber die Erfüllung in unbeſtimmte Ferne geſetzt, nun war ſie plötzlich unter ſeinen Augen geſchehen! Doch keinen Augenblick hatte ſie ihn berauſcht, er durchſchaute beſonnen die Urſachen und die Folgen des Sturzes, und verhehlte ſich nicht, daß die Sache, für welche ſein Eifer ausſchließlich brannte, die Sache der Freiheit, dabei nicht hauptſächlich, ſondern nur gelegentlich betheiligt ſei, nur inſofern, als ſie bei jeder Bewegung gewinnen müſſe. An ſeinen Grundſätzen, den Ergebniſſen ſeines Nachdenkens und ſeiner Erfahrung, hielt er unverbrüchlich feſt, im Gebiete der Idee ließ er ſich nichts abdingen, keinen Anſpruch, keine Folgerung, unverkürzt und unverhüllt ſollten alle Erforderniſſe zugeſtanden ſein, die er als weſentlich zum Urbilde des Staates gehörige ſich ausgeklügelt hatte; dafür war er nachgiebig und billig für die Erſcheinungen, beurtheilte die Menſchen mild, und

ſuchte gern überall das Beſte hervor. Er war der
und vielleicht der Einzige, der an demſelben Tage, n
poleon's Herrſchaft brach, gleich wieder an Republik
und für ſie eiferte. Dennoch überſah er um ſeiner I
willen keinen Drang der Wirklichkeit. Die Verbi
waren in Paris eingerückt, mit verhältnißmäßig g
Macht, umgeben von franzöſiſchen Truppen, die zu
pitulirt hatten, aber mit andern in Berührung
die noch als feindliche anzuſehen waren; die Sc
Napoleon's konnten von Fontainebleau heranrücke
Pariſer Nationalgarde war noch bewaffnet, das
gährte in drohenden Wallungen, mehrere Tauſend
leoniſcher Offiziere, von ihren Truppen abgekommene,
Anſtellung harrende, oder auch von Krankheiten und
den geneſene, ſtreiften aufregend durch die Stadt; i
ringe Zahl der verbündeten Truppen, die ſchwachen
regeln zur Sicherheit des Kaiſers von Rußland u
Königs von Preußen wurden Anlaß zu einem ve
nen Plane, beide Herrſcher aufzuheben; die Trupp
Fontainebleau waren benachrichtigt, auf ein gegeben
chen anzurücken, fünfhundert Offiziere ſollten auf
und Tod den Hauptſtreich führen und in die Wo
gen der Monarchen eindringen, das Volk ſollte in
zu den Waffen gerufen, an mehreren Orten Feuer
legt werden, und wenn auch Paris darüber in Fla
unterginge, hieß es, ſo ſei der Preis für Frankreich
freiung nicht zu hoch. Schlabrendorf, dem berg
ſchnell vertraut wurde, ſandte noch in der Nacht ei
naue Anzeige und Warnung an den König von Pr
der ihm dafür danken ließ, und die nöthigen Maß
anordnete, um jeden Angriffsverſuch zu vereiteln.

bewaffnete Haufen kamen wirklich in den Straßen zum Vorſchein, wurden aber ſogleich auseinander geſprengt, und die vom Felde her ſich der Stadt nähernden Truppen zurückgetrieben. Nur der erſte Augenblick war hiebei der gefahrvolle, nachdem dieſer verloren und alles Verabredete fehlgeſchlagen oder unterblieben war, ſtand kein neues Unternehmen zu befürchten, ſolche Gelegenheit und ſolcher Muth wiederholen ſich nicht. Hatte ſich hiedurch Schlabrendorf um ſeinen König und um die Sache der Verbündeten verdient gemacht, ſo war er dagegen in andern Beziehungen ein unerſchütterlicher Freund der Franzoſen. Er wollte die Errungenſchaft der Revolution gewahrt wiſſen, keines ihrer theuer erkauften Güter ſollte verloren gehn. Gegen die Könige hatte er im Allgemeinen viel einzuwenden, er ſprach darüber mit einer Freiheit und Scheuloſigkeit, die, wie der jugendliche Ungeſtüm ſeiner geiſtreichen Ausdrücke, in Erſtaunen ſetzten, beſonders da er zu Franzoſen aller Partheien und zu Deutſchen jedes Ranges und Standes ſprach, denn ſeine Klauſe war zu manchen Tagesſtunden ganz überfüllt von Beſuchenden. Er wurde erinnert, daß manche ſeiner Aeußerungen doch gefährlich ſeien, die heutigen Machthaber dürften in gewiſſen Fällen ſogar ſtrenger ſein, als Napoleon geweſen. Er aber verſetzte lebhaft: „Die mich hören, müſſen ſich fürchten, mehr als ich, der ich ſpreche!“ Und ſo fuhr er fort, alles zu ſagen, was ihm in den Sinn kam.

Dem Fürſten von Metternich, den ich darauf beſuchte, ſtanden der Sieg und Ruhm der verbündeten Sache ſehr wohl zu Geſicht, er durfte ſich von dem vollbrachten großen Werk ein gutes Theil zurechnen, und

wiewohl man behauptete, die letzten Wendung
nicht ganz nach seinen Absichten erfolgt, und
andre Auswege, als die man gewählt, im Sinne
so war doch in seinem Wesen keine Spur eines
gnügens zu merken, und wenn jene Meinung nu
unbegründet gewesen, so wäre nur um so mehr b
und Größe zu bewundern, die das zur Thatsache
dene mit klarem Bewußtsein hinnahm, und nun
tig und standhaft das erkannte und förderte, w
her vielleicht dem eignen Sinne weniger entsprecher
Bisher hatte sich mir neben der Aussicht, nach
gung des Krieges eine neue Laufbahn in Preuße
treten, auch die Lockung, dies in Oesterreich zu v
oftmals dargeboten, und es gab persönliche Gri
nug, die mich vorzugsweise das letztere konnten
lassen. Nach Verschiedenheit der Umstände und E
mußte ich bald mehr zu der einen Seite, bald
der andern neigen. Die große Anziehung des
an den sich anzuschließen mir als das wünschens
Glück erschien, konnte jetzt durch ihren Zaube
Schwanken ein Ende machen. Sie that es, je
entgegengesetzten Sinne, als ich erwartet hatte.
da ich aus dem überaus gütigen und vertraulich
sprüche des Fürsten bald entnahm, ihm gelte
ausgemacht, daß ich im österreichischen Dienste
seiner Nähe bleiben würde, so war aller Eifer m
erloschen, und ich fühlte deutlich, daß, wenn
Staat in Betracht zu kommen hätte, ich unb
Preußen vorziehen müßte.

Dies kam auch gleich zur Entscheidung, als
Minister von Stein zu sprechen bekam. Er la

auf, daß Paris, das eroberte Paris der Ort ſei, wo wir uns widerſähen! Die Freude und das Behagen glänzten in ſeinen Zügen, er hatte die reinſte, die vollſte Zufriedenheit, ihm waren die höchſten Wünſche erfüllt, der Feind lag darnieder, das Vaterland war frei, niemand ſchwelgte ſo uneigennützig, ſo ledig aller Nebengedanken, in dieſem friſchen Gefühle. Daheim würde ſchon alles zum Beſten ſich ordnen, meinte er, und wenn nur Recht und Wahrheit im Ganzen walteten, ſo dürfe man es mit einer Handvoll Gebrechen nicht ſo genau nehmen, deren würden in allen menſchlichen Einrichtungen immer zu finden ſein. Auch er hatte in ſeiner hohen Stellung öfters zwiſchen Preußen und Oeſterreich geſchwankt, bald dem einen, bald dem andern ſich ſtärker angeſchloſſen, allein während der letzten Monate war ſein Sinn entſchieden auf preußiſcher Seite befeſtigt worden und mit den politiſchen Anſichten des Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg in volle Uebereinſtimmung getreten. Er fragte mich, was ich zu thun gedächte. „Sie werden doch nicht nach Rußland gehen wollen? Pfuel, Clauſewitz, Barnekow, die kehren alle nach Preußen zurück, und da rath' ich Ihnen auch ſich anzuſchließen. Da will man Sie brauchen, ich glaube im Fach der auswärtigen Angelegenheiten, Hardenberg hat es mir geſagt; der will Ihnen wohl und denkt, Sie können gut ſchreiben. Werden Sie mir aber nur kein Schwätzer und kein Naturphiloſoph, ſtudiren Sie Grotius und Puffendorf, da ſteckt die ächte, die kernhafte Diplomatik drin." Die Warnung vor der Naturphiloſophie hatte ich mir noch von Prag her verdient, und er nannte mich, wie dort, auch hier bisweilen „Herr Methaphyſikus." Der gutgemeinte Eifer

des trefflichen Mannes wurde durch seine polternde Au-
drücke nur noch wohlthuender, ich hätte sie für kei-
noch so zierlichen eintauschen mögen! Er hatte mir n-
eingeschärft, ohne Säumen bei Hardenberg anzusprech-
ich würde vielleicht sogleich da zu thun finden. N-
war das meine Meinung wohl nicht, so übereilt wo-
und durfte ich Tettenborn nicht verlassen, und wenigst-
den Sommer wünscht' ich mir frei zu erhalten, um
ganz der eignen Neigung lebend mich zu erholen und zu
sammeln. Aber den Staatskanzler aufzusuchen war mir
Annehmlichkeit und Pflicht.

Bei Hardenberg sah es preußisch aus, prunklos und
kriegsmäßig, als wäre man noch im Feldlager, gedrängt,
geschäftig. Generale und Offiziere in großer Anzahl, die
freudige Stimmung noch mit etwas Trotz und Mißver-
gnügen gemischt, die Rede kühn und scharf, gern in Iro-
nie auslaufend. Durch Wilhelm und Alexander von Hum-
boldt, Gneisenau, Knesebeck, Rühle von Lilienstern, An-
cillon und Jordan, die ich hier beisammen fand, fühlt'
ich mich sogleich auf bekanntem Boden, der Staatskanz-
ler selbst war die hervorragende Mitte dieses Kreises.
Hier hörte ich zuerst die bedeutenden Worte, der Krieg
sei noch nicht beendigt, der Frieden könne nur ein Waf-
fenstillstand sein, nur die Sache Napoleon's sei abgethan,
die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich
aber nicht ausgefochten, man werde dazu nochmals auf
den Wahlplatz zurückkehren müssen. Wer konnte denken,
daß die Prophezeihung Gneisenau's im nächsten Jahr
schon eine scheinbare Erfüllung finden würde! Doch al-
lerdings nur eine scheinbare, denn abermals war es nur
wieder die Sache Napoleon's, die ihre schließliche Ent-

ſcheidung empfing, die andere Sache ſteht noch jetzt, nach achtundzwanzig Jahren, eben ſo wie damals.

Der Eintritt zweier Franzoſen gab dem Geſpräch eine andre Richtung; der eine, Obriſt von Thierry, ein ſchöner und feiner Mann, hatte eine nahe Beziehung zu Preußen, denn er war mit der Gräfin von der Mark, der Halbſchweſter des Königs, verheirathet. Er kam von dem Könige her, ganz entzückt von deſſen ernſter Biederkeit und großmüthiger Fürſorge. Den Namen ſeines Begleiters erfuhr ich nicht. Man ſprach nun franzöſiſch, und ſowohl Wilhelm von Humboldt als ſein Bruder Alexander nährten die gute Stimmung durch heitre Einfälle und ſcharfe Bemerkungen; bald aber nahm Ancillon das Wort, und machte dem Staatskanzler Vorwürfe, daß er ſich mit ſo geringer Wohnung begnüge, nicht glänzender Haus halte, nicht mit mehr Gepränge auftrete, den Franzoſen müſſe man auch durch ſolche Mittel imponiren. Hardenberg lächelte, indem er ſein Gehör anſtrengte, dem Redner zu folgen, denn die freundlichen Phraſen gingen bald in feierliche Rede über, ſo daß alsbald das Scherzwort laut wurde, Ancillon ſpreche in dem hohen Stil, in welchem der Staatskanzler leben ſolle. Der Begleiter Thierry's zog mich bei Seite, und fragte verwundert, wer dieſer Redner ſei? Ich gab ihm Auskunft. Er wollte gar nicht begreifen, daß derſelbe von Franzoſen abſtamme. „Nie hätte ich das geglaubt, rief er; ſehen Sie, bei allen kleinen Abweichungen des Tons und der Ausſprache, würde ich das Franzöſiſche dieſer beiden Herren — er deutete auf beide Humboldt — als natürlicheres und geläufigeres anerkennen, als das Ihres Réfugié's, auf das Sie ſo viel zu halten ſcheinen.“

Mein künftiges Verhältniß wurde von Hard
vorläufig ſo beſprochen, wie es für den Augenbli
genügen konnte. Ich ſah meine Lebenswendung fi
ſchieden an, und Stein, dem ich es zu melden eil
zeigte die größte Zufriedenheit darüber; ebenſo
born, der inzwiſchen mit dem größten Theile ſeine
ziere gleichfalls in Paris eingetroffen war, und ſich
daß ich wenigſtens die nächſte Zeit noch mit ihm
könnte. Er hatte für ſich und ſein Gefolge eine
prächtige Wohnung in der Rue du Helder gena
und ich mußte nun in daſſelbe Hotel ziehn, ehma
tel de Mirabeau genannt, wie ich mit Vergnügen
Das enge Zuſammenſein mit den Kriegskammerad
noß ich als ein ſchönes Glück noch zuletzt vollauf
der geliebte General hielt uns gern vereint, und
auch auf dem heißen Boden der üppigen Hauptſta
ein glänzender Führer zu allen Herrlichkeiten und
gnügungen, wie früher im Felde zu Kampf und A
gung. Die nahe Trennung war übrigens nur al
wiß, das Band, welches die verſchiedenartigſten
hältniſſe innig zuſammengeſchlungen hatte, löſte ſi
Pfuel, Hochwächter und Bismarck kehrten nach A
zurück, Droſte von Viſchering und Herbert nach
reich, die Hanſeaten nach Hamburg, der Marquis
Maiſonfort war ſchon kein Ruſſe mehr, ſondern
ein völliger Franzos, Ruſſen und Deutſche ſann
die Heimreiſe, manche der letzteren auf neue Abe
als Adjutanten blieben bei dem General zuletzt r
Rittmeiſter von Lachmann und von Philippsbo
ſollten ihn fürerſt nach London begleiten, wohin
mir mitzureiſen beſtimmt wurde.

Ich benutzte die Zwischenzeit auf's beste, und fand in dem bewegten Drange so vieler Menschen und Gegenstände noch immer Zeit, auch durch Schreiben mannigfach thätig zu sein. Zu Tagesbemerkungen, Denkschriften und Aufsätzen gab es immer neuen Anlaß; Briefe waren zu schreiben, geschäftliche und freundschaftliche. Erst kurz vor Paris hatte ich durch einen Zufall, nach sechswöchentlicher Abgeschnittenheit, wieder zwei Briefe von Rahel aus Prag empfangen, zwar nur ältere, aber bei nun wieder offner Verbindung belebte sich der Briefwechsel. Rahel war in Sorgen um mich, eine Zeitung hatte gemeldet, Tettenborn sei in einem der letzten Gefechte leicht verwundet worden, und einer seiner Adjutanten schwer; sie hatte an Tettenborn, an Pfuel und Bentheim und viele Andre geschrieben, um Nachrichten zu erlangen; erst später und zufällig, durch einen Brief von Gentz aus Wien, erfuhr sie, daß ich wohlbehalten in Paris sei. Aber noch eine andre Angst hatte sie; seit dem Treffen von Montmirail fehlten alle Kunden über Marwitz, er konnte todt sein, aber auch bloß verwundet und gefangen, und irgendwo krank und hülflos danieberliegen. Ich machte es mir gleich zum Hauptgeschäft, jede Nachforschung anzustellen, alle Behörden ging ich an, die französischen wie die unsern, ich ließ Anfragen in die öffentlichen Blätter rücken, ich vertheilte sie, trieb alle Freunde zur Thätigkeit an. Allein umsonst, es ergab sich keine Spur. Alle später eingesammelten Angaben vereinigten sich zuletzt in die kaum zweifelhafte Vermuthung, daß er bei Montmirail von einer Kugel tödtlich getroffen worden sei. Vergeblich waren auch meine Nachfragen in Betreff Williſen's, von dessen Geschick, seitdem er am Kriege Theil genommen, ich nichts

gehört hatte; wenigſtens erfuhr ich nichts Beunruhigen des, und tröſtete mich mit guten Hoffnungen; daß Cani wohlbehalten ſei, wußt' ich von Tettenborn, der ſeine ehmaligen Begleiters mit liebreicher Geſinnung treu ge dachte.

Henriette Mendelsſohn glaubte ich mit ihrem Zögling der Tochter des Generals Sebaſtiani, in der Norman die, ich fand ſie aber unvermuthet, als ich grade zu Met ternich gehen wollte, der im Sebaſtiani'ſchen Hotel wohnte Mit ihr war durch den Eintritt in dieſes Haus eine groß Veränderung vorgegangen, ſie war katholiſch geworden nicht eigentlich ſchon im Beſitz eines feſten Glaubens aber voll Hoffnung ihn zu erlangen, und ſo traten di äußern Ereigniſſe, wie groß ſie auch ſein mochten, ih ſehr zurück gegen die innern, mit denen ſie täglich zu kämpfen hatte. Ich konnte ihr von keinem Troſte ſein im Gegentheil mehrte ich nur ihre Unruhe, denn ſie fal mich grade ſo reich, als ſie geworden war, ohne daß id in dieſer Richtung reicher zu werden begehrte, was aller dings ihr Fall war, und wenn ihr dies zu werden ge lang, ſo ſah ſie voraus, daß ſie mich würde verwerfen müſſen, was ſie nur eben jetzt noch nicht durfte, da ſi eingeſtandenerweiſe das mir Fehlende auch erſt zu errin gen hoffte. Eine wunderliche Verwirrung, in der abe doch mehr Unbequemes als Unterhaltendes war, und di unſern Umgang etwas ermatten ließ.

Haſe's Wiederſehen auf der Bibliothek erfreute mid ſehr; er zeigte in dem ausländiſchen Verhältniſſe den eh renhaften Sinn und die würdige Redlichkeit des deutſchen Karakters, die Umſtände konnten ihn nicht beſtechen, e verließ und nahm keine Parthei und genoß Achtung von

leder. Dr. Karl Sieveking aus Hamburg, Senator Smidt aus Bremen, brachten mir von den Freunden und Angelegenheiten im Norden gute Nachrichten, ich empfing Briefe von meiner theuern Schweſter aus Altona, wo die Nähe des Marſchalls Davouſt bis zuletzt viel Angſt und Sorgen verurſacht hatte. Nachrichten aus allen Gegenden des deutſchen Vaterlandes kamen allmählich an, man gelangte wieder zu einigem Ueberblicke, man erkannte ſich aus Todten und Lebenden heraus, und nach gehaltenem Abſchluſſe fing man auf neue Rechnung zu leben an. Unter den Verluſten ſchmerzte mich am meiſten Fichte, deſſen Tod mir erſt hier bekannt wurde. Wen alles ich von Lebenden hier wieder ſah, lieb und unlieb, erwartet und unvermuthet, aus allen Klaſſen, beſonders aber Offiziere, preußiſche, öſterreichiſche und ruſſiſche, — das wäre kaum aufzuzählen. Auch franzöſiſche Bekanntſchaften drängten ſich heran, ehmalige Emigrirte, die in unſern Heeren gedient oder in Deutſchland ſich aufgehalten hatten, die Brüder unſres Chamiſſo, ſogar einige Spanier, die ich von Hamburg her kannte, wo ſie mit dem Marquez de la Romana geweſen waren.

Smidt von Bremen wurde mir ein beſonders erwünſchter Gefährte, wir machten viele unſrer Gänge und Beſuche gemeinſchaftlich; in ſeiner launigen Heiterkeit ſchien er alles nur leicht zu nehmen, und nahm doch die Sachen, auf die es ankam, mit ſchwerem Ernſt und feſtem Nachdruck, ſo daß gewiß kein Punkt, wo ſeiner Stadt oder des Vaterlandes Intereſſe ſich anknüpfen ließ, ihm unbeachtet blieb, wobei doch ein ſichrer Takt ihn vor Vielthuerei bewahrte, wohin ſolche Gaben in zu beengtem Geſchäftskreiſe wohl zu verlocken pflegen.

Smidt war als bremiſcher Abgeordneter während des letzten Feldzuges dem großen Hauptquartiere der Verbündeten gefolgt, und konnte mir von den dortigen Vorgängen mancherlei erzählen. Ein Mann von Geiſt gilt durch ſich ſelber mehr, als durch die Stelle, welche der Zufall ihm anweiſt. Smidt's Anſichten und Aeußerungen blieben nicht gleichgültig, und fanden bisweilen Widerhall in den höchſten Regionen. So wußte er ein Lied auswendig, das der in Hamburg verſtorbene Dr. Kerner gedichtet hatte, als er ſich von den Franzoſen, denen er leidenſchaftlich angehangen, mit Wuth und Grimm losſagte, weil ſie ſtatt der früheren Freiheit nur Knechtſchaft und Schmach brächten; ſie waren darin als blaues Fieber bezeichnet, und in wiederholten, ſtärkſten Ausbrüchen verflucht, wobei Napoleon als der Oberſte der Blauen an ſeinem Theile nicht verkürzt wurde. Ohne eigentlich dichteriſchen Werth, hatte das Lied ungemeine Kraft und Heftigkeit, die auch dem Ohr und Gedächtniſſe leicht einging. Man ergötzte ſich an dem blauen Sturme, und der Kaiſer Franz, der ſich das Gedicht mittheilen ließ, wußte es bald auswendig, und fiel nun bei hundert Gelegenheiten in die bald allgekannten Zeilen ein. Der Krieg war noch unentſchieden, und mit Napoleon wurde noch unterhandelt, aber daß der Kaiſer Franz ohne Bedenken täglich in ſolchen Verſen der Blauen verwünſchen konnte, zeigte genugſam, daß keine Vorliebe für ſeinen Schwiegerſohn ihn beſeelte, und manche Betreibung und Nutzanwendung folgte aus dieſer Entdeckung. Ein anderesmal fand Smidt Anlaß ſeine eigne poetiſche Kraft darzuthun. Als das große Hauptquartier nach Veſoul vorgerückt war, trat Charle

Nodier's Ode gegen Napoleon zuerſt an's Licht, und machte, als das erſte werthvolle Erzeugniß dieſer Art in franzöſiſcher Sprache und von einem Franzoſen, ein ungeheures Aufſehn. Im Hauptquartiere ſah man in dieſem kühnen Beiſpiel eine Andeutung neuer Verbündeten, die man in Frankreich ſelbſt hoffen dürfe, und der edle Redeſtrom drang bezaubernd in die Gemüther. Auch Stein war von dem Gedicht ganz eingenommen, und der Name Nodier blieb einer der wenigen franzöſiſchen, die er bis an ſein Lebensende ſtets mit Ehren nannte. Eines Mittags aber wurde bezweifelt, daß es möglich ſei, das Gedicht deutſch wiederzugeben, und da Smidt dies bejahte, ſo ſollte er gleich den Beweis liefern; er willigte ein, und nach wenigen Stunden brachte er die fertige Ueberſetzung. Sie iſt meines Wiſſens noch nicht gedruckt, und da ſie ein ſchönes Andenken aus dem Kriege iſt, ſo mag ſie hier wohl an guter Stelle ſtehen; das Franzöſiſche laſſen wir weg, da es in Nodier's überall verbreiteten Schriften leicht aufzufinden iſt.

Napoleon.

Ode von Charles Nodier.

Mag Pöbel nach wie vor im Staube liegen
Vor Sylla's Goldpalaſt, bald einer Tullia
Den Wagen ziehn, bald ſich dem Zepter ſchmiegen
Der Claudius und der Caligula!
Der Rache Götter herrſchten ſie, mit Beben
Erfleht von ihnen ein verworfnes Leben,
Was ihrem Blut dann ſie geweiht.
Doch nur der Nachwelt ſtrafendem Gerichte
Barg ihre Freveltaten die Geſchichte,
Entriß ſie der Vergeſſenheit.

Mag ſich ein Andrer feilem Dienſt ergeben,
Wer Lügen ſä't, ihm wächſt verdienter Lohn;
Der Freiheit Muße darf ſich ſtolz erheben,
Zwang iſt ihr fremd, auch ſingt ſie nicht um Lohn.
Um Knechtſchaft betteln kann und werd' ich nimmer,
Zu theuer würde falſchen Ruhmes Schimmer,
Erkauft durch Schmach der Sklaverei.
Seufzt auch das Volk mit Ketten nun gebunden,
Ich habe kühn dem Joche mich entwunden,
Bin treu geblieben, athme frei.

Der Fremdling kam, mit ihm der Falſchheit Grauen,
Geſetz und Rechte trat er in den Staub;
Der Mörder Erbe reißt aus Henkers Klauen
Er, was noch übrig iſt vom Königsraub.
Der feige Flüchtling von des Niles Strande
Zu ew'gem Schandfleck unſerm Vaterlande,
Zum Unſtern ganzer Welten noch,
In unſern Schiffen birgt er Ruhm und Leben,
In Frankreichs Port wird ihm Aſyl gegeben,
Er ſchlägt es in ſein Eiſenjoch!

Wie konnteſt Du Dein eignes Werk zertreten,
Du, der den Ruhm an Frankreichs Fahnen band!
Es floh, begann das Volk Dich anzubeten,
Die Freiheit, weinend an des Siegers Hand.
Hat eitles Hoffen Deinen Sinn verdunkelt?
Laß ab vom Pomp, der thörigt Dich umfunkelt,
Sei Krieger, — ſo biſt Du begehrt.
Wähnſt Du die Schuld durch Großthat abzubüßen,
Dein Haupt des Himmels Blitzen zu verſchließen
Und daß kein Strahl durch Lorbeern führt?

Hat Deiner ſich die Ehrſucht ſo bemeiſtert,
Hat unſrer Schande Staub uns ſo bedeckt,
Daß, nur von Herrſcher-Trunkenheit begeiſtert,
Dich ſelbſt im Traum kein Brutus-Dolch erſchreckt?

Blick auf, und ſieh den Tag der Rache nahen,
Des dunklen Schickſals Mächte Dich umfahen;
Dein heller Stern, er wird ſo bleich!
Tarpeja's Felſen hebt am Capitole
Sein dräuend Haupt, die Palme von Arcole
Umklammert ein Zypreſſenzweig.

Vergebens ſtreut man Dir in Deinen Sünden
Sogar an heil'ger Stätte Weihrauch nach.
Auch Fürſten ſterben, ihre Zauber ſchwinden,
Die Wahrheit ſetzt ſich an den Sarkophag,
Ein ſtreng Gericht ergeht, an ſolchem Tage
Entſinkt des Ruhmes Schimmerſtaub der Wage;
Es wird zum Scheuſal aller Welt
Auch Deine Aſche, feucht von Völkerthränen,
Sich Dir zum ungeheuern Grabmal dehnen,
Von Nationen aufgeſtellt.

Vergebens wähnſt Du, an des Sieges Wagen
Mit ſtarkem Arm zu feſſeln Dein Geſchick,
Vom Strom der Zeit wird bald hinweg getragen
Dein Ruhm, Dein Reich von einem Augenblick.
Der Ceder gleicht's, die ſich der Wolken freute
Noch geſtern, niedres Gras bedeckt ſie heute;
Satt Deiner Ketten iſt die Welt!
Aus Gleichen wird Dir nie ein Heer von Sklaven,
Wenn nicht zuvor der Kern von Frankreichs Braven
Wie Sidney unterm Beile fällt.

Meine liebſte und heilſamſte Zuflucht blieb jedoch Schlabrendorf, und der Tag, wo ich ihn zu ſehen verſäumte, was nur ſelten geſchah, galt mir als ein unbeſiedigter. Die Geſellſchaft bei ihm war immer zahlreich und gemiſcht, ihn hinderte niemand, und da er meiſt allein ſprach, ſo konnte man im ſchlimmſten Falle nur für

das verantwortlich gemacht werden, was man geh
hatte. Auf dieſe Gefahr wagten es doch die angeſeh
ſten Perſonen, ihn zu hören. Hardenberg, Wilhelm v
Humboldt, Gneiſenau, und eine Menge andrer Preuß
beſonders die vornehmen Schleſier, beſuchten ihn. V
Franzoſen erwähn' ich vor allen den liebenswürdig
ſprachkundigen Fauriel, den ſcharfſinnigen, edlen S
Zu ſeinen eifrigſten Beſuchern gehörte auch der Por
gieſe Dr. Conſtancio, ein Arzt, der aber Politik und L
teratur zu ſeinem Fach erwählt hatte, und in beiden m
England, wohin er ſchon als Knabe gekommen war,
Frankreich angehörte. Oelsner, früher in diplomatiſch
Geſchäften thätig, Keibel, Geſchäftsträger der Stadt D
zig, Schubart aus Bremen, buchhändleriſch und politi
betriebſam, kannten Paris und die franzöſiſchen Verh
niſſe nach allen Richtungen, ſie und eine große Z
ähnlich geſtellter und beſchäftigter Franzoſen, von al
Zeit her mit Schlabrendorf vertraut, legten regelmä
den Ertrag ihrer zugeſtrömten oder eingeſammelten Neu
keiten bei ihm ab, und empfingen ſie kritiſch geſichtet,
läutert und geſteigert von ihm zurück. Die friſchef
Vorgänge waren hier gleich bekannt, die geheimſten L
treibungen enthüllt, die entlegenſten Bezüge ſogleich
faßt und ihr Zuſammenhang aufgehellt. Alle Fragen
Tages, alle dabei namhaften Perſonen, wurden hier
gründlicher Kunde und ergötzlicher Munterkeit beſproch
Was für Debatten, was für Auseinanderſetzungen, wel
Anklagen und Vertheidigungen hab' ich hier mit
gehört! Die Stunden flogen im Sturme dahin, u
immer fand man die Sitzungen zu kurz; wäre m
noch anders als mit Worten oder einem Glaſe Waſ

bewirthet worden, man hätte gern bis in die Nacht hinein ausgehalten!

Aber auch Stoff und Reiz der Tagesgegenstände in jener Zeit waren übergroß; die Geschicke der Welt, die Angelegenheiten von Europa, der Abschluß einer ungeheuern Revolution, der Anfang einer neuen Wendung, die Dämpfung und Neugestaltung der lebhaftesten und bisher mächtigsten Nation, alles war in Paris zusammengedrängt und arbeitete gährend unter einander. Ueber das künftige Regierungswesen in Frankreich war schon kein Zweifel mehr, der Wiedereinsetzung der Bourbons konnte kein Hinderniß mehr entgegen treten, schon war der Graf von Artois, für den auch der altherkömmliche Titel Monsieur aufwachte, als Vorläufer und Stellvertreter seines Bruders des Königs in Paris eingetroffen, und von Behörden und Nationalgarden feierlich empfangen worden. Auch war jedermann überzeugt, daß die neue Regierung konstitutionelle Formen haben würde, nur über die Art und Stärke derselben schwebte man in ängstlicher Dunkelheit. Der Senat hatte zwar eine Konstitution entworfen und veröffentlicht, in der Meinung, der von ihm berufene König werde sie nicht abzuweisen wagen; allein jene Körperschaft entbehrte alles Ansehens und Vertrauens in der Nation, und es stand ihr schlecht an, sich zwischen Volk und Herrscher als Vermittlung aufzustellen; daß sie die Sicherung der Dotationen ihrer Mitglieder in die Konstitution aufgenommen hatte, brach beiden um so schneller den Hals, dem Senat und der Konstitution.

Nicht gesetzlich, aber thatsächlich und unhemmbar, bestand jetzt in Paris völlige Preßfreiheit; wer hätte sie

beſchränken, wer die Geſammtheit der Veröffentlichungen leiten, wer ſie nur überſchauen können? Noch unter dem eiſernen Zwange der Kaiſerherrſchaft, in den letzten Tagen derſelben, bevor die Verbündeten in Paris einzogen, hatte Chateaubriand mit Gefahr ſeines Lebens insgeheim ſeine heftige Schrift gegen Napoleon und für die Bourbons zum Druck befördert, und faſt gleichzeitig mit den Ereigniſſen, die ſie verkündete, trat ſie fertig hervor. Sie fand bei den Royaliſten und bei den Fremden ungemeſſenen Beifall, auch in den Anſchuldigungen gegen Napoleon bei vielen Franzoſen noch Zuſtimmung genug, allein die pomphaften und ſich den alten Formen anſchmiegenden Erhebungen des wiederkehrenden Königshauſes erregten Mißfallen und Argwohn, oder ließen kalt und gleichgültig. Auch Benjamin Conſtant ließ bald eine Schrift erſcheinen, durch die er beweiſen wollte, daß Napoleon Frankreichs Verderben geweſen, alles Heil aber nun von dem Königthume zu erwarten ſei; ſtrenger und gedankenſchärfer, als der bilderreiche Chateaubriand, hatte Conſtant den Gegenſtand behandelt, allein auch ihm warf man vor, daß er ſchon zu ſchmeichleriſch für die neue Herrſchaft rede, und Feindlichgeſinnte dachten daran, ſeine vor acht Jahren erſchienene Schrift des réactions politiques wieder abdrucken zu laſſen, worin er freilich hatte beweiſen wollen, daß die Wiederkehr der Bourbons nie zu wünſchen, nie für Frankreich heilſam ſein könne!

Dieſen edlern und höheren Schriften drängten ſich bald eine Unzahl gemeine und geringe nach, in welchen Bonaparte und ſeine ganze Familie, ſeine Anhänger und ſeine Herrſchaft auf alle erſinnliche Weiſe geſchmäht, alle verſchuldeten und unverſchuldeten Gebrechen

ſeiner Staatsverwaltnng gehäſſig hervorgezogen, und alles zum Aergerniß verarbeitet wurde. Eine ganze Litteratur entſtand in dieſer Richtung, eine jedem guten Geſchmack und Sinn durchaus ekelhafte. Ich ſah hier das Gegenſtück zu dem ſchon Einmal Erlebten, zu dem ähnlichen Hervorbrechen ſolcher ſchmähenden und ſchamloſen Schriften, das ich in Berlin in Folge der Unglücksfälle Preußens geſehen hatte, dieſes Höhnen der Geſchlagenen, dieſes Schmähen der für den Augenblick Wehrloſen, dieſes freche Zerreißen jeder Hülle, war mir jetzt hier, wie damals dort, in der Seele zuwider, und ich ſah mit Unwillen, daß die franzöſiſchen Schriften ſolcher Art von meinen Landsleuten begierig gekauft und genoſſen wurden. Sollte hier die Nemeſis ihr Recht haben, ſo war der Göttin wenigſtens edlere Sprache zu wünſchen, und wenn die Genugthuung nur darin beſteht, daß zu dem einen Unſchönen noch ein zweites komme, ſo iſt es wohl beſſer auf alle Vergeltung zu verzichten!

In ganz andrer Richtung und unerwarteter Kraft erſchienen alsbald auch Flugſchriften von der Freiheitsſeite her. Eine der frühſten und wichtigſten war die des Senators Grégoire, des ehmaligen Biſchofs von Blois, der, ungeachtet ſeines revolutionairen Eifers und ſpäteren Grafentitels, immer ein ſtreng katholiſcher Chriſt und ein ſtarrer Republikaner geblieben war. Er kritiſirte die von dem Senat entworfene Konſtitution mit eindringender Schärfe, und ſtellte politiſche Grundſätze auf, die man ſeit vielen Jahren nicht gehört hatte. Andre Schriften ſolcher Richtung, von genannten und ungenannten Verfaſſern, folgten raſch nach, und bei ſolcher Sprache und ſolchen Forderungen, wie hier aufgeſtellt wurden, begann man zu

fühlen, daß die Revolution doch wohl nicht überall erſtickt ſei. Schlabrendorf ging mit verjüngter Luſt und Kraft in dieſe Erörterungen ein, er hatte die Schriften gleich zuerſt, erkannte ihren Sinn, ergänzte die Lücken, deutete die Anſpielungen, und hatte mit den Gründen auch ſtets die Gegengründe zur Hand, mit welchen letztern er ſeine Hörer oft nicht wenig überraſchte. Denn ſeine reife Erwägung drängte ſich ſelbſt ſeiner Partheineigung vor, und wo er falſche Anklagen zu finden glaubte oder oberflächliche Meinungen walten ſah, da berichtigte er ſtreng, und vertheidigte dann auch wohl das Königthum und die Bourbons mit größtem Eifer und ſiegender Beredſamkeit. Daß jede Seite gehört würde, darauf beſtand er unverbrüchlich, er pries grade darum die öffentliche Verhandlung, weil auch das Dumme und Verkehrte ſich da ausſpreche, und ſolchergeſtalt unſchädlich mache. Daher genügte ihm auch keines der Geſchichtsbücher über die franzöſiſche Revolution, weil alle zu wenig die Debatten überlieferten, in welchen doch oft einzig der Schlüſſel der Begebenheiten zu finden ſei. Als Zeugniſſe des Tages empfahl er die erwähnten Flugſchriften der Aufmerkſamkeit nicht nur des Staatsmannes, ſondern auch des Geſchichtſchreibers; er meinte, ihr weſentlicher Inhalt dürfe in einer Erzählung deſſen, was wir eben erlebten, nicht fehlen. Da er bedauerte, weder raſch und leicht noch gern zu ſchreiben, indem er ſonſt wohl eine ſolche Erzählung verſuchen würde, ſo nahm ich in ſeinem Sinne die Feder, und begann ein Bruchſtück „Die Rückkehr der Bourbons" zu ſchreiben, welches ich ihm dann zeigte, und ihn damit zu reizen dachte, ſelbſt Hand anzulegen. Allein obgleich er die Auffaſſung billigte, ſo

wollte er doch die deutſche Sprache für dieſen Gebrauch noch zu unbeholfen halten, er meinte, die Franzoſen müſſe man nur franzöſiſch reden laſſen. Er war nämlich damals ein großer Eiferer für deutſche Sprachreinheit, und wollte ſolche Wörter wie Revolution, Konſtitution, Monarchie, Souverainetät, und andre dieſer Art, im höheren deutſchen Stil nicht gelten laſſen, ohne ſie doch immer durch ſchickliche, und faſt nie durch gleichverſtändliche, reindeutſche erſetzen zu können. In Briefen gab er ſchon größere Freiheit zu, und im Geſpräch völlige. Zum eignen Schreiben war er doch nicht zu bewegen, und lehnte auch in der Folge jede Zumuthung der Art entſchieden ab. Meine Arbeit blieb alſo liegen und mag nun, fragmentariſch und verſpätet wie ſie iſt, nur noch als Merkwürdigkeit, in der das Leben jener Tage und der Geiſt jenes ausgezeichneten Mannes wiederſcheint, wohlgünſtigen Leſern mitzutheilen ſein.

Ich beſuchte Schlabrendorf auch zu ſolchen Stunden, wo ich ihn allein wußte, denn ihn zu ſtören durfte man nicht befürchten, er war Tag und Nacht zum Sprechen und Erörtern bereit, und er ſchien beinahe dankbar, daß man ihn vom Leſen oder Schreiben erlöſte, denn in der Einſamkeit war er doch zu einem von beiden nothwendig verurtheilt. In dieſen Geſprächen unter vier Augen nahm er einen ganz andern Schwung, als wenn er gemiſchte und darunter auch wohl ganz gewöhnliche Zuhörer vor ſich wußte; er verließ den realen Boden der Tageswelt, und erhob ſich in ideale Gebiete der Staatskunde, der Sittenlehre, der Geſchichte. Was er ſagte, waren meiſt Bruchſtücke ſeines großen Entwurfs einer Republik, die als Ganzes von ihm ſelber wohl nur als

Hirngeſpinnſt bezeichnet wurde, deren Grundlinien aber und einzelne Beſtandtheile er in jedem gegebenen Staate wiederfand, ſchwächer oder ſtärker, wonach ſich denn auch die Stufe der Entwicklung beſtimmen ſollte, auf der ſich ein Staat befände, je nachdem er viel oder wenig von jenem Ideal darſtellte. Daß er hiebei auf die ſeltſamſten Dinge kam, unerhörte Verknüpfungen machte, und von Paradoxen zu Paradoxen ſich verſtieg, braucht kaum noch geſagt zu werden. So ſtand ihm z. B. Rußland in gewiſſen Beziehungen, doch freilich nur in dieſen ſcharfbezeichneten, dem Staatsideale weit näher, als Deutſchland und ſogar England; in andren Beziehungen wieder waren ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Beiſpiel des ganz Verwerflichen. Genug, man konnte von ihm ſagen, wie Schiller's König Philipp vom Marquis Poſa, daß die Welt in dieſem Kopfe ſich ganz anders abgebildet habe, als in jedem andern! Ich ſchrieb mir manches von ſeinen derartigen Aeußerungen auf, und kann daher einige Beiſpiele davon, faſt in ſeinen eignen Worten hier mittheilen. „Alle gemäßigte Monarchie, ſagte er eines Abends, iſt nur als Stufe zur Republik zu betrachten; der Fürſt iſt das ſinnliche Zeichen, deſſen das Volk zur Ehrfurcht für das Geſetz bedarf; kommt einmal das Volk ſo weit, dieſe Ehrfurcht für das Geſetz ſelbſt zu hegen, ſo wird der Fürſt unnütz, und die Republik iſt da. Schlimm aber iſt es, wenn das Zeichen unnütz erſcheint, ehe der Sinn für das Weſen reif iſt, wie jetzt in England, wo der Geringſte im Volke weiß, daß ſein König wahnſinnig, daher für das Land wie gar nicht da iſt, und doch der Staat zuſammenhält. Fände ſich dagegen ein Volk ſo reif, republikaniſch ſein zu

können, und ſo weiſe, freiwillig auf jener Stufe der Annäherung zu bleiben, ſo könnte man von ſolchem wohl die größten Erſcheinungen der Geſchichte erwarten.“ Ein andermal ſagte er: „Die Freiheit iſt untheilbar; wo man ein Stück von ihr zuläßt, da folgt unabwendbar das Ganze nach; jede einzelne ihrer Inſtitutionen zieht die andern mit ſtiller Gewalt heran. Volksbewaffnung, Bürgervertretung, Preßfreiheit, all dergleichen iſt ein Zweig der Freiheit, meint man den einen zu nähren und zu treiben, ſo nährt und treibt man alle andern mit, und unverſehens grünt und blüht der ganze Baum. Es iſt in dieſem Sinne ganz artig, daß die franzöſiſche Republik ſich jene Eigenſchaft, die doch nur von der Freiheit ſelber gilt, angemaßt, und ſich une et indivisible genannt hat.“ Dieſem Gedanken reihte ſich ein ähnlicher an: „Staaten ſo wenig wie Menſchen, ſagte er, können iſolirt ſich bilden und fördern; ſie verfallen in dumpfe Trägheit oder in wilde Wuth; es fehlt ihnen Tauſendfaches, was nur bei nachbarlichem Wetteifer erzeugt wird und beſtehen kann. Für die Vereinigten Staaten iſt es ein großes Glück, daß neben ihnen andre Freiſtaaten entſtehen, denn wiewohl jene noch vortheilhaft genug eine Mehrheit in ſich ſelber darſtellen, ſo ſind ſie doch ſchon ſehr in Einſeitigkeit erſtarrt, und bedürfen neuer Anfriſchung. Deßhalb konnte auch die franzöſiſche Revolution nicht gleich gelingen: Ein Volk für ſich allein kann ſo etwas nicht ausführen; man ſagte immer, Frankreich ſei zu groß für ſeine neuen Staatsformen, ich ſag' im Gegentheil, es war zu klein! Aber jetzt, da die Revolution nicht mehr ein iſolirtes franzöſiſches Faktum iſt, da ganz Europa willig oder gezwungen daran Theil genommen

hat, und noch nehmen wird, jetzt kann es gelingen, da
ſie als das gemeinſame Werk ſo vieler Völker ſich b
währt und behauptet; die Völker von Europa gehör
mehr zuſammen als man glaubt, ſie gehen im Ganz
nach derſelben Richtung, nach denſelben Grundſätzen.
Solche Ausſprüche könnten ergiebige Texte mannigfach
Erörterungen werden, worauf wir uns doch hier natürli
nicht einlaſſen. Als ich ihm den Fortſchritt pries, d
doch darin liege, daß, ohne allen Zwang, wenigſte
ſichtbaren und handgreiflichen, der König von Frankrei
ſeinem Volke freie Inſtitutionen verheiße, rief Schlabre
dorf ſtürmiſch aus: „Ja wohl ein Fortſchritt, aber ke
Verdienſt! Fürſt und Volk ſollen zuſammen komme
das iſt unwiderruflich; ſteigt nun der Fürſt nicht eini
Stufen hinab und giebt, ſo ſteigt das Volk einige hina
und nimmt; die Sache bleibt dieſelbe.“ Dann ſagte
wieder: „Die Fürſten können den Völkern nicht helfe
ſie dürfen ſich ihrer Macht auch um der Völker wille
nicht begeben, denn die Uebergänge, einmal begonnen, ha
nachher niemand mehr in ſeiner Gewalt, und ſie könne
eben ſo gut zum Verderben als zum Heile führen. Drum
wer ein rechter Fürſt iſt, der bleibe es, und regiere kräf
tig fort, dann wird das Volk auch im Gehorſam ſich fre
fühlen.“ Er verlangte, die Staatsverfaſſung ſolle nie
manden zwingen wollen, frei zu ſein: „Mögen auch i
der Republik Alle, die dazu Luſt haben, ſich zu Knechten
Kriechern und Schmeichlern machen! Aber das verlan
ich vom Staate, daß ſeine Formen von der Art ſin
um einem jeden zu erlauben, ohne grade ein Hel
und ſtets kampf- und ſchlagfertig zu ſein, doch immu
frei und würdig zu leben; dieſen großen Vorzug h

England, dem ehemaligen Frankreich aber fehlte er ganz.“ Menſchenfreundliches Wohlwollen war ein Hauptzug in Schlabrendorf's Staatsbildern; er verwarf es, daß Klaſſen oder Einzelne dem Staatszwecke zum Opfer fielen, er wollte Heil und Freude für Alle, ja ſeine Forderung freier Inſtitutionen geſchah nicht um des Kunſtwerks willen, das ſie darſtellen ſollten, ſondern weil er jeden einzelnen Menſchen dabei betheiligt ſah; „denn der Menſch entbehrt des höchſten Lebensreizes, ſagte er, wenn er nicht einem freien Gemeinweſen in thätiger Mitwirkung und höchſter Selbſtſtändigkeit angehören kann.“

Daß England im Kampfe mit Frankreich nicht unterlegen, freute ihn, beſonders da er dies Ergebniß ganz aus der Stärke herleiten durfte, welche den Engländern durch ihre Verfaſſung und Freiheit gegeben wird; allein auch die Gebrechen dieſer Verfaſſung und die Mängel dieſer Freiheit zeigte er ſcharfſinnig auf, und meinte, hier liege der Grund zu Englands einſtigem Fall, der nicht ausbleiben könne. „Und — ſetzte er mit prophetiſchem Tone hinzu — nie wird Englands Macht größer, nie glänzender und furchtbarer geweſen ſein, als am Tage vorher, ehe ſie zuſammenbricht.“ Er wandte den Spruch des Römers vom römiſchen Reiche „Jam magnitudine laborat sua“ auf England an. „Uebrigens merkten, ſagte er, die geſcheidteren Engländer es ſchon lange genug, wo es ihnen fehle, und daß ihr Land in vielen Dingen zurückgeblieben, daß es ſtarke Schritte machen müſſe, um den Nachbarn — den Beſiegten — wieder gleich zu kommen. Die Ertheilung der Bürgerrechte an die Katholiken, die Zufriedenſtellung Irlands, und die unausweichbare Parlamentsreform, würden nicht bloße

Schritte, ſondern wahre Sprünge, halsbrechende Sprünge ſein.

Reizende Schilderungen wußte er von dem Leben im Staate zu machen. Er nahm darin vier Stufen an, die des Jünglings, der aufſtrebt und lernt, des Bürgers, der ſeine ſelbſtſtändige Freiheit hat und ausübt, des Staatsbürgers, der an der Verwaltnng thätig Theil nimmt, zuletzt des Altvaters, der als zurückgezogene ephoriſche Weisheit und Erfahrung, ohne Mitſtreben des Ehrgeizes, nur noch durch Rath und Vermittlung einwirkt. In dem Altvater malte Schlabrendorf in belebten, großartig rührenden Zügen unwillkürlich ſein eignes Bild aus. „Wenn die Menſchen, ſagte er, bei ſolcher geſetzlich eingeführten Abſtufung, dann nur nicht über das rechte Maß hinaus auf derſelben Stufe verweilen wollten, ſondern einander zu gehöriger Zeit Platz machten, ſo könnte jeder Menſch, der lange genug lebte, ſie alle durchgehen, jeder am Gemeinweſen nach ſeiner Gebühr Theil haben, und ſo die höchſte Fülle menſchlichen Kraftgenuſſes und ſchönſter Lebensausſtattung empfinden, deren Reichthum man jetzt kaum ahndet.“ Wenn im Staat ein Altvaterſtand beſtimmt würde, dann, meinte er, käme auch wieder das Alter zu Ehren, dem man jetzt ſchon deßhalb wenig Achtung bezeige, weil es ſie nicht einmal annehmen wolle, weil es ſich ſelbſt lieber verläugne. Eine Hauptſorge des Staates müſſe ſein, die Männer nicht zu lange über ihre Lebensfriſche hinaus in Aemtern hinaltern zu laſſen, zu denen jüngere Rüſtigkeit erfordert werde, hier ſei es am angemeſſenſten, goldne Brücken zu bauen für die, welche ſich zurückzögen; es würde ein großes Verdienſt ſein, zu dieſem Zwecke große

Stiftungen zu machen. Er meinte auch, es würde sehr angemessen sein, wenn in einem Parlamente sich eine permanente Opposition aus lauter Altvätern bildete, die freiwillig aus den Aemtern getreten wären, und keine mehr begehrten.

Ich verweile vielleicht manchem schon zu lange bei der Mittheilung dieser Urtheile und Träume des liebenswürdigen Altvaters; allein außer dem Werthe, den sie an sich haben mögen, besitzen sie an dieser Stelle einen örtlichen, den ich durch nichts ersetzen könnte, und doch ungern vermissen würde. Sie kommen mir vor wie hohe Schattenbäume, zu deren stillem Dunkel man sich gern einige Augenblicke zurückzieht aus dem heißen Staub und Lärm so vieler Leidenschaften, scheinsamer Aeußerlichkeiten, leichtfertiger und unwürdiger Spiele, welche jeden ermüden, der sich durch ein Stück Pariser Leben drängt. Mir waren jene Gespräche und Gedanken wirklich eine Zuflucht und Kräftigung, und wenn ich in später Nacht von dem Hotel des Deux-Siciles durch die einsamen Straßen heimging, so fühlte ich, daß ich ein Pfund bei mir trug, das der Zerstreuung und Auflösung des wiederkehrenden Tagelebens ein heilsames Gegengewicht hielt.

Mir war aber noch eine stille Zuflucht andrer Art beschieden. Ich hatte nämlich den Ritter von Reinhold aufgefunden, der mir, seit ich ihn zuletzt in Hamburg gesehen, lange Zeit wie verschollen gewesen war. Ich wußte, daß er von Berlin, wohin er als Gesandter des Königs von Holland gegangen, bald wieder war abgerufen worden, weil Holland aufgehört hatte, ein selbstständiger Staat zu sein, sondern mit allen seinen Beamten in das ranzösische Reich übergegangen war. Reinhold hatte seine

Trauer über dies Ereigniß nicht verhehlt, und bezeigte wenig Neigung, dem Kaiser Napoleon zu dienen, sollte aber in Paris abwarten, daß ihm eine neue diplomatische Stellung zu Theil würde. Man hatte von seinem Talent und Karakter die beste Meinung, doch weil er sich um keine Gunst bewarb, noch sonst Schmiegsamkeit zeigte, so ließ man ihm nur ein geringes Wartegeld, von dem er nicht leben konnte, und dessen Auszahlung öfters unterblieb. Er trug die Ungerechtigkeit ohne Murren; sie überhob ihn lästiger Amtsthätigkeit, die man ihm hätte zumuthen können, und die nöthige Aushülfe suchte er in litterarischen Arbeiten. So lebte er zurückgezogen mit Frau und Schwester und zwei liebenswürdigen Kindern in einer bescheidenen Wohnung der Vorstadt, beschränkt, arbeitsam, nicht ohne Sorgen, aber befriedigt in seiner glücklichen Häuslichkeit, durch sein reines Bewußtsein getröstet, und ermuthigt durch seinen stets frischen Geist, seinen klaren und sichern Ueberblick der Weltverhältnisse, die er ihrem nahen Umschwung entgegen eilen sah. Seine Gattin und seine Schwester stimmten mit ihm völlig überein, und es war eine Freude, diesen stillen heitern Kreis zu sehen, der ein ganz deutsches Leben hegte, und in seiner Beschränktheit nicht nur behaglich, sondern auch noch geschmackvoll erschien, ja die höchste Vornehmheit in den Gesinnungen bewahrte. Ich besuchte diese Familie fleißig; mit Reinhold hatte ich so viel gemeinsam erlebt, so viel, was uns gesondert betroffen, nachzuholen, und nicht weniger rief die Gegenwart lebhaften Austausch der Ansichten und Bemerkungen hervor; in sehr vielen Wahrnehmungen und Urtheilen konnten wir uns wechselsweis

eſtätigen, wo wir verſchieden dachten, war es ohne rennenden Widerſpruch.

Eines Abends kam ich zu Reinhold, mich von der rmüdung des Tages und von den widerwärtigen poli-iſchen Eindrücken, die mir von Franzoſen und Deutſchen chlich zugekommen waren, zu befreien und auszuruhen. s war ſchon etwas dunkel, Reinhold und ſeine Schwe-r befanden ſich im Grunde des Zimmers, Frau von einhold aber ſaß mit dem einen Kinde auf einer Fuß-ank am Fenſter, ihr gegenüber eine fremde Dame, und h ebenfalls rückte meinen Stuhl hier an. Nach einer Weile begann die fremde Dame etwas zu erzählen. Ihr ſtes Bewegen und ihr erſtes Sprechen ſchreckte mich uf, wie von einem Pfeil getroffen nahm ich mich zu-ammen. Ich war in einen Wirbel dunkler Erinnerung ogen, dieſe Art, ſo ganz ungewöhnlich und eigen, war ir tief bekannt. Ich hörte und ſann mit geſpannter Auf-erkſamkeit, endlich, nach langem Zweifeln und Schwan-n, frag' ich unwillkürlich: „Sind Sie nicht eine Schwe-r von Clemens und Bettine Brentano?" Sie war es d ſie mußte es ſein, denn nicht auf Frankfurt allein örte dieſe Sprache, dieſe Eigenthümlichkeit zurück, ſon-rn gradezu auf jenen beſondern Familienboden. Es r Frau von Jordis, geborne Luiſe Brentano — unter n Geſchwiſtern Lulu genannt, — die jüngſte der be-den Schweſtern, und nicht die wenigſt liebenswürdige n ihnen. Dies Erkennen verurſachte eine angenehme ufregung, es war im natürlichſten Geleiſe ein harm-es Abenteuer. Nach einigem Hinundherreden darüber lt' ich nun auch meine Vorbegegniſſe, die mich mit r ihrigen zuſammengeführt, näher darlegen. Hier aber

mußt' ich in Verlegenheit ſein, denn ich kannte die Fa
milie in Frankfurt faſt gar nicht, und was ich mit Cle
mens in Prag und dann mit Bettinen in Berlin gehabt
war nicht eben von der Art, daß ich mich darauf hätt
mit gutem Gefühl berufen dürfen. Am Ende bekann
ich, daß es ſchlechterdings nicht angehe, mich ihr al
einen Familienfreund vorzuſtellen, eher vielleicht als eine
Familienfeind, wenn nicht auch das ſchon ihr gegenüb
eine Unwahrheit ſein müßte! Sie nahm den Schei
gütig auf, und eben ſo gütig den Ernſt, der ſich dam
verknüpfte und in Erörterung einiger früheren Lebens
umſtände auslief. Sie ſprach mit klarer Einſicht un
inniger Liebe von den Geſchwiſtern, wußte die Vorzü
anzuerkennen, die Sonderbarkeiten richtig zu erklären, un
verſetzte mir ſo meine Vergangenheit wohlthätig verſö
nend in dieſe Gegenwart, nannte mich aber dazwiſch
doch immer wieder den Feind. Das Ganze war höch
anmuthig, und alles Störende weit entwichen, auch Rei
hold's, denen im Anfange doch etwas bange geweſe
zeigten die heiterſte Befriedigung; es war ein Abend, u
deren das reichſte Leben nicht viele zu haben pflegt, u
aber auch dadurch merkwürdig, daß ſchon Einmal u
Aehnliches begegnet war, und ich in dieſem Falle w
derholt erfuhr, wie ſchön Unbefangenheit und Witz i
Vereine wirken.

Herr von Jordis, den ich bald kennen lernte, ha
früher am weſtphäliſchen Hofe zu Kaſſel in Geſchäft
ſich aufgehalten. Von dorther ſtand er mit dem, j
wieder in preußiſchen Dienſt zurückgekehrten Grafen v
Bülow in genauer Bekanntſchaft, und da ich ihren tr
lichen Geſprächen oft als Dritter zuhörte, ſo war ich b

in eine Menge Geſchichten eingeweiht, die man im friſchen Uebermuthe gar nicht bedacht war zu verhehlen, die aber in der Folge, als ſich alles beſann und zurechtlegte, nicht mehr erwähnt wurden, und für die man ſchwerlich, um ihre beſtrittene Wahrheit zu erhärten, dann noch die frühere Erzählung hätte als Zeugen aufrufen dürfen. Uebrigens konnte man damals und auch ſpäter durchgängig bemerken, daß den meiſten Deutſchen, welche ſich am weſtphäliſchen Hofe zuſammen gefunden, in der Folge ſtets eine gewiſſe Gemeinſchaft geblieben, gleichſam als Theilnehmern derſelben Myſterien, oder als mit demſelben Gebrechen Behafteten, bei denen ſich ein geheimes Einverſtändniß, ſelbſt wenn es ſich verläugnen möchte, doch in manchen ſtillen Zeichen wirkſam erhält. — Auch den ehemals weſtphäliſchen General Freiherrn von Hammerſtein ſah ich öfters in dieſem Hauſe, gedrückt von einem ſchweren Geſchick, das er in keinem Betracht verdient hatte. Die unglückliche Errichtung des Königreichs Weſtphalen hatte auch ihn, wie ſo viele wackre Männer, aus ſeinem natürlichen Verhältniß in dieſes aufgedrungene geriſſen, und als der Augenblick herannahte, dieſes Mißgeſchick durch freie That abzuwerfen, wich der falſche Boden unter ihm, während der rechte unerreichbar blieb. Seine großen Geiſtes- und Gemüthsgaben, ſeine Geſinnung und ſeine Willenskraft waren eines beſſern Looſes werth, von dem nur einigermaßen begünſtigt, er unfehlbar unter den ausgezeichnetſten Helden der deutſchen Sache geglänzt haben würde!

Inzwiſchen war nun auch der König Ludwig der Achtzehnte in der Hauptſtadt eingetroffen, und die franzöſiſchen Angelegenheiten zeigten eine mit jedem Tage

festere Gestalt. Die Emigrirten drangen von al
hervor, und nahmen Besitz, nicht von ihren
Gütern, denn das war auf keine Weise thun
von der Gunst, dem Einflusse, den Aemtern.
wetteifernd, rückte die Geistlichkeit in die Vor
die der Augenblick eröffnete; doch mußte sie
Klugheit und Schonung verfahren, denn der K
war ihr nicht günstig, und hielt nichts von i
meln, die er nur als politisches Hülfsmittel g
Er war ein Philosoph im französischen Sinne,
in unsrem Sinne ein Freigeist, der allen Kirch
verwirft. Seltsamerweise hatte man sogar, un
nige unter der Masse der Franzosen Anhänger
nen, diese Seite von ihm geflissentlich gerühmt,
ohne Erfolg, denn es schien darin eine Gewäh
daß die Priester kein schädliches Uebergewicht
erlangen würden. Doch im Allgemeinen war
Anfange die Stimmung kalt und mißtrauisch,
die Royalisten, die entschiedensten und heftigst
stens, vertrauten für ihre Sache mehr dem G
Artois und der Herzogin von Angoulême als de
selbst. Bei dem Volke machte die Persönlichkei
nigs keinen guten Eindruck; sie wurde bald C
frecher Bilder und Witzworte. Eines der S
die gegen ihn erschienen, im Vergleich mit ani
lustig als schlimm zu nennen, wurde noch am
Einzugs auf den Boulevards ausgetheilt, es
unter meinen Papieren verwahrt, und so mag
hier seine Stelle finden!

Louis XVIII.

Air: Quand l'Amour naquit à Cythère.

Je vous revois, peuple fidèle,
Qui m'avez donné mon congé,
Pardon . . . . . ma goutte habituelle
M'ôte le peu d'esprit que j'ai;
Les grands rois, les hommes de tête
Font le malheur de leur pays;
Pour être bon faut être bête,
(le peuple s'écrie:)
Vive le roi! Vive Louis!

Vous étiez las de la victoire;
Vous n'en aurez plus sous ma loi,
On vit bien plus longtems sans gloire,
J'ai soixante ans, regardez moi!
Je ne puis souffrir la vaillance.
Ça me fait mal de voir le sang,
J'arrive avec mon innocence,
Mes vertus et mon ruban blanc.

Bon jour, ma brillante noblesse!
Jadis vous m'avez planté là;
Mais aujourd'hui le péril cesse,
Je vous reconnais . . . . vous voilà!
Venez, ferme appui de mon trône,
Recevez le ruban de moi!
(les nobles s'écrient:)
Nous savons tous ce qu'en vaut l'aune,
Vive Louis! Vive le roi!

Das Gewirr des Pariſer Lebens wurde mir ſchon it jedem Tag unleidlicher, und ich ſehnte mich, unge-chtet mir des Guten ſo viel begegnete, oft genug nach er Abreiſe, die mir aber noch lange verſagt bleiben ſollte.

Um früher nach Deutſchland zurückkehren zu können, gab ich auch den Beſuch in London gern auf, und ſah mit Vergnügen, daß Tettenborn ſeine Gedanken gleicherweiſe ſchon anders gewendet hatte. Ich war der Unruhe und des Gepränges ſatt, neuer Anknüpfungen bedurft' ich nicht, am wenigſten ſucht' ich die hohen; die ſtillen und traulichen, die ich ſchon beſaß, die mir ein dauerndes Glück verhießen, waren allein vermögend, mich anzuziehen. Dennoch durft' ich die Gelegenheiten, die zunächſt auf meiner Bahn ſich darboten, nicht verſäumen. Ich wurde dem Könige von Preußen vorgeführt, der ſich meiner von Prag und Töplitz, und dann von Breslau her, gnädigſt erinnerte, und mir über meine Schilderung der hamburgiſchen Vorgänge im Frühjahr 1813 ein Wort des Beifalls ſagte, den mir bald darauf ein noch aus Chaumont erlaſſenes, nun erſt an mich gelangendes Kabinetſchreiben auch ſchriftlich ausdrückte. Den alten Feldmarſchall von Blücher beſuchte ich, um ihn doch auch hier geſehen zu haben; er war geſchwächt und verfallen, und fühlte ſich nicht mehr auf ſeinem natürlichen Boden, dieſe mannigfache Welt hatte ihm nichts zu bieten, als was den Huſarenoffizier in ihm reizen konnte, und in einen ſolchen verlor er ſich meiſt, wenn er öffentlich erſchien, ſofern man einen Gang durch den Garten des Palais Royal und ſein Verweilen an der Spielbank ſo nennen will. Gneiſenau war mir in andrer Art fremd, ich ehrte ihn hoch, aber ſein Umgang zog mich nicht an, ſeine Aeußerungen voll Haß und Grimm gegen alle Franzoſen konnten mir nicht gefallen, ſogar Stein war hierin billiger und beweglicher, ich konnte bisweilen entſchiedenen Widerſpruch gegen ihn wagen, und ſogar durchſetzen. Hardenberg und

Humboldt hatten alle ihre Zeit und Sorgfalt dem schwerringenden Friedensgeschäfte zuzuwenden; dies war auch der Fall bei Metternich, den ich nur noch ein paarmal sah und nur flüchtig sprach. Der Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg bezeigte mir bei gelegentlichem Begegnen ein herzliches Wohlwollen, und versprach mir von freien Stücken einige merkwürdige Papiere zur Geschichte des eben beendigten Krieges, im Fall ich darüber zu schreiben dächte; allein ich sah ihn dann nicht wieder, und er war auch schwer zu finden, da er meist von den höchsten Personen in Anspruch genommen war. Wenn ich schon diese allgemein verehrten, mir bekannten, wohlgeneigten Männer wenig aufsuchte, sondern zum Theil ganz vernachlässigte, so konnte mir der Vorschlag, dem Könige von Frankreich und den französischen Prinzen aufzuwarten, jetzt wohl nicht sehr genehm sein. Er kam von dem Grafen von Trogoff, der aus einem österreichischen Major schnell ein französischer Maréchal de Camp und Adjutant des Grafen von Artois geworden war; er schwamm im Glücke der neuen Herrlichkeit, im Taumel der größten Hoffnungen, und wollte mich aus guter Meinung dem Besten, was er kannte, nahe bringen. Doch ich lehnte sein Anerbieten bescheiden ab, und wollte auch ihn selbst lieber nicht wiedersehen, als mich in Gefahr setzen, mit ihm offenbar zu brechen, was bei der Verschiedenheit der Ansichten auf die Dauer nicht wäre zu verhindern gewesen. Ich vermochte nur nicht zu begreifen, wie der kluge, scharfsinnige Mann plötzlich alle seine Verstandesklarheit und Umsicht in blinde Verstocktheit hatte umwandeln können.

Wie freudig war mir dagegen das Zusammentreffen

mit dem Herzoge von Sachſen-Weimar, das ganz zu fällig im Palais Royal Statt fand! Ich war ſchon a ihm vorüber gegangen, er aber ſchickte mir nach und lie mich zurückholen; er hatte ſich zum Frühſtück bei Vé mehrere Gäſte beſtellt, und ich mußte nun Theil nehme vorher aber von allen möglichen Sachen und Perſon Auskunft geben, beſonders von Tettenborn, Bentheim Pfuel, und auch von Marwitz, den der Herzog gut k kannt hatte und deſſen Tod er ſehr beklagte. Ich wünſch zu wiſſen, was Goethe mache, und wie er wohl die neu Wendung der Dinge aufnehme; der Herzog aber ſa etwas empfindlich, Goethe ſchreibe ihm nicht. Mit Napoleonsverehrung würde es jetzt wohl aus ſein, mei einer der Anweſenden; der Herzog wandte ſich raſch u und erwiederte: „O ganz und gar nicht, da kennen Goethe nicht.“ Und er hatte Recht; ich hörte nach ei ger Zeit, daß er, als man in ſeiner Gegenwart auf d Gefallenen heftig losgezogen, erſt einige Zeit geſchwieg dann aber mit ſtrenger Ruhe geſagt habe: „Laßt mi meinen Kaiſer in Ruh!“

In dem wechſelnden Tagesgewühle konnte man kei nen Schritt gehen, ohne unvermuthet auf Bekannte z ſtoßen, oder von neuen Ankömmlingen zu hören. I Breslau, als der Krieg eben beginnen ſollte, hatte i Steffens zum Ausrücken bereit geſehen, und ihm ſcheiden die Hand gedrückt, jetzt, nach glücklich beendigten Fell zügen, konnt' ich ihm abermals die Hand unter herzliche Glückwünſchen bieten. Er hatte im ſchleſiſchen Heere g dient, in Blücher's Generalſtab unter Gneiſenau, u alſo den ſchärfſten und entſcheidendſten Ereigniſſen beig wohnt, und erzählte mir herrliche Züge aus dem Krieg

leben. Neu war mir auch die muntre Mittheilung, daß er im Rheiniſchen Merkur von Görres ein Gegenwort wider mich geſchrieben, denn von mir ſei doch ohne Zweifel ein Aufſatz in der Feldlager-Zeitung, der die Möglichkeit annehme, die Franzoſen könnten an die Stelle Napoleon's den Kronprinzen von Schweden wählen; das hatte Steffens beſtreiten wollen. Dieſe Plänkelei ſtörte unſern Frieden nicht, ich fühlte mich vielmehr geſchmeichelt, ſolchen Gegner aufgereizt zu haben. In die Klemme des Widerſtreites, der damals heftig zwiſchen Dänen und Schweden erregt war, gerieth ich noch oft, wiewohl ich durch Geſinnung partheilos dabei war und nach beiden Seiten freundliche Verhältniſſe hatte, wie ich denn auch in Paris mit dem däniſchen Geſandten General von Waltersdorf und dem ſchwediſchen Grafen Löwenhjelm in aller Unbefangenheit gleichmäßig verkehrte.

Immerfort erſchienen neuangekommene alte Bekannte auf dem Platz, und des Anrufens, Verwunderns, Begrüßens und Umarmens war kein Ende. Aus Berlin ſah ich Kieſewetter, dann Abraham Mendelsſohn, den lieben Freund und wackern Bürger, der mit vollem Zutrauen, und mit ganzem Bewußtſein der Gefahr, in der ſchlimmen Zeit alle ſeine Kräfte als Geſchäftsmann und all ſein erworbenes Vermögen ſo dem Heil des Staates zu Dienſte geſtellt hatte, daß bei unglücklicher Wendung der Sachen auch für ihn keine Rettung geweſen wäre. Für mich hatte er noch das beſondere Verdienſt, unter den zahlreichen Menſchen, denen ſeine Fürſorge und Aushülfe zu Gute gekommen, auch Rahel durch Rath und That freundlich beigeſtanden zu haben, deſſen wir ihm zeitlebens eingedenk geblieben ſind. Was wir zuerſt beſprachen,

war der Tod unſres Freundes Veit in Hamburg, u
ſo mußte man bei jedem frohen Begegnen immer a
einiges Leid hervortreten ſehen!

Erwähnen muß ich hier unter den preußiſchen A
kannten noch des Oberſten von Barnekow, des Oberſ
Grafen von Kalckreuth, des Rittmeiſters Grafen Archib
von Kaiſerling, des Oberſtlieutenants Grafen Herma
von Pückler, des Rittmeiſters von Goſchitzki, des Obe
lieutenants Karl von Noſtitz, wiewohl ſie zum Theil ni
in preußiſchen Verhältniſſen ſtanden. Pückler war A
jutant des Herzogs von Weimar, und ſeine vortheilha
Erſcheinung machte ſich wie immer geltend, von ſei
kriegeriſchen Kühnheit erzählte man glänzende Beiſpi
doch jetzt, im Frieden und in Paris, ſah man ſchon w
der mehr auf andre Auszeichnung, deren er keinen M
gel hatte. Noſtitz befeſtigte ſich mehr und mehr in d
Gedanken, nach Rußland zu gehen, wo er einen weit
Schauplatz ſeiner Thätigkeit zu finden hoffte; Paris g
ihm wenig Befriedigung, er mußte immer etwas ausg
beln und anſtreben, eine Klugheit ausführen, einen G
winn erlangen, und indem er dieſe ungeheure Lebens
wegung vor ſich ſah, mit der Gewißheit, darin müßt
alle Vortheile ſtecken, welche die europäiſche Welt irge
darbiete, empfand er ſtets den Verdruß, nicht die An
zu haben, durch welche ſich die verſchwemmten Gü
aus der Fluth herausziehen ließen. Zwei ſeiner Freun
wußten ſich anders zu helfen. Der Graf Karl von B
len hatte ſich treuherzig eingeſtanden, das Beſte von A
ris ſei eben das, was man genießen könne, und die V
feinerung der Küche, die Köſtlichkeit der Weine, die U
terhaltung in den Theatern, auf den Boulevards,

Tivoli, das alles dürfe den Sieger um ſo ausſchließlicher erfreuen, als gerade dies ſpäter in der Heimath nicht eben ſo zu finden ſein würde. Derſelben Ueberzeugung huldigte mit noch ſtärkerem Eifer der vormals ſächſiſche Major, jetzt ruſſiſche Oberſt von Boſe; er war mit in den Krieg gegangen, und bei Gelegenheit auch befördert worden, aber zu irgend einer Auszeichnung hatte er es nicht gebracht, und zum Unglück auch nicht das kleinſte Ordenskreuz erlangt. Er ſprach hierüber mit luſtiger Verzweiflung und knüpfte die Bemerkung an, da ſchon während des Krieges ihm die Rüſtigkeit eines Soldaten abgegangen, ſo wolle er ſich im Frieden, da ſie völlig unnütz geworden, nicht mehr deßhalb grämen, und ſeine Tage ſo gut hinbringen, als es ſein Körper fordere und erlaube. Demnach hatte er ſich bei Beauvilliers förmlich niedergelaſſen, wo er Morgens und Mittags ungeheure Mahlzeiten verzehrte; ſein ſtürmiſches Anpreiſen dieſes vortrefflichſten aller Reſtaurateure, ſeine überfließende Beredſamkeit über Tiſch, und ſein gutes Beiſpiel im Eſſen und Trinken, zogen zahlreichen Beſuch herbei, und während der dicke Boſe an ſeiner Tafel thronte, waren die Säle ſtets von deutſchen und ruſſiſchen Gäſten gefüllt, die hier am beſten zu ſpeiſen glaubten, oder auch ihm zuhören wollten, denn ſeine Erzählungen ebenfalls waren von der ausgeſuchteſten, üppigſten Zubereitung. Dieſe Herrlichkeit dauerte viele Wochen, endlich aber trat doch ein Tag ein, wo der Wirth, mit dem Nebenvortheil des Zulaufes nicht zufrieden, auch den beſtimmteren Lohn ſeiner Leiſtungen anſprach, und durch dieſen wunderlichen Einfall dem Ueberraſchten Eßluſt und Laune ſtörte. Glücklicherweiſe legte ſich die Hülfe hoher Gönner in's Mittel, um den tapfern

Boſe perſönlich, wenn auch ſein Name noch übel a
ſchrieben blieb, aus dieſem Gedränge herauszuziehen. A
ſagte, es ſei ſchade, daß er nicht beſſern Erfolg geh
denn unter allen Verbündeten ſei er doch der Einzige
weſen, der für die Leiden des Vaterlandes einige Ver
tung geſucht, der einzige, der es darauf angelegt h
den Feind aufzufreſſen! Er hatte aber nicht das Gl
auch nur die Erinnerung ſo guter Zeit lange zu genie
er ſank in Mißmuth und Schwäche, die Beredſam
verſiegte, die alte Spannung gegen Napoleon und
Franzoſen wollte ſich durch keine neue erſetzen laſſen,
ſo ſtarb er bald nach der Heimkehr ſtill und unbeach

Zahlreiche neue Bekanntſchaften, zwar nur vorü
gehende, aber das Herz innig erregende, machte ich d
Rahel, welche mir von Prag her ihre Jäger und F
willigen zuſchickte. Sie hatte, wie ſchon anderwärts
wähnt iſt, in Prag, wohin ſie geflüchtet war, auf ei
Hand eine Hülfsthätigkeit begonnen, die aus einfa
Anfängen in geräuſchloſem Walten zu dem reich
Wohlthun erwachſen war. Nicht der Kranken und V
wundeten allein, die, beſonders nach den Schlachten
Sachſen und Böhmen, in erſchreckender Anzahl nach P
gelangten, nahm ſie ſich mit kräftigſter Fürſorge zu
mäßig an, ſchaffte ihnen Nahrung, Kleidung, Unterku
ſo weit Mittel und Umſtände es nur zuließen, ſon
auch die oft eben ſo bedürftigen Geſunden, und vor al
die noch kaum Geneſenen, unterſtützte ſie mit jeder H
hülfe, die der Augenblick erforderte. Hunderte von pre
ſchen Freiwilligen, die meiſten guter Leute Kind —
man zu ſagen pflegt —, verſprengte, aus der Gefan
ſchaft befreite, aus den Spitälern entlaſſene, wurden

ihr mit Kleidung, Wäsche, Schuhen versorgt, sogar mit Waffen neu ausgerüstet, und dann mit Geld und Empfehlung den im Felde stehenden Truppen wieder zugefertigt. Um ihnen für mögliche Fälle auch in der Ferne Anhalt und Hülfe zu sichern, pflegte sie den Bessern die Namen derjenigen Freunde aufzuschreiben, die sie bei den Heeren wußte, und von denen sie überzeugt war, daß sie solche Anweisung ehren würden. Tettenborn, Bentheim, Bartholdy, Nostitz, Barnekow, gehörten hauptsächlich in diese Reihe, doch mein Name stand natürlich obenan. Diese auf die Freundschaft gezogenen Wechsel wurden unweigerlich angenommen, und oft in überraschender Weise geehrt. So lange der Krieg währte, und wir meist abgesondert, an der Niederelbe, in Dänemark, und zuletzt in der Champagne, hin und her zogen, kamen nur ein paar solcher jungen Leute in meinen Bereich; desto mehr hingegen zu Bartholdy und Barnekow, die ihnen reichlich schenkten, und besonders hat der letztere, in der Freude seines Herzens, und um Rahel's willen, ansehnliche Summen solchergestalt ausgetheilt. In Paris aber, dem allgemeinen Versammlungsort, trafen sie in großer Anzahl auch bei mir ein. Die jungen Leuten, wenn sie treuherzig ihren Gruß anbrachten und mir das Blatt vorzeigten, auf welches die geliebte Hand meinen Namen geschrieben hatte, rührten mich oft zu Thränen. Rahel hatte sich bei den meisten ein dankbares Andenken gestiftet, nicht durch ihre Gaben allein, sondern eben so und noch mehr durch die Beseelung, welche sie damit zu verbinden wußte. Den einen hatte sie durch Zuspruch getröstet und ermuthigt, den andern von schlechten Dingen abgehalten, einem dritten günstige Verhältnisse eröff-

net; ſie war mit den Eltern oder Verwandten in Briefwechſel getreten, hatte Nachrichten mitgetheilt, erwünſchte Sendungen veranlaßt; kurz alle die jungen Leute waren ihr ſo herzlich ergeben, und ſegneten auf's neue den theuren Namen, der ihnen zuletzt hier noch die erſprießlichſte Hülfe hervorrief; denn leider war für dieſe tapfere und preiswürdige Jugend nur ſchlecht geſorgt, und nach dem ruhmvoll beendigten Krieg und in der eroberten feindlichen Hauptſtadt waren ſie bedürftiger, als mitten in den Wechſelfällen der Feldzüge, ſie boten zum Theil den jammervollſten Anblick, und manche ſchämten ſich in ihrem ſchlechten Aufzug die Straßen von Paris zu betreten. Schlabrendorf, den ſein eigner Neffe, ein junger Uhlanen-Freiwilliger, von dieſem traurigen Zuſtande ſo vieler ſeiner Kameraden unterrichtete, that im Stillen viel Gutes; allein das Wirken Einzelner mußte doch immer nur beſchränkt bleiben.

Bei der großen Zahl angeſehener Perſonen, die ſchon theils durch Amt und Verhältniſſe genöthigt waren, offne Tafel zu halten, bei dem großen Eifer und der lockenden Gelegenheit zum gegenſeitigen Bewirthen, und bei ſo mannigfachen Anläſſen zu gemeinſamen Gaſtmahlen, war es ein ſeltner Fall, daß ich in einer Reſtauration für mich allein eſſen konnte. Doch erzwang ich es bisweilen, durch beſtimmten Vorſatz, aus Bedürfniß der Abſonderung und Freiheit. Aber auch dann hing der Erfolg noch von Umſtänden ab, in die man ſich ergeben mußte. So ſaß ich, eines Mittags bei Beauvilliers an meinem kleinen Tiſche, verdrießlich, und ganz behaglich dies ſein zu dürfen. Doch mußt' ich mir gegenüber bald einen fremden Herrn bemerken, deſſen Blicke mich ſcharf be-

obachteten, und mir bald so unbequem wurden, daß ich mein Mahl abkürzte und schon weggehen wollte; doch der Herr stand auf und trat mir entgegen. Er war eben erst seiner Sache gewiß geworden, und begrüßte mich mit meinem Namen. Auch ich erkannte nun ihn, es war Diebek, ein früher Studiengenosse aus der chirurgischen Pepiniere in Berlin, von Geburt ein Pole, und jetzt Generalchirurgus bei den polnischen Truppen. Ich freute mich unsäglich, ihn wiederzusehen, er war ein trefflicher Mensch, in seinem Fache von gründlichen Kenntnissen, mit einem edlen Triebe zu allgemeiner Geistesbildung. Eine nicht begünstigte Jugend und ein wenig anziehendes Aeußere hatten ihn keine glänzende Laufbahn hoffen lassen, doch war seine wissenschaftliche Tüchtigkeit durchgedrungen, und hatte in Verbindung mit seinem glühenden Vaterlandseifer, dem er, seit wieder ein Polen als Herzogthum Warschau erstanden war, ohne Rückhalt hatte folgen dürfen, ihn zu der höchsten Stufe befördert, er trug mehrere Ehrenzeichen auf der Brust, und genoß unter seinen Landsleuten eines verdienten Ansehns. Wir hatten viel mit einander durchzugehen, von den Anfängen unsrer Studien der Kantischen Philosophie bis zu den neusten Kriegsereignissen und politischen Erwartungen, wobei unsre Standpunkte sehr abweichende Schlüsse gaben. Die wunderbarste Erschütterung aber empfand ich, als er den Namen Marwitz nannte, und mir erzählte, wie er diesen habe kennen lernen. Ich wußte durch Rahel's Briefe, daß Marwitz in einem Reitergefecht an der Elbe von polnischen Uhlanen vom Pferde gehauen worden und mit vielen Wunden in Gefangenschaft gerathen war, daß ein polnischer Arzt ihn dann menschenfreundlich

gepflegt und zwei polniſche Offiziere ihn großmüthig unterſtützt hatten, wie er ſelber dies ſpäter, als er befreit nach Prag kam, Rahel'n dankbar angerühmt. Der Arzt war Diebek geweſen, und als ſich ergeben, daß er in Berlin ſtudirt, hatte Marwitz ihn gleich nach mir gefragt, und durch dieſe Berufung nur noch erhöhte Theilnahme empfangen, die beiden Offiziere aber waren jetzt auch in Paris, Oberſt Szymanowski und Oberſtlieutenant Skrzynecki, mit denen Diebek mich in der Folge bekannt machte, deren Namen ich jedoch nicht behielt, und bei ihrer ſpäteren verhängnißvollen Berühmtheit als ganz neue lernte, denn daß es jene wären die uns ſchon früher ſo werthvolle Männer bezeichnet, ergab ſich erſt lange nachher bei wiederholtem Durchleſen von Rahel's Prager Briefen, wo die Namen mit abſichtlicher Deutlichkeit ſtanden, weil ſie für alle Wechſelfälle des Krieges uns empfohlen ſein ſollten! Diebek verweilte nur noch kurze Zeit in Paris, er ging nach Polen zurück, wohin er viele Kiſten voll franzöſiſcher Bücher mitnahm, größtentheils klaſſiſche und wiſſenſchaftliche, als reiche Ausſaat höherer Bildung. Gleich den meiſten ſeiner Landsleute war er voll Zutrauen und Eifer für den Kaiſer Alexander, der die von Napoleon für Polen erweckten Hoffnungen großmüthig erfüllen wollte. Ich habe von ſeinem weiteren Leben, ungeachtet wiederholter Nachfrage, nichts mehr erfahren können.

Spät noch kam von Berlin der Geheime Staatsrath Stägemann, den der Staatskanzler wegen der innern Verwaltungsgeſchäfte zu ſich berufen hatte, und mit dem ich den ihm neuen Boden von Paris treulich durchſtrich. Die Oertlichkeit der geſchichtlichen Ereigniſſe ſprach

seinen dichterischen Sinn mächtig an, und mit Staunen und Beifall hörte er Schlabrendorf's wogende Beredsamkeit, welche die Bilder der Revolution in großen lebendigen Zügen anschaulich machte. Bei Tettenborn hatten wir andre, dem neusten Tage angehörige Unterhaltung, ausgezeichnete Militairpersonen aller Nationen kamen hier zusammen, und solche Gesellschaft war dem kriegerischen Sänger stets genehm, er liebte die Freimüthigkeit, den zwanglosen Sinn und frischen Humor, die sich mit der Tapferkeit so gern verschwistern. Herzerfreuend war es, unter den Deutschen so verschiedener Länder fast alle Trennung aufgehoben zu sehen, der gemeinsame, glückliche Heerzug schien alle bisherigen Gränzen ausgelöscht zu haben; auch hatten die Begebenheiten die Menschen gut durcheinander gerüttelt; alte Waffenbrüder aus Oesterreich begegneten einander in russischen, in preußischen, in englischen Uniformen, preußische Offiziere hatten für Rußland, hannöversche in Spanien gekämpft, die Baiern, Würtemberger, Sachsen, Badener, Hessen, alle waren mit Bestandtheilen gemischt, die früher in Oesterreich, in Preußen gedient hatten.

Zu meinem Bedauern war Reinhold inzwischen abgereist, und beinahe plötzlich, denn kaum zwei Tage vorher hatte er seinen Entschluß uns angekündigt und wenig früher ihn gefaßt. Aber meine herzlichen Glückwünsche begleiteten ihn, denn der von Napoleon zurückgesetzte und vergessene Ehrenmann hatte von andrer Seite eine so ungesuchte als verdiente Würdigung erfahren, die ihn zu seinen ursprünglichen, dem Herzen erwünschten und dem treuen Sinne angemessenen Verhältnissen zurückführte; der Prinz von Oranien, bald nachher den Thron des

neuen Königreichs der Niederlande einnehmend, hatte ſ
gleich, bei Prüfung der ihm zunächſt in Betracht geſte
ten Staatsdiener, den redlichen Sinn und die ausgezei
neten Fähigkeiten Reinhold's erkannt, und ohne Säum
ihn zu ſich nach dem Haag berufen, von wo gleich da
auf mein Freund mir noch nach Paris die gute Nac
richt ſchrieb, er gehe als Geſandter nach Rom.

Durch ſeine Abreiſe war mir eine große Lücke ve
urſacht, die ich möglichſt auszufüllen ſterbte. Der Bode
wo ich Frau von Jordis ſehen konnte, war bald und l
ſtens erſetzt, indem ich meine Beſuche bei ihr nun um
häufiger wiederholte. Hammerſtein, Rühle von Lili
ſtern, und andre Deutſche, beſonders Frankfurter, fand
ſich hier heiter zuſammen, und auch die Gegenwart ein
Franzoſen, den ein geſetztes und beſcheidenes Weſen au
zeichnete, ſtörte unſer geſelliges Behagen nicht, indem w
Alle in friedlicher Eintracht derſelben Liebenswürdigk
gleichmäßig huldigten.

Neben dieſem ſtillen Lichte flammte nun aber pl
lich eine ſprühende Fackel auf, und die Augen wurd
unwillkürlich zu dieſer Erſcheinung hingelenkt. Frau v
Stael war in Paris eingetroffen, hatte ein ſchönes Ho
bezogen und ihre Geſellſchaftsabende begonnen. Sie w
in früherer Zeit von den Royaliſten und Emigranten üb
angeſehen, die Bourbons hatten allerlei Groll, allein
lange von ihr durch Napoleon erlittene Verfolgung w
eine Art von Sühne geworden, und in den letzen Zeit
hatte die begabte Frau ſich offenbar um die Sache d
Hofes verdient gemacht, dabei waren ihr die alten Freun
aus der Revolutionszeit nicht verloren, die aus der K
ſerzeit hatten keinen Grund mehr ſie zu verläugnen, l

Fremden aber wetteiferten in Verehrung und Aufmerksamkeit. Sie hatte auf ihrer großen Fluchtreise durch Europa gesellig, litterarisch und politisch vielfach gewirkt und ihren berühmten Namen mit Hoffnungen verflochten, die jetzt großen Theils erfüllt waren. Der Kaiser von Rußland bewies für sie die größte Beeiferung und besuchte öfters ihre Abendgesellschaft, andre große Herren folgten dem allgemeinen Zuge, der Herzog von Wellington leuchtete den Engländern vor, Feldherren und Diplomaten aller Nationen drängten sich, die Litteratoren und Künstler hatten das unbestrittenste Anrecht, es war eine glänzende Hofhaltung, wie die Bourbons erlebte auch Frau von Stael ihre Restauration. Einen solchen Kreis in der Nähe zu betrachten, durft' ich mir nicht versagen, ich hatte sogar persönliche Aufforderung dazu. Durch August Wilhelm von Schlegel, bei dem ich zuerst ansprach, wurde ich sogleich angemeldet und eingeführt. Es war Vormittags, in einen Gartenzimmer, Frau von Stael in leichter Morgenkleidung trat uns von dem Garten her entgegen, einem frischen Zweig in der Hand, den sie eben von einen der draußen stehenden Orangenbäume abgepflückt hatte. Ich wußte genug von ihr, um durch nichts überrascht zu sein, es war wie eine alte Bekanntschaft, nur solche Unbefangenheit und schlichte Natürlichkeit hatte ich nicht erwartet, diesen großen Reiz und wohlthuenden Eindruck hatte mir niemand an ihr gerühmt. Sie wußte auch einiges von mir, sie hatte einige Erinnerung von dem Buche „die Versuche und Hindernisse", das in Coppet war gelesen worden, und von dem ich, nach Schlegel's Meinung, der alleinige Verfasser sein sollte. Ohne Zweifel hatte Schlegel ihr Gedächtniß hierüber eben

erſt aufgefriſcht, wie er ſie jetzt auch erinnerte, daß
ein Kriegsgenoſſe ihres Sohnes Albert geweſen; ſie wo
beeifert alles hören, was ich von dieſem wußte, wie
zuſammen gelebt, wie er ſich gezeigt, welche Meinu
man von ihm gehabt, was man von ihm gehofft. S
Umſtände des Zweikampfs, in welchem er getödtet w
den, mußte ich genauer angeben, ſie weinte, doch
ihrem Herzen wohl, daß er ſich als ein Tapfrer bewä
und weder Furcht noch Gefahr gekannt. Dieſer e
Beſuch war nur ſehr kurz, es kamen neue Anmeldun
und nachdem Frau von Stael mich noch zu ihren Ab
den verbindlich eingeladen, empfahl ich mich und Sc
gel begleitete mich, um ſogleich umſtändlicher zu ver
men, wie mir ſeine Herrin gefallen habe. Ich kon
ihn wohl zufrieden ſtellen, mir ſelbſt aber nicht verl
leu, daß Frau von Stael, ſo achtungsvoll und intereſſ
ſie ſei, mir doch eigentlich nicht gefalle, ich vermißte
muth, den lieblichen Ausdruck einer tiefen Seele;
Güte, Weichheit, Feinheit, die ich ihr zugeſtehen mu
waren mir dafür kein Erſatz. Ihr Weſen gab mir
Gefühl eines Zwieſpaltes, der keine Vermittlung fa
mir ſtand in ihr zugleich eine Fürſtin vor Augen
eine Bürgerfrau, und welches von beiden, oder ob
beides, nur Maske ſei, ſchwebte in drängſtigendem Zw
fel. Ihr Buch über Deutſchland, früher auf Befehl
poleon's zu Brei verſtampft, aber doch in einigen
drücken gerettet, war nun in mehreren gleichzeitigen A
gaben wiedererſchienen, und wurde allgemein mit E
geleſen und geprieſen. Mir war es ſchon von jener
heren Zeit bekannt, und ich konnte jetzt nicht milder
über urtheilen, als damals. Manches darin empörte m

die ſichtbare Unfähigkeit in philoſophiſcher Richtung war nur durch die Anmaßung übertroffen, mit der die unruhige Frau alles Betaſtete ſchon begriffen zu haben wähnte, in den äſthetiſchen Beziehungen erkannte man die Einſeitigkeit der auf Treu und Glauben angenommenen fremden Ausſprüche. In meiner damaligen Stimmung überwogen dieſe Gebrechen allen ſonſtigen Werth des Buches, den ich ſpäter gern anerkannt und einmal gegen Tieck, der jene Vorwürfe erneuerte, lebhaft und zu deſſen eignem Beifall vertheidigt habe; wenigſtens läßt ſich nicht läugnen, daß die Wirkſamkeit des Buches ungeheuer geweſen, und Folgen gehabt, welche von Deutſchen und Franzoſen gleich dankbar anzuerkennen ſind.

Um doch den perſönlichen Eindruck gleich friſch durch den litterariſchen zu vervollſtändigen, griff ich lieber zu dem Roman Delphine, der überdies, wie man verſicherte, das ideale Karakterbild der Verfaſſerin, ihre Gefühls- und Sinnesweiſe, vortrefflich ſchildern ſollte. Aber auch hier fand ich wenig Befriedigung; in dem großen Talent, bei der Macht der Gedanken und der Leidenſchaft des Herzens, die ſich in einer oft hinreißenden Sprache offenbarten, blieb mir immer etwas Störendes, was mich zu keinem rechten Genuſſe kommen ließ; mir gelang nicht, darüber völlig klar zu werden, und noch heute wüßt' ich es nur im Allgemeinen damit zu bezeichnen, daß man ſich nicht auf natürlichem feſten Boden fühlt.

Ich wagte nur Einmal bei Frau von Stael einen Abendbeſuch; eine glänzende, wogende, und doch verhältnißmäßig ſtille Geſellſchaft erfüllte den Saal, geſpannt und ehrerbietig lauſchte alles auf einzelne Stimmen, die

ſich in nicht eben lauter Weiſe vernehmen ließen. Der Kaiſer Alexander war zugegen und gab ſich liebenswürdig hin wie ein Gleicher unter Gleichem; doch hatte nur Frau von Stael vor ihm ihre völlige Freiheit, und nährte faſt allein das Geſpräch. Als ich ein wenig vorgedrungen war, hörte ich, daß die muthige Wirthin den hohen Gaſt über Negerſklaverei zu reden veranlaßte, und daß er mit Unwillen ſie eine Schändlichkeit nannte; ein Portugieſe — ich weiß nicht ob es der Marquis Marialva war — erlaubte ſich, dem Kaiſer vorzuhalten, in ſeinen Landen ſei doch Leibeigenſchaft; der menſchenfreundliche Herrſcher zuckte einen Augenblick, war aber gleich wieder gefaßt, und ſagte mit edler Feſtigkeit: „Sie haben Recht, in Rußland giebt es Leibeigene, aber der Unterſchied von ihnen zu den Negerſklaven iſt noch ſehr groß; doch will ich davon abſehen, und erkläre, daß auch die Leibeigenſchaft ſchlecht iſt, daß ſie abgeſchafft werden muß, und daß ſie mit Gottes Hülfe noch unter meiner Regierung aufhören wird.“ Ein Gemurmel des Beifalls verbreitete ſich durch den ganzen Saal, denn der Kaiſer hatte dieſe Worte laut geſprochen, nnd ſie wurden ſogleich weiter geſagt und erläutert. Ich war ſchon wieder zurückgedrängt, ich ſah keine Möglichkeit Frau von Stael auch nur zu begrüßen, die Hitze nahm überhand, und ich wählte den völligen Rückzug. An der Thüre traf ich mit Bartholdy zuſammen, der ebenfalls wegging; er ſchien von der Aeußerung des Kaiſers wenig erbaut, ganz und gar nicht aber von der Geſellſchaft, in der man, meinte er, wenn man nicht Fürſt oder Herzog ſei und drei bis vier Sterne habe, nur immer beſchämt und gedemüthigt daſtehe, ohne Vergnügen oder Nutzen, er werde gewiß nicht mehr hingehen.

Ohne grade seine Gesichtspunkte zu haben, ließ auch ich es bei diesem Einenmale bewenden, und sah leider Frau von Stael nicht wieder, was ich doch oft bereut habe, denn ihres näheren Umganges zu genießen, wäre mir in allem Betracht erwünscht und vortheilhaft gewesen.

Mir wollte es überhaupt mit französischen Bekanntschaften in Paris nie sonderlich glücken. Ich sollte bei dem Fürsten von Talleyrand eingeführt werden, man hatte ihm gesagt, daß ich seine Denkschrift über Kolonien — worin er nach Algier und Tunis deutete — übersetzt und mit einem Vorworte in Druck gegeben habe; allein ich dankte, mir war der Mann grade in dieser Zeit sehr zuwider. Gegen den Grafen Reinhard empfand ich ebenfalls nur Widerwillen. Gleicherweise, weil kein reines Verhältniß abzusehen war, versäumte ich Grégoire und Carnot, die mir doch weit wichtiger waren, und vernachlässigte Chézy und Say, denen ich sogar einige Neigung zugewandt hatte. Mit Boissy d'Anglas war ich ein einzigesmal zusammen, bei längerem Aufenthalt hätte ich mich ihm wohl genähert, so wie auch dem ernsten Lanjuinais. Aber mir kam es immer so vor, als könne ich alle diese Franzosen weit bequemer und kürzer in der deutschen Uebersetzung lesen, welche ich von ihnen in Schlabrendorf hatte, denn er war in der That ein Inbegriff und Auszug aller der Richtungen, die der Revolution angehörten. Nach meinen Bekannten am Hofe, Trogoff, Maisonfort, oder nach Chateaubriand, Ferrand, und andern solchen, hatt' ich noch weniger Neigung mich umzuthun.

Nun muß ich aber doch zu meiner Rechtfertigung anführen, daß ich in Paris keineswegs bloß der Zer-

ſtreuung lebte, ſondern auch ernſtlich beſchäftigt wc
Den politiſchen Fragen hätte ich wohl entfliehen möge
aber ſie thaten mir Gewalt an, und ich mußte mi
durch ſie durcharbeiten. Ich that dies in Briefen, A
ſätzen und Denkſchriften, die zum Theil an guten Ort
hervortraten und wirkten, um ſo beſſer vielleicht, als k
Name dabei genannt wurde. Eine Denkſchrift ſehr z
ten Inhalts, die ich zum Theil auf Stein's Aufforderu
abgefaßt hatte, legte der ruſſiſche General Laharpe d
Kaiſer Alexander vor, eine andre ging durch die Ha
des Fürſten Adam Czartoryski. Ich ſammelte und
reitete überdies ſchon jetzt Angaben und Hülfsmittel
einer kriegsgeſchichtlichen Darſtellung, und auch vergi
faſt kein Tag, ohne daß ich aus Schlabrendorf's G
ſprächen einiges niedergeſchrieben hätte. Bewegt u
erfüllt von ſolcher mannigfachen und oft anſtrengend
Thätigkeit empfand ich das ſtärkſte Bedürfniß, in de
ſcher Umgebung auszuruhen, und das Gefühl heima
lichen Behagens und ſtiller Sicherheit wenigſtens
Augenblicke hervorzurufen. Daher ich dem höheren G
lonleben größtentheils entſagte, und oft auf dem W
zu glänzenden Kreiſen wieder umkehrte, und zu deutſd
Freunden einlenkte.

Hiemit iſt einigermaßen auch erklärt, wie ſo ich
her noch nicht des Theaters zu erwähnen gefunden.
dem Pariſer Leben ſind die Theater ein täglicher Beſta
theil, der für alle Klaſſen die größte Bedeutung hat,
die Fremden und Ausländer mit unendlichem Reize wi
Glücklicherweiſe hatte ich dieſe Luſt bei meinem frühe
Aufenthalte hinlänglich genoſſen, und konnte mich
mit einigen ausgewählten Vorſtellungen von Talma, M

Mars, von Brunet und Potier begnügen. Am wenigsten konnte mich die Pracht der Oper und des Ballets locken, und oft ließ ich die mir angebotenen oder vorbehaltenen Plätze ohne die geringste Reue ungenutzt. Auch andere Vergnügungen und Lustbarkeiten raubten mir wenig Zeit; ich begnügte mich dergleichen einmal zu sehen, ohne den Wunsch des Genusses, oder gar der Wiederholung.

Die großen Ereignisse, und, nachdem ihr Ausgang sich im Allgemeinen entschieden, die tägliche Verarbeitung ihrer noch bewegten Einzelheiten, hielten Paris in einer Spannung, welche durch die Zahl und Verschiedenheit der hier ungewöhnlich zusammengedrängten Menschen noch verstärkt wurde. Solche Spannung wirkt durchaus kräftigend, aber sie pflegt, nachdem sie eine gewisse Höhe erreicht hat, plötzlich nachzulassen, und in weichliche Ermattung überzugehen. Dieser Uebergang wurde wohl schon von den Meisten empfunden, und mit ihm auch die stärkere Regung der Krankheitskeime, welche dann nicht säumen, aus ihrem Hinterhalt hervorzubrechen und das Leben in seiner Schwäche zu überfallen. Das Frühjahr war vorgeschritten, und der Kampf in der Atmosphäre zwischen Hitze und Kälte so heftig, daß es genug war, diese Luft zu athmen, um von katarrhalischen Uebeln ergriffen zu werden. Die Krankheit war fast allgemein. Einheimische und Fremde litten gleicherweise, doch besonders unsre jungen Leute, die in der Umgegend meist in schlechten Quartieren lagen, und sich wenig helfen konnten. Auch Schlabrendorf entging dem Uebel nicht, Tettenborn mußte sich niederlegen, und mich traf dasselbe Loos; doch nur auf wenige Tage, während deren ich die Del-

phine zu Ende las, eine Auswahl von Briefen der Frau von Sévigné, Duclos Geſchichte Ludwig's des Eilften und Chamfort's Schriften durchlief. Eine ſtarke Doſis Opium ſtellte mich raſch wieder her, und gab mir neues Zutrauen zu der Lehre Brown's. Auch Tettenborn genas bald wieder, und bereitete ſich zur Abreiſe nach Mannheim, wohin ich ihm ſpäter nachfolgen ſollte, denn einige wichtige Geſchäfte mußten mich noch eine Weile in Paris zurückhalten.

Mir war dies um ſo peinlicher, als der Aufbruch faſt allgemein war, und alles ſich zur Abreiſe, theils nach England, theils in die Heimath anſchickte. Hardenberg begleitete, wie auch Blücher und Gneiſenau den König nach England; mir gereichte zum Vortheil bei'm Abſchiednehmen ſeinen Schwiegerſohn bei ihm zu treffen, den baieriſchen General Grafen von Pappenheim den er ſehr liebte; denn der biedre und freundliche Mann früher im öſterreichiſchen Dienſte Tettenborn's Kriegskammerad, ſtellte mich durch ſein zutrauliches und doch rückſichtsvolles Benehmen ſichtbar in der Meinung des Staatskanzlers um einige Stufen höher. Ich empfing die günſtigſten Verſicherungen von Hardenberg, die er mir auch noch ſchriftlich zufertigen ließ. Doch fand ich einen merklichen Unterſchied zwiſchen dem ſchriftlichen Ausdruck und dem mündlichen, mein Wunſch, noch eine Zeit frei zu bleiben, wurde zugeſtanden, aber es lautete als hätte ich das Gegentheil gewünſcht, und müßte mich gedulden. Solcherlei Zeichen eines im Stillen wirkſamen Widerſinnes habe ich ſpäterhin noch oft genug in wichtigeren Dingen und erhöhten Maßen zu erfahren gehabt.

Auch Stein bereitete ſich ſchon zur Abreiſe. Sein

Geſchäfte in der Kriegsverwaltung deutſcher Länder waren noch nicht erledigt, und wurden jetzt wichtiger und dringender. Auch begleiteten ihn wieder ſeine treuen Gehülfen, Rühle und Eichhorn. Er war ungemein heiter. Eines Tages, da ich bei ihm zum Eſſen bleiben ſollte, aber es ablehnte, weil ich verſprochen habe, mit zweien Freunden bei Grignon zu ſpeiſen, mußte ich ſie ihm nennen, der eine war ein Philoſoph: „Da thäten Sie doch beſſer, rief Stein, Sie äßen bei mir, denn bei mir ſind Sie nicht in Gefahr verrückt zu werden", und nun ergoß er ſich in muntrer Schilderung deſſen, was er Metaphyſik nannte, ſie ſei bei den Menſchen das, was bei den Schafen das Drehen, doch ich wiſſe wohl gar nicht, was das ſei, ich ſolle ein Landwirth werden, da würd' ich ihn ſchon verſtehen! In dieſen Zorn hatte ihn ein Buch von Oken gebracht, das ihm in die Hände gekommen war. — Als ich ihn zuletzt mit Tettenborn beſuchte, um Abſchied zu nehmen, fanden wir Wilhelm von Humboldt dort, und es fielen wieder mancherlei ergötzliche Reden vor, bei denen Humboldt in gewohntem Uebergewicht erſchien.

Stein hatte mich immer mit ernſter Theilnahme nach Schlabrendorf gefragt, und öfters ein gefühlvolles Verlangen bezeigt ihn zu ſehen, aber ſich doch nie überwinden können, zu ihm zu fahren, der Gedanke mit Jakobinern, Bonapartiſten, und wer weiß was alles für Teufelszeug zuſammen zu treffen, war ihm zu widerwärtig. Schlabrendorf, der ſich ſchon entſchloſſen hatte ſeinen Bart abſchneiden zu laſſen und einige Beſuche zu machen, nahm es mit dem alten Freunde nicht ſo genau, und trat unvermuthet bei Stein in's Zimmer, als dieſer

eben im Begriff war abzureiſen. Der alte Freund ſah wohl anders aus, als vor ſo vielen Jahren, wo Stein ihn zuletzt in England geſehen hatte, er mußte ſeinen Namen nennen, worauf denn Umarmung und freundliche Grußesworte folgten. Bald aber bemächtigte ſich Stein's einiger Unmuth, und die folgenden Wechſelreden ſind wörtlich aus der Erzählung Schlabrendorf's, der mir gleich nachher das Vorgefallene mittheilte. Stein. „Aber warum kommen Sie auch grad' erſt jetzt, da ich gleich in den Wagen ſteigen muß! Schlabr. Das hab' ich denn doch wohl nicht berechnen können! Und reiſen Sie nach Frankfurt wie ich gehört habe? Stein. Ja, ich mag nicht mit nach England, mich vom Prinz-Regenten begaffen zu laſſen. Schlabr. Späterhin aber rufen Ihre Dienſtgeſchäfte Sie wohl nach Wien? Stein. Dienſtgeſchäfte? Ich habe keine, ich diene niemanden. Schlabr. Schon recht, weil Sie Allen dienen. Das iſt eine republikaniſche Geſinnung, die mag in Deutſchland vielfältig noth thun. Stein. Aber wir wollen keine Republik in Deutſchland. Schlabr. Nun, Sie haben ſich doch der freien Städte treulichſt angenommen. Stein. Das iſt ganz was anders. Schlabr. Ich will auch gar nicht eigenſinnig ſein, und will die Republik fallen laſſen, aber republikaniſche Geſinnung werden Sie doch in keinem Staat entbehren können, und jeder Fürſt muß ſie im eignen Intereſſe wecken und nähren. Stein. Was Sie meinen, erkenn' ich an, aber wir haben andre Benennung dafür, wir nennen's Gemeinſinn. Schlabr. Auch gut, und mir um ſo lieber, weil es deutſch iſt, nur verſtehen die Deutſchen nicht immer das Deutſche ſo recht." —

Die Scheideſtunde war herangerückt, und die alten Freunde

ſagten einander Lebewohl. Zum Schluſſe rief Stein noch: „Auf Wiederſehn in Deutſchland! Denn wenn Preußen ein Parlament erhält, dann kommen Sie doch, und werden Präſident? des Ober- oder Unterhauſes, wie Sie wollen!“ — Sie ſahen einander nicht wieder. —

Schlabrendorf ſah ſich auch zu Beſuchen bei Hardenberg und Gneiſenau veranlaßt. Beide waren im Auftrage des Königs bei ihm geweſen, und hatten ihm mit deſſen Danke zugleich das Eiſerne Kreuz überbracht. Der König wollte dadurch den vaterländiſchen Eifer und die großmüthigen Aufopferungen anerkennen, durch welche Schlabrendorf um die preußiſche Sache ſich ſo vielfach verdient gemacht. Die Stiftung des Eiſernen Kreuzes hatte ihm gleich ungemein gefallen, und wiewohl ſonſt kein Freund von Orden, ließ er dieſen doch vollkommen gelten. Aber nie war ihm in den Sinn gekommen, ſelber ſo geſchmückt zu werden, und die Sache überraſchte und freute ihn, obgleich ſie ihn auch etwas verdroß, letzteres eben deßhalb, weil ſie ihn freute. Dieſes Gemiſch in ſeiner Empfindung war auch wohl Urſache, daß er mir bis dahin von dem ganzen Vorgange lieber gar nichts geſagt, und mich ihn erſt jetzt wie zufällig erfahren ließ. Bei Gneiſenau wurden ebenfalls, wie bei Stein, ſcharfe Reden mit guter Laune ausgetauſcht, die mir Schlabrendorf nachher wiederholte, von denen ich aber nichts aufgezeichnet finde; ich erinnere mich nur, daß er mit Vergnügen anmerkte, bei einigen ſeiner Aeußerungen, welche Gneiſenau mit ernſter Miene ruhig angehört, hätten die jungen Adjutanten ſich des Lachens nicht erwehrt.

Der Frieden mit Frankreich war schon so gut wie geschlossen, man erwartete täglich die Unterzeichnung. Was von den Bedingungen verlautete, wollte jedoch weder den Franzosen noch den Deutschen genügen; nur die Engländer schienen erlangt zu haben, was ihnen gebührte und genehm war, nächst ihnen waren die Russen am meisten befriedigt; für Preußen, überhaupt für Deutschland, blieb noch manche Ungewißheit, deren Lösung auf den Kongreß verschoben wurde, der im Sommer zu Wien Statt finden sollte.

Von Napoleon, der auf der Insel Elba sich ruhig verhielt, hörte man wenig; sein österreichischer Begleiter auf der Reise nach Elba, Graf Karl von Clam-Martinitz, erzählte mir von den wunderlichen Auftritten, die sich unterwegs ereignet hatten, von dem Hasse, der sich gegen ihn gezeigt; jedermann glaubte seine Rolle zu Ende, und niemand wollte des Vertrags von Fontainebleau eingedenk sein, dessen Erfüllung die Bourbons ohnehin verweigerten. Plötzlich aber rief ein erschütternder Schlag den Namen Napoleon's für einen Augenblick auf's neue in's Gedächtniß, und regte zu tiefen Betrachtungen auf. Die Kaiserin Josephine, Napoleon's geschiedene Gattin, starb am 29. Mai in Malmaison, sehr schnell an dem herrschenden Uebel, das auch sie, doch anfangs nur sehr gelinde, befallen hatte. Der Kaiser von Rußland war ihr besonders günstig gewesen, die Bourbons nahmen sich ihrer an, sie sollte in den nächsten Tagen am Hofe Ludwig's des Achtzehnten erscheinen; während der Glanz des im Uebermuthe des Glückes treulosen Gemahls mehr und mehr erlosch, ging der Stern der Verstoßenen noch Einmal wieder auf. Doch nur auf kurze Frist! Ihr

Tod wurde von vielen Franzosen aufrichtig bedauert. Man überdachte den Eindruck, den die Nachricht auf Napoleon machen mußte. Viele wollten die Nemesis erkennen, die ihm sage, es sei mit seinem Glücke vorbei, und die ihn furchtbarer Reue überliefere; Andre wollten darin die rächende Strafe für Josephinen sehen, weil diese den Feinden des Gemahls sich befreunden wollte, ja man beschuldigte sie, am meisten zu seinem Sturze beigetragen zu haben, denn sie zumeist habe die Ideen in ihm genährt, die ihn das Faubourg Saint-Germain begünstigen und eine zweite Heirath wünschen ließen.

In den nächsten Tagen begann der fast allgemeine Aufbruch nach England, auch die nur kürzlich erst angekommenen Prinzessinnen von Kurland reisten dorthin, wiewohl sie ungern Paris so schnell verließen; mit der Herzogin von Accerenza war die Gräfin von Plettenberg gekommen, die wir noch vor wenigen Monaten auf ihrem Landsitze bei Münster besucht hatten. Das Wiedersehn nach solchen Umwandlungen aller Dinge, nach so großen Gemüthsbewegungen der Furcht und Hoffnung, hatte einen Reiz, der sich mit nichts vergleichen läßt.

Nur wenige Tage, so schien es, hatte ich noch in Paris zu verweilen, um einige militairische Ausfertigungen, die sich in den Kanzleien hinschleppten, abzuwarten, und meine Ungeduld hatte längst alles, was von meiner Seite geschehen konnte, zur Abfahrt vorbereitet. Allein mir sollte dies ersehnte Glück so schnell noch nicht gewährt sein. Meine Genesung, anstatt sich zu befestigen, ging sichtlich abwärts, und die nicht geheilte, nur unterdrückte und dadurch verschlimmerte Krankheit brach in

einem Rückfall neuerdings heftiger aus. Das Katarrhalfieber war in ein nervöses übergegangen, und der herzugerufene Arzt Dr. Harbaur verrieth einige Bedenklichkeit. Eine Reihe sehr schlechter Tage ging vorüber; erst mit Beginn der Besserung ließ ich Schlabrendorf wissen, daß ich krank sei; er kam nun, und saß stundenlang vor meinem Bette, zu meinem unaussprechlichen Troste; seine Unterhaltung war die lieblichste, erfreuendste, und ganz meinem Zustande angemessen, sie wurde stärker und derber nach Maßgabe meiner wachsenden Kräfte. In den Stunden des Alleinseins labte ich meine Seele mit den heilsamen Eindrücken der Erzählungen Goethe's aus seinem Leben, wovon der dritte Theil eben herausgekommen und durch ein Wunder so früh nach Paris in die Hände von Henriette Mendelssohn gekommen war; das Buch konnte gewiß kein zweitesmal hier gefunden werden. Frau von Jordis und Henriette Mendelssohn sandten mir Erquickungen. Der wackre Arzt ließ es seinerseits an keiner Aufmerksamkeit fehlen; und so war ich binnen kurzem so weit, an die Abreise denken zu dürfen, die ich als die zuverlässige Ergänzung meiner Genesung ansah.

Der Abschied von Paris war mir leicht, der von den lieben Freunden schwer. Schlabrendorf gestand mir, er selber denke jetzt zum erstenmal ernstlich an die Rückkehr nach Deutschland; Paris, das er unter den schwersten Umständen ertragen, das er in den schlimmsten Zeiten noch stets geliebt, werde ihm jetzt zuwider, und hauptsächlich aus einem Grunde, der geringfügig erscheine im Vergleich mit andern Dingen, aber für ihn entscheidend werde; die neue Regierung hatte nämlich eine strenge

Verordnung wegen der Sonntagsfeier erlaſſen, und er ſah darin den Anfang eines Pfaffenregiments, einer nun unfehlbar einreißenden, von oben begünſtigten und gebotenen Gleißnerei und Scheinheiligkeit, das Schrecklichſte, was ſeiner Meinung nach einem Lande widerfahren könne, denn alle wahre Religion und Tugend, alle Redlichkeit im Staat und alles Glück der Familien gehe dabei zu Grunde. Die Leute, die für ihre Andacht ſo tiefe Stille und ſo große Anſtalten nöthig hätten, dünkten ihm in der Frömmigkeit noch ſo zurück zu ſein, wie jener Klempnermeiſter es im Schreiben war, der ſeinen Lehrburſchen in die Werkſtatt abſchickte mit der Weiſung, die Geſellen möchten doch eine Weile ſtill ſein, er habe eine Quittung auszufertigen! Dies mit anzuſehn, meinte Schlabrendorf, dieſe kirchliche Aeußerlichkeit als Frömmigkeit hinzunehmen, ſei ihm unmöglich, und grade weil die Sache ganz äußerlich hervortrete und täglich den Sinnen ſich aufdringe, werde ſie ihm zu täglich wiederholter Beleidigung. Als ich ſpäter in Berlin dieſe von Schlabrendorf angeführte Beweggründe zum Weggehen von Paris dem General von Kruſemarck wiedererzählte, tadelte dieſer ſie heftig, und meinte, was das den Alten denn anginge, dergleichen könne ihm ganz einerlei ſein, ſobald man ihn nicht perſönlich zu etwas zwingen wolle. Allein Schlabrendorf nahm die Sache höchſt ernſt und wichtig, als eine perſönliche und allgemeine. Genug er war entſchloſſen, Frankreich zu verlaſſen, und wollte zuerſt auf ſeinen Gütern in Schleſien nachſehen, was er dort etwa Nützliches unternehmen könnte. Es war ihm Ernſt genug, aber die Ausführung, gleich der ſo manches andern Vorſatzes, verlor ſich in der grübelnden Ueberlegung, in

welcher Weiſe die Sache am zweckmäßigſten zu thun ſ[redacted]i. Ich fand ihn das nächſte Jahr noch ſtets im Hotel d[redacted]es Deux-Siciles.

Am 16. Juni reiſte ich nach Straßburg ab, u[redacted]nd von hier ohne Aufſchub jenſeits des Rheins nach Bad [redacted]en-Baden, wo ich Tettenborn finden ſollte.

Der Wiener Kongreß.

1814. 1815.

Nachdem ich meine Aufträge in Hamburg glücklich ausgeführt und darauf in Berlin mich verheirathet, mußte ich sogleich wieder in den Reisewagen steigen, um nach Wien zu eilen, wohin ich durch den preußischen Staatskanzler beschieden war. Ich mußte um so mehr eilen, als ich den Umweg über Frankfurt am Main zu machen hatte, wo der General von Tettenborn mich erwartete. Mit ihm und dem Freiherrn von Ompteda, der sich anschloß, reiste ich ungesäumt weiter, und ohne Aufenthalt bis Wien, wo wir im Anfang des Oktobers eintrafen.

Meine Absicht kann hier nicht sein, eine Geschichte der Verhandlungen des Wiener Kongresses zu unternehmen; ein früher angekündigtes Vorhaben dieser Art mußte wegen der in unsern deutschen Verhältnissen unübersteigbaren Schwierigkeiten bald wieder aufgegeben werden. Auch zu einer vollständigen Schilderung der Zustände, zu einer durchgeführten Zeichnung der Personen würden mir zu viele Farben und Striche versagt sein, die Unzulänglichkeit der eignen Anschauung und Hand noch gar

nicht gerechnet. Aus dem Vorrathe persönlicher Eindrücke, welche für jeden Beobachter nach Stellung und Antheil sich sehr verschieden darbieten und beschränken, kann ich nur diejenigen hier zusammenreihen, an denen das ehemals Heißverfängliche heute schon etwas abgekühlt ist, also nur Bruchstücke von Bruchstücken, zu deren Ergänzung mancherlei erfordert wird, von dem es noch dahinsteht, ob und wie es geschrieben, oder das schon Geschriebene künftig eingetragen werden mag.

Ich hatte Wien oft und in günstigen Zeitpunkten gesehen, aber diesmal erkannte ich kaum die Stadt wieder. Die Volksmenge schien verdoppelt; Bewegung und Gedräng überall, und was für Bewegung und Gedräng der höchsten, vornehmsten Gäste, der namhaftesten, ausgezeichnetsten Personen, aus allen Gegenden hieher zusammengeströmt, aus den gebildeten, ansehnlichen, reichen Klassen. Europa hatte den Glanz seiner Throne und Höfe, das Machtansehen seiner Staaten, die Spitze seiner politischen und militairischen Verherrlichung, die höchste Bildung seiner Geselligkeit, ja die reichsten Blüthen aller Vornehmheit, Schönheit, der Kunst und des Geschmacks hieher geliefert, in dem Glück und Stolze des Sieges, in der Frische der Hoffnungen, des Eifers, meinetwegen auch des Wahnes, in der vollen Spannung allgemeinster sowohl als persönlichster Erwartungen. Und dies Gewühl fremden und neuen Lebens mischte sich zu dem heimischen und altgewohnten der Kaiserstadt, welche durch großweltliche Ueppigkeit, wie durch volksthümliche, durch Pracht und Behaglichkeit, und durch die Macht

ihres ganzen Eindrucks, allem aus der Fremde Herangedrungenen doch überlegen blieb, und ihre Sinnesart, Neigungen, Redeweise, mit sanfter Gewalt, unwiderstehlich mittheilte. Ich brauche nicht zu erwähnen, daß der Kaiserliche Hof für die große Anzahl seiner hohen Gäste mit ihrem mannigfachen kaum übersehbaren Anhang und Gefolge die glänzendste Aufnahme und reichste Bewirthung darbot; diese durch viele Monate gleichmäßig fortgeführte, und nur etwa durch besondre Festlichkeiten unterbrochene Anordnung setzte durch den Umfang und die Gediegenheit der, wie es schien, ohne Anstrengung aufgebotenen Hülfsmittel in Erstauuen; doch hatten sich Fremde und Einheimische dies nach vorhandenen Maßen allenfalls vorstellen können. Was ich aber hervorheben muß, was man sich nicht genug vergegenwärtigen kann, weun man es nicht durch Anschauung erlebt hat, ist die Atmosphäre des Wiener Lebens, das Element, in welchem hier die Tage hinschwimmen; die heitre, auf derben Genuß gerichtete Sinnlichkeit, die stark ansprechende Scherz- und Lachlust, die vergnügte, von Wohlbehagen genährte Gutmüthigkeit, der schon halb italiänische Müßiggang und die dazu gehörige schon halb italiänische Laune, die naive, ausdrucksvolle Mundart, so rundlich bequem hinzuwälzen, und doch so leicht in scharfen Witz zuzuspitzen, — diese Mundart, die etwas von ihrem Wesen jeder andern deutschen und auch der höchsten Sprachbildung unwiderstehlich mittheilt, — und so viele andere Weisen und Gebilde dieses altbestehenden Phäakenlebens, — alles dies gehört so eigenthümlich zu dem Wiener Kongresse, zu dessen bestimmter Physiognomie, daß er ohne diese gar kein zuverlässiges, lebendiges Bild mehr liefert. Daß dieses

Element bis in die politiſchen Verhandlungen und Beſchlüſſe unmittelbar eingedrungen, und auch dort ſeine Spur nachzuweiſen ſei, möchte ſich ſchwerlich behaupten laſſen, da vor der diplomatiſchen Schärfe ohnehin keine volksthümliche Farbe ſo leicht unzerſetzt beſteht; aber mächtig gewirkt hat dieſes Element ſicher auf alle Perſonen, die darin geathmet, und alſo gewiß auch mittelbar auf die Geſchäfte, welche von dieſen Perſonen geführt worden, und vielleicht in dieſer Hinſicht am bedeutendſten iſt der Wiener Kongreß eben der Wiener! —

In dieſem Gewühl unterzukommen und Weg und Stätte zu finden, war keine leichte Aufgabe. Für uns war glücklicherweiſe geſorgt; der General hatte reichliche Wohnung in einem der beſten Gaſthöfe lange vorher beſtellt, und auch hier, wie im Felde, war er für uns der Mittelpunkt eines erwünſchten Zuſammenlebens. Mir gereichte bald zum Vortheil, daß ich in Wien ſchon gewiſſermaßen heimiſch war. Ich erneuerte die mannigfachen früheren Wiener Bekanntſchaften, traf bei jedem Schritt unerwartet auf ſolche, die ich früher in andern Orten geknüpft hatte, und mußte neue eingehen, die ſich nur zu reichlich darboten. Alles ſchwamm in Glanz und Feſtlichkeit, die der Geſelligkeit eröffneten Häuſer wetteiferten in Aufnahme und Bewirthung der Fremden. Natürlich gab es hier vielfache Abſtufungen, es gab Kreiſe, wo nur die höchſten Perſonen untereinander verkehrten, andere, die mit den vornehmſten und reichſten Ariſtokratie ſtreng abſchloſſen, dann wieder ſolche, wo dieſe ſich mit der größern Geſellſchaftswelt miſchte, welche hinwieder auch, bei manchen Feſtlichkeiten allgemein, oder bei beſondern Anläſſen einzeln begünſtigt, in jene höchſten Säle Eintritt gewann.

Beim Fürſten von Ligne war großer Zudrang, den engen Räume kaum faſſen konnten. Der liebens-ırdige Wirth war für ſeine Gäſte wie immer an Geiſt Verſchwender, und Scherz und Laune unterhielten ein kändiges Feuerwerk; doch wie anmuthig und leicht der franzöſiſche Witz auch die Gegenſtände des Tages hin b her bewegte, man fühlte doch mitunter, daß die ıeſte Zeit eine ganz andere ſei als jene alte, und auf len Punkten ſchon unergreifbar weit von ihr ſich ge-ieben habe. Auch empfand der heitere Greis nur allzu r, wie der Sinn und Anſpruch der Jugend ohne ihre äſte eitel ſei. Er, der in jeder Auszeichnung, des Krie-, der Galanterie und des Hofes, glänzende Anbeter b Günſtling Katharinens der Großen, wie ſchien er ufen, jetzt ihren Enkel, den Kaiſer Alexander, in glei-r Weiſe mit den Huldigungen der feinſten Schmeiche-, der angenehmſten Unterhaltung zu umgeben, und im himmer dieſer Sonne ſelber in neuem Lichte zu ſtrah-! Eine gewiſſe Anziehung ſchien in der That vorhan-ı, allein die Helden ſo verſchiedener Zeitalter konnten leichter wechſelſeitig anerkennen als vereinigen, und treffliche Fürſt von Ligne, der ſich wie in Munter-ſo auch in Aufmerkſamkeit und Dienſt unermüdet ıeifen wollte, mußte bald aufgeben, mit der jungen ılt Schritt zu halten. Von den höchſten Perſonen ɔr vernachläſſigt, als ſeine Jugenderinnerungen ihn er-rten ließen, erhielt er wenigſtens daheim ſeiner ſcher-den Laune die gewohnte Uebermacht, ſpottete allerliebſt,) ſchickte die glücklichſten Witzworte aus, welche der ßen Welt zur Erinnerung dienten, daß ſein Geiſt an-ch da ſei. Man ſah über dieſe Oppoſition hinweg,

und ſeine Zimmer wurden nicht leer; ich ſah Menſch
des verſchiedenſten Schlages dort, die wohl öfters ve
wundert ſein konnten, ſich zuſammen zu ſehen. Jnd
ließen andere Anziehungen mich nach ein paar Beſuche
dieſen franzöſiſchen Kreis vernachläſſigen, wo meine eigen
liche Weide doch nicht ſein konnte.

Entſprechender meinem Sinn und Verhältniß w
das Haus der liebenswürdigen und feinen Gräfin, der
ich ſchon bei früheren Jahren erwähnt habe, und die ſa
im Ernſte den ſcherzhaften Namen „Königin" führte, w
denn dergleichen Koterienamen ſtärkere Lebenskraft i
Wien haben, als an irgend andern Orten. Sie beherrſch
durch den Zauber ihres Weſens ein weites Reich ve
Unterthanen, die mit ſeltner Treue an ihr hingen, u
in deren Zahl zu gehören auch mir zum Verdienſt u
Vortheil gerechnet wurde. Die größten Auszeichnung
der Wiener vornehmen Welt fanden ſich hier in tra
licher Weiſe zuſammen, in doch großer Miſchung, w
durch der Reiz des Umgangs nur erhöht wurde. Prin
Philipp von Heſſen-Homburg, Gentz, die Fürſten Eſte
hazy und Liechtenſtein, die Grafen Neipperg und Wa
moden, dazu die kurländiſchen Prinzeſſinnen, mögen b
ſpielsweiſe genannt ſein. Auch hier aber veränderte d
Kongreßzeit manches, und der freundliche deutſche T
ging in einen ſpitzern franzöſiſchen über, ſchon dadur
daß der Prinz Eugen Beauharnais, Napoleon's Stie
ſohn und geweſener Vicekönig von Jtalien, ſich beina
täglich einfand und manchen Anhang mit ſich zog. Di
Beimiſchung, wie artig und merkwürdig in manchem B
tracht, verwandelte den urſprünglichen Stoff nicht gü
ſtig, und das frühere Behagen war allerdings verminde

Ueberhaupt drückte das Gewicht der zahlreichen, hohen und mächtigen Fremden doch zuletzt alle Wiener Gesellschaft mehr oder weniger aus ihren Fugen, und mancher ältere Theilnehmer sehnte sich nach der Zeit, wo dieser erhöhte Glanz wieder erloschen sein würde. In diesem Betreff machte vielleicht nur grade das Haus eine Ausnahme, wo sie am wenigsten schien stattfinden zu können. Es war dasjenige, dem die Gräfin Julie Zichy, geborne Gräfin Festetics, als Frau und Wirthin vorstand, und wo die höchsten Monarchen gern in engerem Kreise zum Besuch erschienen. In dem reinsten Adel der Weiblichkeit strahlte hier die größte Schönheit, der Ausdruck der Unschuld und Tugend in aller Fülle der Weltbildung. Die Gegenwart der höchsten Gäste schloß natürlich andere aus; doch konnte die herrliche Erscheinung bei vielen Anlässen auch der allgemeinen Bewunderung sich nicht entziehen, und der äußere Anblick schon bestätigte jeden vernommenen Ruf der innern Vortrefflichkeit. Als wenige Jahre später, noch in voller Jugendblüthe, dieses Leben gebrochen wurde, schien der Bildner, der die Scheidende in der Gestalt eines der Erde entschwebenden Engels darstellte, auch hierin nur eine schlichte Wahrheit auszudrücken. Ueber dieses kurze, aber schöne und reiche Leben ist ein brieflicher Aufsatz Friedrichs von Schlegel vorhanden, der künftig vielleicht an's Licht treten wird. Die Herzogin von Sagan bildete wie immer den Mittelpunkt eines lebensvollen Kreises, der diesmal durch Vornehmheit und Bedeutung noch gesteigert war. Das einnehmende, so mild gütige als schwungvoll kräftige Wesen dieser schönen Dame wirkte mit siegender Macht, und es schien nur von ihr abzuhängen, auf große Entscheidungen

Einfluß zu gewinnen. Daß ſie dergleichen Ehrgeiz, bei ſolcher Befähigung dazu, nicht hegte, ſondern gern und leicht auf das den Frauen eigenſte Gebiet ſich beſchränken mochte, erhöhte nur den Reiz ihrer Liebenswürdigkeit.

Viele angeſehene, ſchöne und vortreffliche Damen wären theils als Wirthinnen, theils als Gäſte noch zu nennen, könnte hier die Abſicht ſein, alle geſellſchaftlichen Zierden dieſer großen Kongreßwelt auch nur zu nennen. Unter den fremden Bedeutendheiten glänzte die Fürſtin von Thurn und Taxis, geborene Prinzeſſin von Mecklenburg-Strelitz, welche durch die Geſichtszüge, wie durch Anmuth und Wohlwollen des Benehmens, an ihre Schweſter, die herrliche, leider vor dem ſiegreichen Umſchwunge der Dinge noch inmitten der Trübſal dahingeſchiedene Königin Luiſe von Preußen, erinnerte. Durch kraftvolle Haltung und eingreifende Klugheit zeichnete ſich die Fürſtin von Fürſtenberg aus, um welche ſich die bedrängten, durch den Rheinbund zu Unterthanen herabgedrückten fürſtlichen und gräflichen Standesgenoſſen zu Rath und That verſammelten; ferner die Fürſtin Eſterhazy, geborene Prinzeſſin von Taxis, die Fürſtin von Solms-Lich nebſt ihren Schweſtern, die däniſche Geſandtin Gräfin von Bernſtorff, und noch viele Andere, die zum Theil auch ſchon anderwärts genannt und geprieſen worden. Die Preußen vermißten die Frau von Humboldt, welche bis kurz vor dem Kongreſſe in Wien ein paar Jahre hindurch eine erwünſchte, ſo heitere als geiſtvolle Geſelligkeit gebildet hatte. Die ruſſiſche Fürſtin Bagration, durch längeren Aufenthalt und Lebensverhältniſſe in Wien halb einheimiſch, durch Schönheit und Aufwand einſt in erſter

e vorangehend, durfte auch jetzt noch darin dem
eifer nicht entsagen.
lls eine Schönheit ersten Ranges mußte man die
von Geymüller anerkennen. Sie war die angebe-
Gattin eines der reichsten Bankiers, und hatte das
begünstigten Lage, zu der sie doch nicht erzogen war,
rechendste Talent, mit aller Fülle des Dargebotenen
nd großartig zu schalten, sich selbst aber nicht davon
gen zu lassen. Wie Calderon in der Tochter der
die Semiramis darstellt, war damals, weil die Ueber-
g von Gries noch fehlte, in Deutschland kaum be-
; doch wurde Frau von Geymüller in Wien öfters
diesem Namen bezeichnet, der wohl einige Seiten
Wesens ausdrücken konnte, das im Ganzen mehr
nderung als Neigung zu erwecken schien.
Das durch allseitige Gastfreiheit ausgezeichnetste und
Fremde wie Einheimische bequemste Haus war ohne
e das Arnstein'sche, wo die Baronin Fanny von
ein die unermüdete, lebensprühende, alle Verhält-
umfassende und zweckmäßig fortbildende Wirthin
te. Im Allgemeinen habe ich zu dem, was schon
nderm Orte über diese unvergleichliche Frau gesagt
n, nichts hinzuzusetzen; besondere Einzelheiten an-
rken, wird in der Folge noch öfters Anlaß sein, da
icht geringer Theil der Strömungen und Wirbel der
reßwelt hier sein Bette fand oder grub, und die
en Mitglieder der Diplomatie, Cardinal Consalvi,
von Hardenberg, Herzog von Wellington, Marquez
alva u. s. w., hier mit andern Elementen der Ge-
aft in eine Art von Gleichheit zusammenflossen.
Der Frau von Arnstein stand ihre Schwester, Baronin

von Eskeles, in vornehmer und eleganter Haushaltung wo nicht gleich, doch sehr nahe, nur war der Zuschnitt ein ganz andrer. Auch hier traf man die angesehensten Diplomaten, für welche nicht nur die gütige und feine Wirthin, sondern auch der überaus kluge, in Finanz- und Handelssachen mit schärfster Einsicht begabte Hausherr große Anziehung hatte. Ich habe den Grafen Kapodistrias dort öfters von reizender Unterhaltung, den Grafen Pozzo di Borgo ganze Abende hindurch von überfließender Beredtsamkeit gesehen.

Der Gesellschaftssäle waren unendlich viele eröffnet, sie alle zu besuchen, hätte auch der ausgemachteste und müßigste Visitenheld nicht unternehmen können. Die alte Erfahrung jedoch bewährte sich auch diesmal, daß nicht immer das Glänzende und Berühmte das in seiner Art Gute oder auch nur das Gute ist. Kreise zweiter und dritter Ordnung vereinigten oft in reichen Maßen, was die der ersten bisweilen kärglich oder gar nicht darboten, wenigstens eigneten Geist, Geschmack, Güte und Liebenswürdigkeit keiner bestimmten Klasse. Einen etwas litterarischen Anstrich bei der als Schriftstellerin geschätzten Frau von Pichler, musikalisches und überhaupt künstlerisches Streben bei untergeordneten Dilettanten, ließen sich zur Abwechselung auch solche Personen gefallen, deren Ansprüche sonst hoch hinausgingen. Im Allgemeinen nöthigte ein Zustand, wo alles so sehr emporgeschraubt war, auch wieder zur Herabstimmung.

Dem Fürsten von Metternich in dieser Zeit nur gelegentlich und wie im Fluge zu nahen, war schon Gunst genug, und ich bewunderte nur stets, wie auch solche Augenblicke immer seine ungemeine Freundlichkeit und

ſeinen unbefangenen Gleichmuth zeigten, als wären keine Staatsſorgen in der Welt. Auch der Feldmarſchall Fürſt von Schwarzenberg, den die biedere Gutmüthigkeit eines deutſchen Kriegshelden für jeden Bekannten immer zugänglich machte, war doch größtentheils in den oberſten Kreiſen abgeſchloſſen. Gleiches galt, in mancherlei Abſtufung, von den Fürſten Moritz und Aloys von Liechtenſtein, dem Grafen von Neipperg und vielen Andern dieſes Ranges, mit denen ich in früheren Zeiten und Verhältniſſen mehr oder minder nah zuſammengelebt hatte.

Daß ich aber den Grafen zu Bentheim hier wiederfand, und bald auch den ihm durch Zuneigung verbundenen öſterreichiſchen Hauptmann Friedrich Wilhelm Meyern, meinen einſtigen Stubengenoſſen in Prag, gewährte mir einen ſteten und ſichern Anhalt täglich erneuter Erinnerung und das wohlthuende Gefühl, als dauerten neben meinen neuen auch die früheren, mir wahrlich theuern und dankenswerthen Verhältniſſe ununterbrochen fort.

Inzwiſchen hatte ich auch nicht geſäumt, mich bei den preußiſchen Freunden zu melden und umzuthun. Der Geheime Staatsrath Stägemann empfing mich mit der traulichen Fröhlichkeit, welche dem muthvollen, freien, auf eigne Tüchtigkeit wie auf alles Beſte der vaterländiſchen Ueberlieferung gegründeten Manne bis in ſpäte Tage glücklich verblieben iſt. Der Verein ſo entgegenſtehender Eigenſchaften, wie dichteriſcher Schwung und ſtrenge Geſchäftswaltung ſind, führt in Preußen auf das Beiſpiel Friedrichs des Großen hinauf, und kann hier in der That

ſchon als ein Hochpunkt nationaler Eigenthümlichkeit gelten. Die Poeſie Stägemann's aber quoll ſtärker und friſcher, als die des Königs in ſeiner Zeit und Sprache es vermochte. Er war den Heeren der Verbündeten mit kühnen, waffenkräftigen Liedern gefolgt, und hatte beſonders die preußiſchen Thaten gefeiert, wie bis dahin noch kein Krieg dichteriſch begleitet worden. Daß aus aller Laſt der Geſchäfte bei ihm die Muſe ſich frei emporrang, wußte man wohl, und der Gedanke lag nahe, ob wie der Krieg nicht auch der Kongreß zu Gedichten Gelegenheit ſein würde? Doch Stägemann lächelte der Zumuthung, und meinte, die Poeſie habe zwar der Formen viele, aber hier möchte ſchwer zu wählen und die rechte erſt nach der, welche der Gegenſtand ſelbſt annehmen werde, zu finden ſein. — Bei dem Staatsrath Jorda erhielt ich über meine perſönlichen Anliegen zuvorkommende Auskunft und Leitung, und es machte den beſten Muth, zu ſehen, wie leicht und ſcharf auch hier alles Geſchäftliche behandelt wurde, und wie aus der Umgebung des preußiſchen Staatskanzlers alle Steifheit und Kleinlichkeit gewichen war. — In Wilhelm von Humboldt braucht' ich die frühere Bekanntſchaft nicht erſt anzuſprechen; doch wußte ich ſchon, daß er über meine Verbindung mit Rahel ſich gewundert, und gezweifelt habe, ob mir eine ſolche Gefährtin auch zu gönnen ſei. — Sehr wohlmeinend und dienſtfreundlich erwies ſich Bartholdy, der als Hofrath in der preußiſchen Staatskanzlei und als Verwandter der Damen Arnſtein und Eskeles den Boden von Wien, als Mann von Geiſt und Welt aber auch den allgemeinen Boden ſehr gut kannte, mich in vielem orientirte, zunächſt aber wegen Rahel's zu

erwartender Ankunft für ſchickliche Wohnung ſorgen half. — Bei Stägemann traf ich auch den Freiherrn von Otterſtedt, mir aus vielfachen Beziehungen ſchon lange dem Namen nach bekannt, und der gleich mir in preußiſche Verhältniſſe heimkehren wollte; ferner den als kühnen Patrioten und ſcharfſinnigen Kriegsdenker ausgezeichneten Doktor Karl Müller, der ein geborner Sachſe, aber durch Sinn und Eifer ein Preuße war, damals durch Schrift und Wort wacker eingriff, und mit ſeinen großen Talenten ſich allzu früh in beſchränkte Stille zurückgezogen hat. Mit ungemeiner Freude ſah ich den Doktor Koreff hier wieder, der Paris verlaſſen, dann in Italien gelebt hatte, und ſchon ſeit einiger Zeit ſich in Wien aufhielt, wo er, ſeinen großen ärtzlichen und geſelligen Gaben gemäß, mehr als er wollte, in die ſich aufdrängende Praxis und in den Strudel der vornehmen Welt gezogen wurde. Herzlich ſchloß er ſich den preußiſchen Landsleuten an, den in Sieg und Ruhm jetzt wiedergefundenen, und ſie hatten auch ihrerſeits Freude an dem geiſtreichen Arzt, der in den Kreiſen, wo ſie eintraten, ſchon des größten Anſehns genoß.

Auch den Freiherren vom Stein muß ich als Preußen rechnen. Seinem Freunde Schlabrendorf hatte er zwar noch im Frühjahre zu Paris, als dieſer ihn nach ſeinem Dienſtverhältniſſe fragte, ſchroff erwiedert: „Ich habe nur Aufträge, ich diene keinem", hier aber verhehlte er nicht, daß er nicht nur preußiſch ſein, ſondern auch wieder in den Staatsdienſt treten wolle. Im Beſitz des höchſtens Anſehns und Vertrauens bei dem Kaiſer Alexander, durch ſeine Schickſale, Wirkſamkeit und Geſinnung überall eine Art Macht, hielt er ſich doch

zumeiſt an den Fürſten von Hardenberg, mit welchem er in den Hauptfragen, ſofern ſie Preußen und Deutſchland betrafen, völlig einverſtanden ſchien. Die Unzufriedenheit, deren Herr von Gagern erwähnt, kann erſt in ſpäterer Zeit eingetreten ſein, wenn ſie überhaupt erheblich war. Stein's heftiges Weſen hatte ſchon manchen hohen Staatsmanne verwunderlich mitgeſpielt, keinen jedoch ärger, als einem ehrbaren Abgeſandten, der als Bevollmächtigter zum Kongreß freilich eine kleine Figur an dem herzoglichen Hofe aber, den er vertrat, keine geringe Perſon war; er hatte das Unglück, zu Stein hereingelaſſen zu werden, als dieſer allein bleiben wollte; durch den unbekannten Fremdling, der ihn demüthig anſprach, geſtört und erzürnt, ſprang Stein auf, ergriff den Gaſt, ohne zu fragen, wer er ſei, an beiden Schultern, ließ ihn durch kräftigen Ruck vollkommene Kehrt machen, und ſchob ihn zur noch offnen Thür hinaus. Alles war das Werk eines Augenblicks. Nun kam es freilich zu aufgebrachten und ſchmerzlichen Erklärungen; Stein ärgerte ſich über ſeine unbedachte Raſchheit, die ihm leid genug ſein mochte; indeß bewog ihn doch kaum die eindringliche Vermittelung Andrer, die in ſolchem Falle unerläßliche Abbitte zu thun. Mein Verhältnehmen mit ihm erhielt ſich ganz leidlich; er wollte, daß für die deutſche Sache mehr geſchrieben, mehr gedruckt würde; er fürchtete, daß zu viel Rheinbündiſches erhalten bliebe. Mit Begierde las er, was Schlabrendorf aus über die Lage der Dinge ſchrieb, und heftig begehrte: derſelbe ſolle Paris verlaſſen, und Präſident einer deutſchen Nationalbehörde werden! In nicht geringe Verlegenheit ſetzte er mich eines Tages, als ich angefang

hatte, ihm von einer wichtigen, aber geheimen Betreibung zu reden, welche die Unabhängigkeit eines benachbarten Landes betraf; er wußte, daß ich gut unterrichtet war, und bedachte den Gegenstand ernstlich; da traten einige österreichische Herren und ein russischer General zum Besuch ein, und von jenem Gegenstande durfte auf keine Weise mehr die Rede sein, er aber verlangte ungestüm, daß ich fortfahren sollte, und soviel er schon wußte, verrieth er ohne weiteres, so daß ich froh sein mußte, nicht schon alles gesagt zu haben, und alle erſinnliche Mühe hatte, der Sache noch eine gute Wendung zu geben. Für die Zukunft aber gelobt' ich mir, gegen ihn zurückhaltender zu sein.

Mit Stein in gutem, doch ebenfalls höchst vorsichtigem Vernehmen stand der Graf von Solms-Laubach, der zwar die Ansprüche der reichsgräflichen Mediatisirten, zu denen er gehörte, verfechten half, den größten Theil seiner Erwartungen jedoch unverhohlen auf die neuen preußischen Verhältnisse gründete. Wir gedachten fröhlich der lebhaften und vertraulichen Gespräche, die wir vor drei Jahren zusammen in Laubach geführt; an manches damals Gesagte aber wollte er doch nicht zu laut, und am wenigsten in Gegenwart Stein's erinnert sein, z. B. daß er in Napoleon die Erforderniſſe, welche die goldne Bulle für einen deutschen Kaiser aufstellt, nicht ganz vermißt habe. Ein solcher Einfall war dem gekrönten, geistesregen und immer dem Vaterlande treugesinnten Manne schon zu Gute zu halten. Wenn Herr von Gagern äußert, auf dem Kongresse sei allzu wenig Kenntniß des deutschen Staatsrechts gewesen, so thut er nicht nur solchen Männern, die, wie Humboldt, Wessen-

berg, Graf von Münſter, an der Spitze der Ge
ſtanden, ſondern auch dem Grafen von Solms-La
entſchieden Unrecht, indem dieſer als ehemaliger R
hofrath und als gelehrter Forſcher in den deutſchen
chen völlig zu Hauſe war.

Nachdem ich den Fürſten von Hardenberg bald
meiner Ankunft umſtändlich geſprochen, war mein
ßiſches Dienſtverhältniß gleich entſchieden; ich ſollte
diplomatiſche Laufbahn bei der Geſandtſchaft in
beginnen, vorerſt aber in den Geſchäften arbeiten, di
der Fürſt perſönlich auftragen würde. In der That
er mir alsbald einen mächtigen Stoß von Eingabe
Verhandlungen aus dem Kreiſe der deutſchen Ange
heiten; ich ſollte dieſe Sachen überſichtlich zuſamm
len, ihm Vortrag darüber halten, und nach Ma
der möglichen Entſcheidung ſie erledigen. Indeß
ich dabei nicht lange verweilen, und nachdem der p
ſche Geſandte von Stuttgart, Geheime Staatsrath F
angelangt war, wurde ihm dieſer ganze Schwall
wieſen, mir aber eine Arbeit übertragen, auf d
Staatskanzler das größte Gewicht legte, und die
ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Die
betraf die preußiſche Erwerbung von Sachſen,
zwar früher feſtgeſtellt worden war, jetzt aber von
reren Seiten hart angefochten wurde, und immer ſch
und bedenklicher zu werden drohte. Auf die Meinur
mittelſt der Preſſe zu wirken, ſchien von äußerſter
tigkeit, zumal die Gegner dieſes Mittel mit große
folg anwandten; freilich hatte ſchon auch auf preu

eite in jener Sache der Rheiniſche Merkur gute Dienſte than, auch hatte der Fürſt bereits durch den Staats- th Hoffmann eine Schrift ausarbeiten laſſen, die unter m Titel „Preußen und Sachſen“ eben im Druck fertig urde, und eine andere ſollte von dem Geheimen Staats- th Niebuhr in Berlin herausgegeben werden; allein dies les genügte nicht, die Hoffmann'ſche Staatſchrift war lzu ſtatiſtiſch, trocken und ohne alle überredende Kraft; m der Niebuhr'ſchen erwartete der Fürſt ohnehin man- es Schiefe und zu Scharfe, und ſo wünſchte er, neben eſen Verſuchen noch einen dritten, ſeinen eigenſten Sinn : gemäßigter und friſcher Sprache vorgetragen zu ſehen. ehr ſchmeichelhaft eröffnete er mir, daß, wenn er mich t dieſer Arbeit berufe, es hauptſächlich auf Mahnung s Miniſters vom Stein geſchehe, der darauf dringe, ß keine andere als meine Feder hier angewandt werde. er Gegenſtand erforderte eine völlige Einweihung in n Stand der politiſchen Angelegenheiten, und dieſe urde mir nicht nur von Seiten Hardenberg's ohne Rück- lt, ſondern auch von Seiten Stein's vollſtändig er- eilt, von letzterm freilich ganz in ſeiner Weiſe, unter usdrücken, die kein Andrer ſich erlauben durfte, mit ftigen Ausſchüttungen, die für die Sache nichts nutzen nnten, im Gegentheil kamen für dieſe oft nur die wächſten Hülfsmittel vor, wie er denn z. B. der Hin- eiſung auf Grotius und Pufendorf, und deren Behaup- ng eines Rechts der Eroberung, die unwiderſtehlichſte eweiskraft beilegen wollte, da hier doch zumeiſt ganz ndere Gründe und Bedingungen gelten mußten. In illig- entgegengeſetzter Weiſe beſchied mich Hardenberg; ach zweiſtündigem Geſpräch war mir der Gegenſtand

zur klarſten Deutlichkeit aufgehellt, der Kern der Sach
mit allen Umhüllungen und Beziehungen vollkommen ein
geſehen, und ich brauchte die ſofort begonnene Ausarbei
tung durch keine weitere Anfrage, durch keine Bitte um
beſtimmtere Anleitung zu unterbrechen.

Inzwiſchen war auch Rahel, meinem dringenden
Wunſch und wiederholten Begehren nach, endlich von
Berlin aufgebrochen und gegen Ende des Oktobers glück
lich in Wien angelangt. Sie hatte mit Recht die Schwie
rigkeit des Unterkommens und den allgemeinen Zudran
gefürchtet, denn eine ſchon gemiethete übertheure Woh
nung wurde uns widerrechtlich vorenthalten, und wäh
rend ich noch im Gaſthofe blieb, wo keine Zimmer meh
zu haben waren, fand ſich für Rahel nur eine Zuflucht
im Savoyiſchen Damenſtift, durch die Güte der Vor
ſteherin, Gräfin von Dietrichſtein. Schnell aber war au
dieſer beſchränkte Raum behaglich eingerichtet, und d
lebendige Seelen- und Geiſtesfriſche ließ die Mängel d
Umgebung kaum bemerken. Ich wenigſtens vermiß
nichts, und als wir nach einiger Zeit in leidliche gemei
ſame Wohnung zogen und nun wirklich beiſammen woh
ten, hätte ich gern eingewilligt, für immer ſo zu bleiben
die alte Verſicherung von der Hütte, welche ſich dem b
friedigten Herzen zum Palaſt verwandle, hatte ſich m
überreich verwirklicht! Nun fühlt' ich ein heimiſch
Glück, und die fremde große Welt wurde mir tägli
fremder, wie ich denn auch anfing, ſie mehr und me
zu vernachläſſigen. Durch ernſte Arbeit beſchäftigt, dur
die erwünſchte Nähe beglückt, empfand ich kein Bedür

niß der Zerſtreuung, und Neugier und Ehrgeiz lockten mich immer ſeltner, dem glänzenden Scheine nachzugehen, der ohnehin meiſt nur täuſchte.

Da jedoch ausgeſprochen war, daß ich nach dem Kongreſſe in Wien bei der Geſandſchaft bleiben ſollte, ſo wollte ich auf dieſe wie es ſchien nicht ferne Zeit früh Bedacht nehmen. Mein Reiſegefährte, der Freiherr von Ompteda, hatte beim plötzlichen Weggehen von Wien im vorigen Jahre ſeine vollſtändige Einrichtung, die er als weſtphäliſcher Geſandter eben erſt angeſchafft, in guter Verwahrung zurückgelaſſen, und wünſchte ſich derſelben nunmehr, wenn auch mit bedeutendem Verluſte, zu entledigen. Ich war mit ihm ſchon ſo gut wie Handels einig, und alles zum Abſchluſſe vorbereitet, als ich eines Morgens erfuhr, er ſei plötzlich nach Italien abgereiſt und habe ſeine Sachen, ich weiß nicht wem, zur freien Benutzung überlaſſen. Ich würde den Beſitz all dieſer Sachen, da mir jene Beſtimmung nicht blieb, bald ſelber nur wieder als eine Laſt empfunden haben; damals jedoch ſah ich mit Verdruß ihn mir entgehen. Die plötzliche Abreiſe nach Italien aber war die Folge verwickelter Verhältniſſe, in welche ich damals eingeweiht wurde. Der hannöverſche Edelmann konnte den Geſandten des Königs Hieronymus nicht vergeſſen machen, überall, wo er ſich zeigte, wurde er mit Kälte, ja mit Schnödigkeit aufgenommen, und ich ſelbſt hatte die in dieſem Punkt unerbittliche Frau von Arnſtein ihm eines Abends öffentlich grauſam mitſpielen ſehn; ſeine Faſſung war dreiſt und geſchickt genug, aber er fühlte wohl, daß dieſer Boden auf die Länge nicht zu behaupten ſei. Er brachte gelegenen Orts das Begehren an, man ſolle ihm

eine Buße auferlegen, welche man wolle, aber ihn dan
wieder in Gnaden haben. Man nahm ihn beim Wort
die Prinzeſſin von Wallis lebte in Italien, er konnte i
ſeiner jetzigen Aechtung leicht Eingang bei ihr finden, un
ſo den Stoff zu der Art von Nachrichten gewinnen, di
man eifrig begehrte. Der Zuſammenhang dieſer Ding
iſt ſpäterhin öffentlich geworden, und mochte daher auc
hier ohne Bedenken erwähnt werden. In der Folge, be
einigen dem großen Ausbruche des Aergerniſſes vorgängi
gen Ereigniſſen, werde ich noch merkwürdige Angabe
beizubringen haben. Für mich aber war es ein ſchmerz
licher, bei jedem neuen Ringe dieſer Kette ſich wiederho
lender Unwille, ſie alle an dieſes erſte mir ſo ſicher be
kannte Glied anreihen zu müſſen!

Ungeachtet der zahlreichen großen Geſelligkeitsmächt
welche in Paläſten hauſten, und zu deren Mittags- un
Abendglanze ſich Willkommene und Unwillkommene drän
ten, war doch das Verlangen, ſich noch um andre, vo
jenen verſchiedene Mittelpunkte zu verſammeln, ſo gr
und allgemein, daß auch der unſcheinbarſte Raum hie
genügte, und das Bedürfniß der Herzlichkeit, des Z
trauens und des freiſinnigen Geiſtes überbot nicht ſelt
die Anſprüche der Pracht und Ueppigkeit. So wurd
alsbald außer den einheimiſchen ſtillern Kreiſen manc
fremde bemerkbar, wo ſich, wie in den höchſten, Unt
haltung und Geſchäfte förderten, und von denen vieler
ausging, was ſeinen dunklen Urſprung hernach verläu
nete. So hatte Doktor Cotta mit ſeiner Frau man ka
ſagen, faſt nur ein Zelt aufgeſchlagen, ſo eng und flüc

tig war alles bestellt, allein dieses Zelt war eine Mitte gar vieler Verknüpfungen. Cotta war nach Wien gekommen, um in Gemeinschaft mit Bertuch aus Weimar die Sache des deutschen Buchhandels zu vertreten und allgemeine Abhülfe gegen den Nachdruck zu erlangen. Allein unter dieser bescheidenen Hülle bargen sich viele andre Aufträge und Betreibungen, der würtenbergischen Landstände, der deutschen Sachen überhaupt; und zahllose Mahnungen, Einreden, Verständigungen fanden durch ihn, mittelst der ihm gehörigen Allgemeinen Zeitung in Augsburg und des durch seinen Unternehmungsgeist auch in Hamburg erworbenen Deutschen Beobachters, gleichsam eine öffentliche Rednerbühne. Daß er hiebei nach verschiedenen Seiten gefällig sein mußte, hinderte ihn nicht, im Ganzen doch immer seiner eigensten Meinung und der von ihm gewählten Seite das Uebergewicht zu erhalten. Persönlich stand er mit den größten Staatsmännern, ja mit gekrönten Häuptern in vertraulichem Verkehr, und seine Verschwiegenheit und Klugheit, so wie die überall hinreichenden Hülfsmittel seiner litterarischen Geschäftsverbindung machten ihn zu dem sichersten und geschicktesten Träger mancher so wichtigen als zarten Anliegen. Unglaublich ist es, in welcher Schlichtheit und Verläugnung dieser angesehene und auch bedeutend reiche Mann sich unscheinbar zu Fuß durchdrängte, alles selbst that, keinen Gang sich verdrießen ließ, kein Wetter scheute, und in allen oft kleinlichen Einzelheiten, die er besorgte, doch immer den Blick frei und kühn auf das Große und Ganze gerichtet hielt.

Für die Angelegenheiten der deutschen katholischen Kirche war in Wien der Kapitularvikar von Konstanz,

Ignaz Freiherr von Weſſenberg, thätig. Der milde un erleuchtete Geiſt dieſes edlen Deutſchen ſchien aber nich römiſch genug, und andre Bevollmächtigte, welche ſic ſtrenger an den Papſt hielten, fanden für den Augenblic mehr Eingang. Dieſe waren der Domdechant von Wam bold und der Kanonikus Helfferich, jener von Worms dieſer von Speier. Der letztere, ein kleiner, gedrunge ner, ſcharf und lebhaft redender Mann, erinnerte ar Fichte, dem er auch darin ähnlich war, daß er im gan zen Eifer leicht verfehlte, was er im halben gewiß er langt hätte. Aber demſelben Gegenſtande war noch andr brünſtige Sorgfalt gewidmet, und dieſe beſonders den Rath Schloſſer angelegen, der von Frankfurt am Mai mit ſeiner Gattin, gleich ihm und ſeinem Bruder neube kehrt, hauptſächlich in dieſen Intereſſen ſich nach Wie begeben hatte. Für den Neffen Goethe's weckte ſcho dieſe Verwandtſchaft vielfache Gunſt, noch mehr aber di ausgezeichnete Bildung und wackre Geſinnung, mit wel cher das neuergriffene Element hier zu ſeinem augenſchein lichen Vortheil zuſammenkam. Auch um dieſe Mitte be wegte ſich ein Kreis, der auf andere weithin wirkte.

Einſamer, doch durch lichte Gedanken und treffend Worte nah und fern eingreifend, lebte Doktor Trorle aus Luzern hier am Kongreßort in ſtiller Familienruh für die Angelegenheiten der Schweiz thätig bemüht, un keine Arbeit ſcheuend, über dieſe verworrenen Verhältniſſ die Diplomaten aufzuklären, in deren Händen die Ent ſcheidung dieſer Sachen lag. Den tiefſinnigen Natur philoſophen und gründlichen Arzt hatte ich ſchon früh in Wien gekannt, nun lernt' ich auch den tapfern, alle Eigne dem Gemeinweſen opfernden Vaterlandsfreun

kennen. Ein durchaus edler Geiſt, wirkte er auch unmittelbar als ſolcher auf jeden ähnlichen ein. Lange hatte er für ſeine Beſchwerden und Vorſchläge gar kein Gehör zu finden gewußt; ich eröffnete ihm den Zutritt bei Humboldt, und ſowohl dieſer, als der Graf Kapodiſtrias, jener Preußens und dieſer Rußlands Stimme in dem für die Schweizerſachen niedergeſetzten Ausſchuß führend, haben mir eingeſtanden, jene Sachen würden eine ganz andere Wendung genommen haben, wenn die Angaben Troxler's früher bekannt geweſen wären. Indeſſen ſuchte dieſer zu retten, was noch möglich war, und erlangte wenigſtens ſoviel, daß die ganz entgegengeſetzten Beſtrebungen, in welchen andere Schweizer bemüht waren, noch mehr als ſchon geſchehen des Veralteten wiederherzuſtellen, ohne weiteres abgewieſen wurden. Seltſam genug wollten anfangs auch dieſe Gegner Troxler's ihre Schriften mir zur Bearbeitung und Anbringung übergeben, da ſie denn erfahren mußten, daß ganz andere Vorliebe hier ſchon Beſitz genommen. Ich gab zuletzt noch eine kleine Schrift von Troxler über die Schweiz heraus und vertheilte ſie rechts und links, was damals keinen Tadel fand.

Unter ſolchen ſtillern, aber wirkſamen Kreiſen, deren Einfluß, wenn auch im Einzelnen nicht ſehr bemerkbar, doch im Ganzen bedeutend war, läßt ſich noch die Häuslichkeit des bremiſchen Geſandten mitrechnen, des Senators Smidt, der außer ſeiner amtlichen Thätigkeit eine ungleich größere geſellſchaftliche ausübte, durch ſcharfſinnig ausgedachte Verknüpfungen, zeitgemäße Einfälle und nachdrückliche Anregungen. Ich habe ſeiner ſchon früher

gedacht, und werde noch mehrmals von ihm zu spre
haben.

Bei dem allgemeinen Drängen und Suchen
Menschen nach Zufluchtsorten, wo häuslicher Herd
Tisch zum Ausruhen von den Staatssachen und zug
zum freieren Besprechen derselben einlud, konnte es
fehlen, daß bald auch Rahel unwillkürlich die Mitt
ner lebhaften Geselligkeit geworden war. Diese wa
doch mit keiner andern zu vergleichen, und sowohl in
rer Richtung als in ihrer Zusammensetzung von eige
Art. Hier wurde nichts vertreten und bezweckt, als
allgemeine Menschliche, und die freieste Betrachtung
selben. Damit ergab sich von selbst, daß ohne Ans
der Person nur das Maß des Willens und der F
keit, sich in jenem Elemente zu bewegen, den Anthei
demselben entschied. Stand und Namen und selbst V
angehörigkeit durften wenig in Betracht kommen.
sonen des höchsten und gar keines Ranges standen
auf gleichem Boden. Waren die preußischen Fre
dennoch am zahlreichsten und vertrautesten, so fand
gewiß weniger Statt, weil sie die Landsleute, als
sie die preußischen, und somit ohne Frage die in
Geistesbahn am meisten vorgeschrittenen waren. A
diesen und allen andern Arten von Deutschen waren
besondere Oesterreicher, sodann Franzosen und Itali
Russen, und auch wohl ein paar Engländer, in ver
dener Abstufung und Dauer hier bald einheimisch.
Gespräche wurden oft, und dann gegen den Willen
Wirthin, zu strengen Verhandlungen, und glückliche
drücke, wohlgesetzte Gründe, überraschende Wendu
von daher klangen dann an solchen Orten wieder, n

Gewicht erhalten konnten, oder tauchten unerwartet aus Tagesblättern hervor.

Von bedeutenden Menschen, die mit größtem Vertrauen sich an Rahel schlossen, hätte ich zunächst Bollmann zu nennen; doch das besondre Denkmal, das ich ihm schon gewidmet, überhebt mich weiterer Angaben über diesen ausgezeichneten Mann, dessen Erscheinung in Wien bald wichtig wurde und Wirkungen hinterließ, die noch fortdauern. Dem litterarischen Forscher und Beobachter zur Liebe muß ich aber noch die Merkwürdigkeit nachtragen, daß Bollmann, der über Paris frisch aus England kam und aus alter Gewohnheit neben den Erfindungen und Leistungen der Gewerbe auch die schöne Litteratur beachtet hatte, damals in Wien der Erste war, der von Lord Byron und Walter Scott sprach, ihre Dichtungen pries und mittheilte. Mag von ihnen in Deutschland auch hin und wieder jemand gewußt haben, in der großen Welt waren sie noch unbekannt, und blieben es ihr auch damals noch großentheils, da man für Dichter auch nachher noch Zeit genug zu haben glaubte. Bollmann war mir durch Schlabrendorf zugewiesen, der in den neueröffneten Verkehr zwischen Deutschland und Frankreich in dieser Zeit thätig eingreifen zu wollen schien.

Ein anderer guter Mann, den Schlabrendorf an mich empfohlen hatte, war Doktor Keibel, bis dahin diplomatischer Agent des Freistaats Danzig in Paris, und jetzt einer Meinung nach verpflichtet, den eroberten, aufgelösten und zu keiner Herstellung bestimmten Staat auch in Wien zu vertreten. Die Wiener Zeitung führte ihn ohne weiteres als Kongreßbevollmächtigten auf, wogegen aber Preußen sogleich einredete. Doktor Keibel wurde

bedeutet, daß ſeine amtliche Eigenſchaft längſt erloſchen ſei, und daß er ſich fortan ruhig zu verhalten habe. Dies that er, und ihm ließ ſein perſönliches Loos wenig zu wünſchen, denn ſeine wirklich bis dahin für Danzig höchſt erſprießlichen Dienſte wurden durch Ausſetzung eines anſehnlichen Jahrgeldes belohnt, das er in Wien verzehren durfte, und in deſſen Genuß ich ihn zwanzig Jahre ſpäter noch als wohlbehaglichen Greis wiedergeſehen. Wichtig war der Mann in Wien nur durch die mannigfachen und ſeltſamen Ränke, die man mit ihm von verſchiedenen Seiten anzuſpinnen ſuchte, wegen Danzig, wegen Polen, und die er uns offenherzig mittheilte, wobei mancher Faden aus der höhern Politik zu erfaſſen war, und Geſinnungen und Abſichten bloß gab, die ſich gar wohl verſteckt glaubten.

Ich erwähne nur der Perſonen, zu denen ich einige nähere Beziehung gehabt; der Unzahl von Anſuchern und Bittſtellern, vornehmen und geringen, Abgeordneten und Beauftragten, geheimen oder öffentlichen, Beobachtern, Spähern, Machern aller Art hier zu gedenken, wäre über mein Vermögen wie gegen meinen Zweck. In der erſten Klaſſe befanden ſich die höchſten fürſtlichen Häuſer, die ſämmtlichen Mediatiſirten, die Frankfurter Judenſchaft; auf der zweiten Stufe war ebenfalls ein Gemiſch der Vornehmſten und Geringſten, hochfahrender Glücksritter, betriebſamer Gelehrten, aushelfender Finanzleute, bis zum gemeinen Börſenwucherer hinab. Die Macht des Hauſes Rothſchild war erſt im Entſtehen, ſonſt würde ſie viele Thätigkeiten und Intereſſen, die jetzt in vielen Händen zerſtreut lagen,

ernſtlich zuſammengefaßt haben; doch that ihre Unterſtützung dem Anſpruch der Frankfurter Juden auf das dortige, ſo wie der Juden überhaupt auf das allgemeine deutſche Bürgerrecht, ſchon guten Vorſchub; jener Sache widmete insbeſondere Jakob Baruch, ein wackerer und feiner Mann, der Vater des nachher ſo berühmten Börne, ſeinen klugen Eifer, und die Angelegenheit der Juden in Lübeck war dem Doktor Buchholz übertragen. Dieſer Gegenſtand wollte von mehreren Seiten auch auf mich ſtark eindringen, berührte mich aber geſchäftlich nur im Vorübergehen.

Nicht loskommen kann ich von dieſer Aufzählung, — denn auch das bloße Ablehnen wird eine, — ohne vorher noch einige Geſtalten einzuführen, die mir ſonſt immerfort, wie unbefriedigte Schatten, den Weg vertreten. Der Frankfurter Rechtsgelehrte, Doktor Jaſſoy, iſt die eine; groß und ſtark, behaglich und heiter, in Leben und Geſchäften grundgeſcheidt. Er hatte vielfache Zwecke und Aufträge, unter andern auch die Beſorgung wichtiger Angelegenheiten des Hauſes Metternich. An zweiter Stelle iſt Wieſel zu nennen, der ohne Wahl und Abſicht mehr hieher verſchlagen war, als daß er gerade den Kongreß geſucht hätte; ein ſchon anderweitig mitgetheiltes Bild darf mir einen neuen Abriß erſparen; daſſelbe gilt von der dritten Geſtalt, dem ruſſiſchen Oberſten Karl von Noſtitz, geweſenen Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen. Dieſe drei, ungleich in faſt allem Betracht, hatten in Bezug auf den Kongreß die merkwürdigſte Gemeinſchaft. Ihr unbeſtreitbarſtes Eigenthum war der ſcharfe Weltverſtand, die kluge Einſicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbſt-

täuſchung, die Luſt und Entſchloſſenheit, ſich die nackte Wahrheit, und wäre ſie noch ſo häßlich, vor Augen zu ſtellen, daher Zweifel und Mißtrauen gegen alles, was in der Welt etwas bedeuten will. In dieſen Dreien hatte ſich die Verneinung, die Satire und der Hohn inkarnirt, ſie folgten allen Erſcheinungen und Vorgängen des Tages mit ihren zerſtörenden Bemerkungen, mit der unerbittlichen Schärfe, von welcher das nachherige Buch Jaſſoy's „Welt und Zeit" einen ſchwachen Abglanz liefert, und mit einer Derbheit, für die es keine ſchriftliche Ueberlieferung giebt. Sie waren das Ariſtophaniſche Salz des Kongreſſes, die Mephiſtopheliſche Lauge, die, indem ſie das Scheinſame verzehrt, auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigſtens anzubeizen verſucht. Der Umgang mit ſolchen Geiſtern, vor deren Prüfung ſo wenig in der Welt beſtehen konnte, war nicht ohne Reiz, aber auch nicht ohne innere Gefahr; — von äußerer konnte nicht entfernt die Rede ſein, da alles nur in Gedanken verkehrte, und jedes Thun aus ſolchen Gedanken heraus gerade dieſen Geiſtern nur dumm und lächerlich geweſen wäre. Sie würden auch ſchon dieſe Zuſammenſtellung nicht dulden wollen, und jeder für ſich dagegen einreden, wie denn ihre Verhältniſſe, und ſelbſt ihre Meinungen und Neigungen, in der That ſehr verſchieden waren, ja das Gemeinſame in ihnen, das Verneinende, mußte ſie eben dadurch wieder auseinanderhalten, wie es auch die Umſtände thaten, indem nur Wieſel den Kongreß in Wien überdauerte, die andern beiden ſchon im Anfang und in der Mitte deſſelben abreiſten. Dem Geiſte nach gehörten ſie aber zuſammen und gaben zu dem Vielklang dieſer Epoche eine eigenthümliche, oft laut genug durchgellende

Begleitung, die doch gewiſſermaßen dazu gehörte, und ohne die dem Kongreß wirklich etwas würde zu fehlen ſcheinen, ſo wie meinen Blättern ohne dieſe Zeilen, in denen die Wellen ſolcher Vorſtellung doch einigermaßen zu Ruhe kommen.

Von Jaſſoy muß ich noch den Ausgang ſeines Lebens erwähnen, welcher dem Anfang und der Mitte ſehr ungleich war. Inmitten dieſes ſcherzenden Uebermuthes und Hohnes hatte ſich ein tragiſches Geſchick angeſiedelt. Jaſſoy hatte das Glück, zwei Kinder zu beſitzen, die er zärtlich liebte. Eine artige Tochter war nicht ohne poetiſchen Geiſt. Ein Sohn aber, als junger tüchtiger Arzt in Frankfurt raſch gedeihend, war des Vaters größter Stolz. Unglücklicherweiſe gefiel ihm die Sinnesart des Vaters nicht, und er hielt ſich mehr zur Mutter. Bei ſeiner ſtarken Praxis wollte er doch die Eltern jeden Tag ſehen, und hatte, um dies zu ſichern, ſeinen Mittagstiſch bei ihnen. Daß er oft nachdenklich, ja ſorgenvoll war, fiel nicht auf, da ſein Beruf dies genugſam veranlaſſen konnte; nur wußte der Vater wohl, daß ſeine Aeußerungsweiſe den Sohn oft verletzte, was derſelben, bei aller Liebe, doch keine Milderung bewirken konnte. Eines Tages war der Sohn weggegangen, und hatte die Mutter noch zuletzt mit dem Ausruf umarmt: „Mutter, alles was gut an mir iſt, hab' ich doch von dir!“ An demſelben Tage, in einem Anfall von Lebensüberdruß, erſchoß er ſich. Jaſſoy war durch dieſes Ereigniß wie vernichtet; er ſchloß ſich in ſein Zimmer ein, ſah keinen Menſchen, blieb faſt ohne Nahrung und Schlaf, man hörte ihn Tag und Nacht beinah ohne Unterbrechung mit ſtarkem Schritt auf und ab gehen.

Nach vier Tagen schloß er auf, wieder gefaßt, auch bald wieder scherzhaft und spöttisch, und es war alles wie vorher. Allein auch die Tochter sollte ihn auf ähnlich Art erschüttern. Sie hatte sich einem Manne, dem sie romantische Eigenschaften andichtete, heimlich verlobt, und erfuhr dann, daß der Vater nie die Verbindung zugeben würde; bald auch entdeckte sie selbst, daß sie sich in dem Manne geirrt hatte, und in dieser zwiefachen Bedrängniß nahm sie Gift, man fand sie Morgens in ihrem Bette todt. Nach einiger Zeit erfuhr Jassoy selber einen Anfall von Schlagfluß, der ihn völlig verwandelte. Die Spöttereien hörten auf, weiche, liebevolle Gefühle und milde Urtheile traten an die Stelle, Güte und Nachsicht beseelten ihn ganz. Die Bilder der Religion traten hervor, er sprach mit Erhebung von ihren Vorschriften, ihren Hoffnungen. Sein Geist schien erloschen, aber seine Seele glänzte im Lichte. Als er schwächer wurde, verlangte er immer Wasser, den Mund auszuspühlen, und seine Frau fragte ihn endlich, was er denn im Munde habe, daß er immer Wasser begehre? „Ich habe — antwortete er — einen Heiligen im Munde, dem muß ich die Füße waschen, denn er betet für mich, daß mir meine Sünden vergeben werden.“ Und ein andermal sagt er, Christus sei ihm erschienen, und habe ihm Trost und Hoffnung zugesprochen. So vegetirte er noch einige Zeit, und starb dann sanft. In seiner früheren Zeit hätte er dies alles für Faselei und Schwäche erklärt, und den bittersten Spott dawider ausgestoßen. Wir aber wollen darin eine höhere Mitgabe anerkennen, die er unter der derben, scharfen Hülle zart und unverletzt durch das frühere Leben getragen, und die, im Zu

ammenbrechen des Irdiſchen, ihre tröſtende Kraft entfal-
te. Wie oft liegen die ſchönſten Keime ſo verſchüttet
nd verwahrt! —

Es iſt aber Zeit, von den mancherlei Nebengewäſ-
rn ſich dem großen Strome wieder zuzuwenden. Wenn
ir bisher unſere Erzählung immer nur wie einleitend
mhergeführt, und noch auf keine rechte Bahn gekommen
nd, ſo geht es uns hierin nur wie dem Kongreſſe ſel-
er, der auch nicht ſo ſchnell in die Mitte der Sachen
elangen konnte, ſondern ſich in Vorworten mühſam her-
narbeitete. Der Kongreß war im Pariſer Frieden auf
en 1. Auguſt feſtgeſetzt, aber bald nachher, hauptſächlich
us Berückſichtigung engliſcher Verhältniſſe, um zwei
Monate hinausgeſchoben worden, und ſollte nun vom
. October an als wirklich eröffnet gelten. Aber dem
Weſen und der Form nach fehlte hieran noch viel.
Schon am 8. Oktober war eine Erklärung in den Zei-
ungen erſchienen, wonach der Anfang der eigentlichen
Verhandlungen auf den 1. November angeſetzt wurde,
is wohin die ſchwebenden Fragen durch freie und ver-
auliche Erörterungen zur nöthigen Reife gebracht wer-
en ſollten. Am 1. November aber kam eine neue Er-
ärung, welche ſtatt des Beginns der Verhandlungen
enigſtens die Prüfung der Vollmachten als begonnen
erkündigte. Während diejenigen, von welchen das Han-
eln ausgehen ſollte, ſich der Schwierigkeiten, denen ſie
egegneten, zu entledigen ſtrebten, konnte die Stockung
uch den Zuſchauern ſchon nicht verhehlt werden.

Die Schwierigkeiten lagen aber tief in der Sache

begründet, nicht in dem Willen oder den Fähigkeiten der Personen. Wenn man auf ältere Kongresse zurückblickt, auf die Hindernisse, welche durch bloße Förmlichkeiten verursacht wurden, und mit denen z. B. in Münster und Osnabrück, in Nymwegen, Utrecht u. s. w. unendliche Zeit verloren wurde, so muß man gestehen, daß der Wiener Kongreß sich bei dergleichen Nebendingen verhältnißmäßig wenig aufgehalten, sondern sie mit freisinniger Uebereinkunft theils rasch erledigt, theils vorläufig beseitigt hat. Allein ganz konnte die herkömmliche Weise, in der die Höfe und Staaten bisher unter einander verkehrt hatten, doch nicht umgangen werden, und dieselben Formen, welche so lange Zeit nicht ohne Grund in diplomatischen Geschäften bequem gewesen, mußten auch in ihrer Unbequemlichkeit geduldet bleiben. Nichts wäre kürzer gewesen, als daß die vier großen Mächte, welche den Kriegsbund gegen Napoleon geführt, unter einander einig ihren Willen ausgesprochen und zum Gesetz erhoben hätten. Die Uebereinstimmung hätte nicht gefehlt, sie brauchte nicht erst gegründet, sondern nur gegen Andrang und Beimischung von außen bewahrt zu werden. Allein jene Mächte durften sich nicht befugt glauben, nachdem sie eben das Joch gebieterischer Gewaltherrschaft, das auf Europa gelastet, zerschlagen, diesem ein neues aufzulegen, und ihre Mitverbündeten würden dasselbe nicht willig angenommen haben. Auch konnte der Wille jener Mächte hinsichtlich einer Menge von Fragen, von denen sie selbst nur mittelbar berührt wurden, nicht unbedingt schon entschieden haben; es galt hier die Ansprüche zu wägen, das Rechte zu erkennen, das Angemessene zu finden. Also Berathung überhaupt, Mitwirkung für die höher

Betheiligten, für die Unterſten wenigſtens Gehör, konnten nicht verſagt werden. Hier aber für einen ſo noch nie dageweſenen Fall Form und Maß zu ermitteln, das war keine geringe Aufgabe, und auch deren Löſung durch ein bloßes Gebot nicht möglich.

Als nächſte diplomatiſche Anknüpfung für den Kongreß galt der Pariſer Friede, und die acht Mächte, welche dieſen unterzeichnet hatten, oder ihm beigetreten waren, ſtanden in erſter Reihe. Aber durch Zutritt und Stimme konnte hier keine Gleichberechtigung erlangt werden, jeder Hof trat mit dem eigenthümlichen Gewicht ſeiner Macht, ſeiner Lage und Verhältniſſe ein; dieſer weſentliche Unterſchied konnte durch Stimmenmehrheit ſo wenig als durch Selbſtverläugnung aufgehoben werden, und es war undenkbar, daß die unangreifbare Größe Rußlands nur gerade ſo viel gelten ſollte, als Schweden, oder daß Spanien, verheert und erſchöpft, das ſiegskräftige England aufwöge. Dazu kam noch der Uebelſtand, daß Staaten, welche an Umfang und Kraft, vielleicht auch ſogar an Verdienſt um die gemeinſame Sache, wenigſtens gleichberechtigt ſchienen, in der Zahl jener acht Mächte doch nicht begriffen waren. So Dänemark, die Niederlande, Sardinien, der Pabſt, für welche doch grade die Stimmung ſehr günſtig wirkte und vorzugsweiſe ſorgte. Die deutſchen Angelegenheiten, welche, noch ungeordnet, in jenem oberſten Rathe nur durch Oeſterreich und Preußen mitvertreten waren, ſollten erſt wieder zu einem Ganzen emporgebildet werden. Hier tummelten ſich die ſtreitendſten Anſprüche, die vielartigſten, verwickeltſten Forderungen. Um nur erſt feſten Boden zu gewinnen, bemächtigten ſich die fünf Höfe von Wien,

Berlin, München, Hannover und Stuttgart der Berathung, von der sich aber die mittlern Staaten und zuletzt auch die kleinsten nicht gutwillig ausgeschlossen sahen, und zu der die Mediatisirten und einstige Körperschaften sich eifrig andrängten.

Die höheren politischen Fragen von allgemeiner Wichtigkeit wurden in hergebrachter diplomatischer Weise größtentheils durch Notenwechsel zwischen den Großmächten allein verhandelt; die Gegenstände, welche mit jenen Lebensfragen nicht nothwendig zusammenhingen, und theils bestimmte Länder, theils einzelne Klassen, theils auch durchgreifende Allgemeinheiten betrafen, waren an besondere Ausschüsse von Bevollmächtigten, zumeist der großen Höfe gewiesen, wo die Geschäfte durch Sitzungen und Protokolle geführt wurden. Außer den deutschen Gebiets- und Verfassungsfragen standen deren auch für andre Länder manche höchst wichtige zur Entscheidung, und neben den Ausschüssen hiefür waren noch andre für die Abschaffung des Negerhandels und für die Zähmung der afrikanischen Seeräuber aufgestellt.

Kam auf solche Weise die Einleitung und Vertheilung der Arbeiten endlich zu Stande, so fehlte doch viel, daß dies gleich von Anfang vollständig gelungen wäre, und daß der eingeschlagene Gang von allen Seiten die nöthige Förderung erfahren hätte. Allem andern zuvor mußten die politischen Fragen in Betreff des künftigen Besitzstandes der großen Mächte unter diesen abgemacht sein; diese Grundlage schien bereits fest gelegt, allein bei näherem Eingehen fanden sich manche Stellen noch unsicher, andere wurden erst jetzt wankend. Die Häupter der Kabinette, welche bisher die Sachen geführt, wußten

ht gut, was sie im Einzelnen wollten und im Gan-
i wünschten, und die besondern Bestimmungen, die sie
ils als Gesammtheit gegenüber von Frankreich sich aus-
ungen, theils unter sich vorher schon getroffen hatten
r nachträglich festsetzten, ließen ihre Ansprüche und Er-
rtungen deutlich genug hervortreten. Thatsächliche Ueber-
enheit wird in der Welt unter allen Umständen aner-
nnt, und wo das Recht der Mindermächtigen, und
on ihr Vortheil sogar, von der Macht, wie hier un-
gbar der Fall, beachtet und mitvertreten sind, da fin-
sich eine in der Natur der Dinge begründete Unter-
dnung von selbst. Dies war auch das allgemeine Ge-
hl in Betreff des Kongresses, und den vier Hauptmäch-
, sofern sie einig waren, mochte niemand eine Art von
iktatur bestreiten. Ohne Zweifel wäre es für Europa
d insbesondere für Deutschland vortheilhaft gewesen,
nn alle Entscheidungen lediglich in jener höheren Re-
n, ohne die trübende Einmischung beschränkter, von
ten emporsteigender Eifersuchten und kleinlicher Betrieb-
nkeiten, hätten gefaßt werden können, und der Wider-
uch würde unerheblich geblieben und bald verstummt
n. Jedoch fiel die Sache weit anders aus. Inner-
lb der Machtverbindung wurden Trennungslinien sicht-
r, die sich durch hinzutretendes Einwirken leicht in
iespalt vertiefen ließen. Es fehlte nicht an solchem
nwirken, wodurch bald Macht gegen Macht stand, und
statt einer freien, reichen Darbietung ein mißtrauisch
rechnetes und doch gerade dadurch verkümmertes Ergeb-
ß davongetragen wurde.

Zweierlei Einflüsse sind in solchem Betreff haupt-
hlich hier anzuführen. Bei uns Deutschen hatten sich

in der öffentlichen Meinung die außerordentlichſten und theilweiſe ſeltſamſten Erwartungen mit dem verheißenen Kongreſſe verknüpft. Die Deutſchen waren allerdings in einem beſondern Zuſtande, wie keine der andern Nationen, mit denen ſie verbündet den Sieg errungen hatten. Rußland und England, Schweden, desgleichen auch Preußen und Oeſterreich, ſtanden da in alter feſter Geſtalt, und brauchten die Früchte des Sieges nur an ſich zu ziehen und in das Beſtehende aufzunehmen. Polen und Italien, ſchon längſt ohne Selbſtſtändigkeit, und auch von Napoleon nur mit einem Scheine derſelben bethört oder gereizt, folgten dem Looſe der Eroberung, wobei ſie nicht weſentlich zu verlieren ſchienen. Spanien, Portugal, Dänemark ſtanden, wenn auch erſchüttert, auf altem Boden. Die Niederlande erfreuten ſich eines gewonnenen neuen Beſtandes, die Schweiz ihrer theilweiſen Erneuung und allſeitig ausgeſprochenen Sicherheit. In Deutſchland war alles zerſetzt, das Aufgelöſte zum Theil wieder neu gebunden, zum Theil preisgegeben und verloren. Die Franzoſenherrſchaft hatte hier am ſtärkſten und nachhaltigſten, aber nicht gleichmäßig eingewirkt, ſondern nach den Zeiten und Gegenſtänden ſehr verſchieden; alle Wechſelgebilde der letzten dreißig Jahre waren hier geſchichtlich abgelagert, und nebeneinander wiederzufinden, eine Verwirrung von Zuſtänden, die in der größten Abweichung von einander nur darin übereinkamen, daß allenthalben die alten Verhältniſſe zerſtört, die neuen nicht abgeſchloſſen, und Recht, Unterdrückung, Sieg, Verdienſt, Vortheil und Verluſt wunderlich gemiſcht waren. Die Zwiſchenzeit, während welcher das Fremde geherrſcht, hatte zu lange gedauert, und zu vielerlei Eigengebildetes

entſtehen laſſen, als daß man ſie und ihre Gebilde gradezu für nicht geweſen erklären konnte, und wo dieſer Verſuch gleichwohl gemacht wurde, da brachte er nur Verwirrung und Beſchämung hervor. Das Alte ungetheilt herzuſtellen, war im Allgemeinen unmöglich, und daher im Einzelnen ebenfalls, ſofern dieſes der Anknüpfung an ein Ganzes, worin früher ein ſo großer Werth gelegen, jetzt entbehren mußte. Wenn Kaiſer und Reich nicht wieder auflebten, ſo konnten es auch die ehemaligen Reichsſtände und Reichsverhältniſſe nicht, weil jene höchſten Bedingungen eines ſolchen Daſeins fehlten. Soviel des Neuen hatte man in die Verbündung, als der Sieg noch nicht entſchieden war, aufgenommen, ſo wirkſam hatte es Antheil an ihm genommen und war durch ihn eben auch ſelbſt miterſtarkt, daß hier ſowohl das erworbene Recht als auch die wirkliche Macht eine rückſichtsvolle Ausgleichung auferlegten. Aber die großen Regierungen wollten auch jene Wiederherſtellung des Alten nicht, weil ihr eigner Vortheil dagegen war.

Legte ſich dem vorbereiteten politiſchen Entwickelungsgange dieſes Gewicht deutſcher Verhältniſſe und Bedürfniſſe drückend auf, und miſchte ſich von daher ein neues, in noch ungeſtalter Kraft unberechenbares, volksthümliches Element in die Verhandlungen, welche ſchon kein rein diplomatiſches Geſchäft mehr darſtellten, ſondern auch gleichſam ſtaatsgerichtliche und faſt parlamentariſche Vorgänge in ſich aufnehmen mußten, — ſo drang von anderer Seite ein politiſcher Einfluß heran, der ebenfalls in unerwartet begünſtigtem Anwachſen die bisherigen Berechnungen verwirrte und bedrohte. Dies war der Einfluß des wiederhergeſtellten Frankreichs. Allerdings hätten

früherhin die Sieger alle Macht und Befugniß gehabt, dem beſiegten Frankreich den Zutritt zu Verhandlungen zu verſagen, welche gleichſam der letzte Abſchluß derjenigen Ereigniſſe und Beſtimmungen ſein ſollten, durch die, ohne Frankreich und gegen Frankreich, dieſes ſelbſt erſt wieder in ſeiner jetzigen Geſtalt erſtanden war. In der That konnte es unbillig dünken, und gefährlich ſogar, dieſes noch gährende und in vieler Hinſicht dem übrigen Europa fortwährend feindliche Frankreich in die Gemeinſchaft der bevorſtehenden Staatenberathung als gleichberechtigtes Mitglied unbedingt aufzunehmen; allein die Aufrichtigkeit der Verſöhnung ſchien dieſen Beweis des Vertrauens gewähren zu müſſen, das wiedereingeſetzte Bourboniſche Herrſcherhaus durfte ihn dringend fordern, und nicht die Großmuth der Geſinnungen allein, ſondern auch wichtige Gründe der Staatsklugheit hatten für die Zulaſſung entſcheiden müſſen, denn es war allerdings von großer Bedeutung, den neuen Feſtſetzungen, welche die Grundlage des künftigen politiſchen Beſtandes von Europa werden ſollten, den Antheil und die Mitverpflichtung eines Staates nicht fehlen zu laſſen, der ſeine Lage und Beſchaffenheit nach unfehlbar binnen kurzem wieder in die Reihe der großen Mächte zu treten berufen war. Blieben auf jeder Seite dieſes Wechſelfalles Schwierigkeiten, die ſich nicht beſeitigen ließen, ſo folgt daraus nicht, daß ſie nicht bedacht worden wären, wie denn überhaupt Vorſicht und Erwägung in denjenigen Dingen, welche für die Kabinette ſelbſt wichtig waren, dieſen wohl ſelten gefehlt haben. Aber dem Antheil und Einfluß Frankreichs mochte man in keinem Falle den Umfang vorausſetzen, zu welchem er ſich in der That

ild erhob. Hierin wiederum war der Aufſchub des Kon-
:eſſes beſonders verhängnißvoll. Die kurze Zwiſchenzeit,
:r Verlauf deſſelben Sommers, welcher die Heere der
:erbündeten ſich trennen und in die zum Theil weite
eimath zurückkehren ſah, war vollkommen hinreichend,
e lebhaften, durch Schmach und Hoffnung im Innern
ıfgereizten Franzoſen als ein nach außen uuter der neuen
:errſchaft wieder ziemlich vereintes und zum Kriege ſtar-
:s Volk aufzuſtellen. Wäre der Kongreß, wie es an-
ıngs beſtimmt war, einige Monate früher begonnen und
ıſch zum Schluſſe geführt worden, ſo würde Frankreich
ller Wahrſcheinlichkeit nach keine bedeutende Rolle haben
)ielen können noch wollen, und ſeine Theilnahme mehr
:ne formale geblieben ſein. War aber einmal Raum zur
)orbereitung und Entwickelung gegeben, ſo fiel aller Ge-
)inn auf die Seite derjenigen Kräfte, die ſich in Deutſch-
ınd und Frankreich dem vorausgezeichneten Gang und
wecke des Kongreſſes wachſend entgegenwälzten, wäh-
:nd die zwiſchen den Mächten beſtehenden Verabredun-
:n in demſelben Maße an Einigkeit und Feſtigkeit nur
:rlieren konnten. Doch dürfen wir, wenn wir billig
in wollen, auch wegen dieſes verhängnißvollen Aufſchu-
:s nur die Sache ſelbſt und die Geſammtheit der Lei-
nden, nicht aber Einzelne beſchuldigen, deren keiner dieſe
ögerungen in ſeiner Gewalt hatte, wenn auch, was zu
zweifeln, deren Folgen ſo klar, als ſie nachher zu über-
hen waren, vorgelegen hätten, außerdem daß dieſe auf
ıncher Seite auch erwünſcht oder doch weniger zu fürch-
:n ſein konnten.

Während aber die Geſchäfte ſtockten oder ihren Anfang noch unſichtbar zu ſpinnen hatten, war der Weltſchauplatz erfüllt von regem Leben, und in raſchem Wechſel drängten ſich Geſtalten und Ereigniſſe. Die Anweſenheit der größten Herrſcher, ſo vieler königlichen und fürſtlichen Häupter, der höchſten Frauen, umgeben von der Blüthe der vornehmſten Geſchlechter aller Länder, rief in täglich wiederkehrenden Anläſſen alle Pracht und Ueppigkeit der Kaiſerſtadt zu erneuerter Bewegung auf. Feſte folgten auf Feſte, die Schau- und Tanzluſt erhielt volle Befriedigung. Treffend ſcherzte der alte Fürſt von Ligne: „Le Congrès danse bien, mais il ne marche pas!“ und das glückliche Wort flog ſchnell durch ganz Wien, ja durch Europa, zum Ergötzen auch derer, die es treffen konnte; denn wo ein Allgemeines krankt, fühlt ſich der Einzelne kaum noch verantwortlich.

Das moderne Feſt iſt weſentlich militairiſch; der frühere kirchliche, der ſpäter höfiſche Karakter öffentlichen Prunkes iſt ganz in den militairiſchen übergegangen, welcher am verſtändlichſten zu der Menge ſpricht, und ihr durch Ernſt und Tüchtigkeit noch am meiſten Ehrfurcht gebietet. Das Feſt im Prater am 18. Oktober, zur Feier der Schlacht von Leipzig, war in dieſem Betracht eines der allgemeinſten, prunkvollſten und würdigſten. Die Kriegsfürſten und die geringſten Krieger hielten zuſammen gemeinſchaftlich Mahl, und alles Volk nahm Theil an dem großen Anblick. Sechszehntauſend Mann wurden unter freiem Himmel geſpeiſt, der die Feſtlichkeit durch das ſchönſte Wetter begünſtigte, und das Wiener Volk ſetzte den Freudenrauſch fort bis tief in die Nacht hinein. Die Einigkeit der großen Herrſcher

ɔien bei dieſem Gedächtniſſe des gemeinſamen Sieges
ıfs neue ſich zu verbürgen. Gleichen Eindruck empfing
e öffentliche Meinung von der ſechs Tage darauf ge-
einſam von den Monarchen unternommenen Luſtreiſe
ıch Peſt, wiewohl dieſe auch ſchon zu mancherlei eifer-
ıchtigen Bemerkungen Anlaß gab.

An Glanz und Geſchmack ragte beſonders ein von
:m Fürſten von Metternich gegebenes Feſt hervor, wo
:e große Welt alles, was ihrer durch Schönheit und
:uszeichnung würdig ſchien, herangezogen hatte. Das
eſt blieb lange Zeit für die Theilnehmer der Gipfel aller
rächtigen Erſcheinung, und weit und breit wurde davon
eſprochen. Eine begeiſterte Schilderung, noch ganz des
npfundenen Taumels erfüllt, ſchrieb Koreff mit dithy-
ımbiſcher Feder, und gab ſie in den Oeſterreichiſchen Be-
bachter, wo man ſie mit Vergnügen nachleſen und ſich
en unmittelbaren Eindruck vergegenwärtigen wird. Ein
weites Feſt, deſſen Pracht und Herrlichkeit alles über-
ieg, was man bis dahin geſehen hatte, war ein Kar-
ıuſel in der dazu wunderbar ausgeſchmückten und er-
ıuchteten Reitbahn, wobei beſonders die öſterreichiſchen
kavaliere durch Prunk und Gewandtheit die Bilder einer
ıbelhaften Ritterzeit hervorriefen.

In einer andern, minder hohen, aber allgemein an-
ehenden und beſchäftigenden Sphäre, in der des Thea-
:rs nämlich, erwarb die mimiſche Tänzerin Bigottini
en größten Beifall und Ruhm. Von ihrer Darſtellung
er Nina war der ganze Kongreß entzückt, und wiewohl
kenner manches an ihrer Kunſt zu tadeln und ſie

namentlich mit der einſt bewunderten Vigano nicht zu vergleichen fanden, ſo durften ſie gegen die übermächtige, herrſcherliche Bewunderung kaum laut werden. Unter den einheimiſchen Talenten glänzte vor allen die großartige Sängerin Anna Milder, und war des tiefſten, allgemeinſten Eindrucks immer gewiß. Da hier des Theaters gedacht iſt, ſo muß ich auch der Gaſtrollen der ausgezeichneten Künſtlerin Auguſte Brede gedenken, die durch ihr feines gebildetes Spiel den ſchönſten Beifall gewann. Späterhin betrat die gewaltige Sophie Schröder die Bühne, und ſetzte beſonders die Ausländer in Erſtaunen, die ſolche Wirkungen bisher nur dem franzöſiſchen Theater möglich geglaubt hatten.

Nicht bloß der Abend, faſt jede Tageszeit hatte ihre beſondere Schauluſt. Frühmorgens zogen die Truppen zu Paraden und Kriegsübungen aus, wobei ſehr oft die Monarchen ſelbſt in zahlreicher Begleitung erſchienen und durch ihre Beeiferung gern einen Stand und ein Fach ehrten, dem ſie ganz perſönlich angehören wollten. Die Mittagszeit bot häufig die auserleſenſten Muſikaufführungen, worin von jeher Wien durch die außerordentlichſten Hülfsmittel, ſo wie durch wahre Liebe und großartige Pflege der Kunſt, ſich hervorthat. So lange das Wetter günſtig blieb, war die Baſtei der allgemeine Verſammlungsort zum Spazirengehen. Hier ſah man Arm in Arm den Kaiſer Alexander mit dem Prinzen Eugen von Beauharnais, den Fürſten von Metternich mit dem Herzoge von Coburg, in Haltung und Benehmen die ſchönſten Erſcheinungen, die man ſehen konnte. Dagegen ſchritten Lord und Lady Caſtlereagh am hellen Sonnenlichte wie zum Maskenball einher, nicht merkend, wie

ſehr ſie bemerkt wurden. Die beiden Großfürſtinnen, Katharina, verwittwete Herzogin von Oldenburg, und Maria, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar, geliebte Schweſtern des Kaiſers Alexander, gewährten das ſchönſte Bild der mit herrſcherlicher Hoheit vereinten Frauenhuld und Liebenswürdigkeit, und nicht ohne freudigen Antheil vernahmen diejenigen, welche in der Großfürſtin Katharina die ſeltenſte Begabung geiſtigen Hochſinns und leuchtenden Verſtandes näher zu würdigen im Stande waren, daß dieſe Prinzeſſin auf's neue eine deutſche Landesmutter zu werden beſtimmt ſei; ein Name, den ſie als Königin von Würtemberg ſpäter im wahrſten Sinne großartig bewährte; leider ſollte der ſchöne Beruf dieſes Lebens von nicht langer Dauer ſein! Glücklicher war hierin Weimar; noch heute ſtrömen ihm ununterbrochen die Segnungen des Ernſtes und der Anmuth, welche ſich dem Daſein und Wirken einer hohen Frau verbinden, von der Goethe mir einſt mit Wahrheit ſchreiben konnte, daß ſie jeden Stand zu erhöhen geeignet geweſen wäre, und ſelbſt auf dem höchſten noch perſönliche Bewunderung erregt. Ferner ſah man den zwar im letzten Kriege nicht zur Befehlführung berufenen, aber darum nicht minder in Ruhm ſtrahlenden Erzherzog Karl; den tapfern, ſo ritterlichen als freiſinnigen Prinzen Wilhelm von Preußen; den in friſcheſtem Kriegsruhme ausgezeichneeen Kronprinzen von Würtemberg mit dem Freiherrn vom Stein; den ſchon früh für das Vaterland wie für Kunſt und Bildung erglühten Kronprinzen von Baiern mit dem Sieger von Hanau, dem Feldmarſchall Fürſten von Wrede; den Großherzog von Baden, jung, blaß, ungünſtig angeſehen, und wie zum Opfer vorherbeſtimmt;

die Herzogin von Sagan nebſt ihren Schweſtern; den Grafen und die Gräfin von Bernſtorff, letztere eine der erſten Schönheiten des Kongreſſes; die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo; den Kardinal Conſalvi und an ſeiner Seite Bartholdy'n, der ihm die Menſchen und Verhältniſſe erklärte; den jungen Marquis von Cuſtine mit dem Grafen von Noailles; den Großherzog von Sachſen-Weimar, auch hier der leutſelige Fürſt voll geiſtiger Aufmerkſamkeit und menſchenfreundlichen Sinns, — doch jedes Aufzählen iſt hier ein thörichter Verſuch, und mit Einem Worte, ganz Wien und der ganze Kongreß floſſen hier in bunter Miſchung durcheinander, und man konnte die Baſtei eine diplomatiſche Börſe nennen, wo auch die Geſchäfte gar ſehr zur Sprache kamen. Nur Gentz und Humboldt, bemerkte man, wurden niemals dort geſehen, worin man etwas Bezeichnendes finden wollte. Dagegen verſuchte der badiſche Forſtjunker von Drais, in dieſem bunten Gedränge ſeine fußgetriebenen Wagen und ſeine damals neuerfundnen Draiſinen, welche der Großherzog von Weimar die fahrende Ritterſchaft unſrer Tage nannte, und in denen der Doktor Jaſſoy deutliche Sinnbilder der Kongreßbewegung ſehen wollte.

Doch ſo ausſchließlich heiter und ergötzlich konnte nicht alles hergehen, daß nicht auch Verdruß und Unheil ſich eingedrängt hätten, wozu immer den Menſchen, nach Maßgabe ihrer Menge und Verhältniſſe, eine Zahl von Looſen ausgetheilt iſt.

Wir haben ſchon des Verdruſſes gedacht, der einem wackern Manne durch den Freiherrn vom Stein zugefügt

orden. Aehnliche Vorfälle, von denen einer den Für-
en von Talleyrand traf, dem auf einem Feſte durch ei-
en Offizier Grobheiten geſagt wurden, zeigten durch ihre
olgenloſigkeit, daß die Diplomatie ſchon weniger em-
ſindlich ſei. In letzterm Betreff gab der dem engliſchen
eſandten Lord Stewart, Bruder von Lord Caſtlereagh,
geſtoßene Handel am meiſten zu reden; mit Wiener
iakern in Streit gerathen, ließ der Lord auf offner
traße ſich in Thätlichkeiten ein, welche eine ganze Weile
ur Beluſtigung der Zuſchauer fortdauerten, bis endlich
ie Kämpfer getrennt wurden, worauf beide Theile ſich
en Sieg zuſchrieben. Dem Anſehen des tapfern engli-
hen Generals that dies Ereigniß bei ſeinen Landsleuten
einen Eintrag, ſo wenig als einige andre Ungezwungen-
eiten, die man ihm nacherzählte oder eigentlich nach-
ühmte, denn es fehlte nicht an Leuten, welche dem
ngländer die Freiheit, ungeſtraft ſo manches Herkömm-
che zu überſchreiten, höchlich beneideten. Ein beſondrer
nglücksfall traf den hannöverſchen Bevollmächtigten
rafen von Münſter, und erweckte den allgemeinſten
ntheil; ſeine Pferde wurden ſcheu, er wurde umgewor-
n und ſchwer beſchädigt, ſo daß er lange die Heilung
warten mußte.

Aber auch ein Todesfall, gleich im Beginne des
ongreſſes, ereignete ſich auf wahrhaft bedauernswerthe
eiſe. Ein altgedienter ehrbarer Diplomat, von dem
chlage derjenigen, welche grade durch ihre zuverläſſigen
ähigkeiten innerhalb einer Sphäre der Brauchbarkeit feſt-
halten werden, wo ihr Name zu keiner Berühmtheit
langt, war von einem auswärtigen Poſten in die Haupt-
adt heimgekehrt. An einem Hoffeſte Theil nehmend,

dachte er aus beſondern Gründen bald wieder fortzuge-
hen, als er unerwartet zu einem Spieltiſche befohle-
wurde, wo denn zu verweilen ihm Ehre und Pflicht ſei
mußte. Er hoffte ſein Ungemach durch Willensſtärke
bezwingen, wenigſtens hinzuhalten, ſeine Beleſenheit hie
ihm zu rechter Zeit das Beiſpiel des Herzogs von Sain
Simon vor, der in weniger gebieteriſchen Umſtänden d
Unglaubliche in ſolcher Art geleiſtet. Allein unſer gequä
ter Diplomat fing bald an, die Erzählung Saint-Simon's
prahleriſcher Uebertreibung zu beſchuldigen, bald aber ver-
gaß er Beiſpiel und Nachahmung völlig. Die Mitſpie-
lenden empfanden einige Unruhe. Der Diplomat wurde
roth und blaß; mit bedauerlichſter Theilnahme ſahen ihn
die Andern an. Man ſtand endlich auf, und wandte
ſich von dem Unglücklichen ab, der nun Freiheit bekam,
ſich eiligſt zu entfernen. Er begab ſich nach Hauſe, und
nachdem er ſein Mißgeſchick überlegt, auch bald erfahren,
wie daſſelbe niemanden zweifelhaft geblieben und ſchon
allgemein bekannt geworden, glaubte er die Schmach nicht
überleben zu dürfen, und in einem Anfall von Verzweif-
lung erſchoß er ſich! — Man bedauerte ihn ungemein,
und konnte ſich doch nicht erwehren, die Geſchichte durch
alle möglichen Erörterungen der Kaſuiſtik zu treiben, wi
der Arme ſich am ſchicklichſten zu benehmen gehabt, ur
welche Aushülfe ihn noch in den verſchiedenen Stadi
hätte retten können. Humboldt verſicherte, er würde
ſolchem Falle ruhig ſein Theil, die Andern möchten d
ebenſo das ihre getragen haben, in keinem Fall w
er ſich aus ſolcher Urſach erſchießen, — was man
von mancher Seite faſt als zu demokratiſch verd
wollte.

Späterhin, mitten im Laufe des Kongreſſes, erweckte ein andrer Todesfall die allgemeinſte Theilnahme. Der Fürſt von Ligne, der anfangs nur leicht erkrankt ſchien, aber ſcherzend verhieß, er werde dem Kongreſſe, der ſich in Schauſpielen aller Art ſchon erſättigt, nun doch noch ein neues bereiten, nämlich das Leichenbegängniß eines öſterreichiſchen Feldmarſchalls, machte den Scherz nur allzu ſchnell war, und ſchied aus einer Welt, die er lange belebt und erfreut hatte, zuletzt aber doch nicht ganz mehr als die ſeinige erkannte, ſo ſehr er ſie auch durch Laune und Fügſamkeit noch ſich anzueignen ſtrebte. Sein Verluſt wurde aufrichtig betrauert, und viele bereuten, die letzten Strahlen dieſer Geiſtesſonne nicht eifriger aufgeſucht zu haben. Mit ihrem Verlöſchen war in der That ein ganzes Zeitalter hinabgeſunken, dem wohl hin und wieder noch ein Zeuge, aber nun kaum ein Vertreter noch übrig war.

Viel zu reden gab auch der plötzliche Tod des heſſen-homburgiſchen Geheimen Rathes Majors von Sinclair, der in der diplomatiſchen Welt noch kaum bekannt war, aber in der litterariſchen eines verdienten Rufes genoß. Er hatte den Cevennenkrieg dramatiſch bearbeitet, und unter dem Namen Criſalin ſowohl dieſe Dramen als auch andre Dichtungen in Druck gegeben. Sein ſchottiſcher Urſprung zeigte ſich wie im Namen ſo auch im ganzen Weſen, ein feuriges Blut trieb ihn zu raſchem Handeln, und in früheren Jahren, zugleich Soldat, Hofmann und Dichter, machte er einen faſt abenteuerlichen Eindruck. Jetzt, in reiferem Alter, hatte ſich ſeine Heftigkeit ſehr gemäßigt. Er hielt ſich viel zu Friedrich Schlegel, und auch ich ſah ihn öfters durch frühere Verhältniſſe in

Berlin auf ſeine Bekanntſchaft angewieſen. Plötzlich erfuhr man eines Morgens, er ſei über Nacht vom Schlagfluß getroffen, und in einem Hauſe, wo man ihn nicht kannte, und wo niemand ihn geſucht hätte, todt gefunden worden.

Nach ſo vielem Vorläufigen und Beihergehenden, welches denn doch in unſrem Falle, wie faſt immer im Leben, mit den Hauptſachen nahe zuſammenhängt und ſie vielfach bedingt, müſſen wir wohl wieder mit einigen Worten der Geſchäfte gedenken, welche raſch genug mit ſteigendem Ernſt und Nachdruck zur Sprache kamen. Zuvörderſt aber dürfen wir eine Reihe von Bildniſſen derjenigen Männer vorüberführen, denen die Verhandlungen vorzugsweiſe vertraut waren, und von deren Einſicht, Geſinnung und Geſchicklichkeit ſie großentheils abhingen. Unſre Aufzählung wird keine nach dem Staatskalender ſein, weder die Perſonen wollen wir alle vollſtändig angeben, noch ihre Züge ausführlich zeichnen, ſondern nur die der eignen Erinnerung ſich vorzugsweiſe darbietenden, des Rechtes und Vortheils vollkommen eingedenk, daß wir Denkwürdigkeiten ſchreiben, welche ihresgleichen noch viele vorausſetzen oder gewärtigen, denen erlaubt iſt, Lücken zu haben, weil ſie ſelber vielleicht ſo am beſten andre ausfüllen.

An der Spitze des Kongreſſes, wenn wir die Monarchen ſelbſt, wie billig, außerhalb der diplomatiſchen Kategorie laſſen, ſtand unläugbar der Fürſt von Metternich; in ihm erkannte man ſchon im voraus den Präſidenten dieſer hohen Verſammlung, die ihn auch bald

sdrücklich dazu erwählte. Da Oeſterreich gleichſam den
irth machte, die Eingeladenen bei ihm zu Gaſte und
Obhut waren, ſo vereinigte der Miniſter dieſes Staa-
mit dem vollwichtigen Anſehn, das ihm als ſolchem
erall inwohnen mußte, das ihm auch in Paris und
ndon nicht hätte fehlen können, und mit der ohnehin
rkſamſten Geltung der bedeutenden Perſönlichkeit, zu-
ich allen Vorzug und Einfluß, den das Zuhauſeſein,
s Zugebotestehen der ganzen Oertlichkeit, mit Einem
orte das Recht des Wirthes, hier unberechenbar ge-
ährte. Ich habe von der ſchönen und einnehmenden
rſcheinung des Fürſten ſchon bei andrer Gelegenheit ge-
rochen, über ſeine ſtaatsmänniſche Bedeutung und Ei-
nheit im Allgemeinen manches aufgezeichnet, was aber
ſpätere Zeit als die des Wiener Kongreſſes fällt, und
er daher noch keine Stelle findet; demnach für dieſes-
al, bis der Augenblick ſich ergiebt, wo die Ausführung
nes ſolchen Bildes zu verſuchen ſein wird, muß ich mich
ſchränken, einige der Züge, welche ſich während des
ongreſſes darbieten, vorläufig einzutragen.

Die perſönliche Bedeutung des Fürſten zeigte ſich
on in dem merkwürdigen Umſtande, daß ihm, deſſen
orrang alle andere Bevollmächtigte anerkannten, auch
r Kaiſer Alexander, der von den Monarchen am mei-
en perſönlich in politiſche Verhandlung einging, für ſol-
en Fall kaum noch als ein Höherer gegenüberſtand,
ndern der ruſſiſche Kaiſer und der öſterreichiſche Mini-
er als zwei gleiche Kämpfer auf demſelben Boden ge-
ume Zeit um den Preis des Sieges rangen. Anfangs
hien das Verhältniß als ein durchaus günſtiges, und
itte als einträchtiges unwiderſtehlich alle andern Ver-

hältniſſe des Kongreſſes beherrſchen müſſen; allein es erfolgten Abweichungen, Verſtimmungen, und endlich völlige Entzweiung, wobei doch der gute Grund unerſchüttert blieb, auf welchem die achtungsvolle Anerkennung nie verloren ging, und ſpäterhin rückhaltloſes Vertrauen ſich wiedererzeugen konnte.

Für Oeſterreich war an zweiter Stelle der Freiherr von Weſſenberg. Er gehörte zu den unterrichteten, hellſinnigen, arbeitſamen Männern, von denen die Geſchäfte ſtets gefördert werden. Die Selbſtſtändigkeit ſeines Wollens hemmte jedoch ſeinen Einfluß in manchen Regionen, wo nur durch Anſchmiegen vorgerückt werden kann; der Verſtand, der ſich nicht unterordnet, iſt bald unbequem, und wird allmählig zur Seite gedrängt.

Die den Umſtänden entſprechendſte und dadurch wichtigſte und brauchbarſte Thätigkeit war ohne Zweifel in Gentz vorhanden. Auch von ihm iſt ſchon anderweitig zur Genüge geſprochen, und ich werde hier nur einiges nachtragen. Der öſterreichiſche Hofrath ſtand ſichtbar weit über dieſem äußern Rang und genoß eines europäiſchen Ruhmes und Anſehns. Seine Stellung in den öſterreichiſchen Staatsgeſchäften gab ihm ſchon Bedeutung genug, aber als Führer des Protokolls der Kongreßberathungen, als Mitglied ſo mancher Ausſchüſſe und Kommiſſionen, als kundiger Berather und lichtvoller Darſteller wurde er nach allen Seiten auch den höchſten Perſonen wichtig, und die erſten Staatsmänner gingen mit ihm auf dem Fuße der Gleichheit um. Damals konnte kein Zweifel aufkommen, wer Gentz ſei und was es mit ihm auf ſich habe; die Betheiligten wußten es nur zu gut, und ſuchten die Früchte ſeines Geiſtes und

eines Talents für sich zu ärnten. Er vermochte vielerei Ansichten zu erfassen, mannigfache Interessen dialektisch zu vertreten, und sein Gespräch wurde durch seinen Reichthum belehrend für Freund und Feind; aber wo es bestimmte Fragen galt, wirkliche Festsetzungen von unmittelbarer Anwendung, da verläugnete sich seine glänzende Beweglichkeit, und wer ihn europäisch, oder englisch, oder vorzugsweise deutsch, oder auch etwa von Alters her noch etwas preußisch wünschte, der fand ihn zunächst und hauptsächlich doch nur österreichisch. Dafür mußte er viel Mißwollen und Gehässigkeit von Seiten derer leiden, deren eigenwilligen Erwartungen er nicht entsprach. Daß er einer der wichtigsten, thätigsten und geschicktesten Männer auf dem Kongreß gewesen, bezeugt auch ausdrücklich Herr von Gagern, der mit ihm unmittelbar zu verhandeln hatte. Humboldt rühmte von ihm, daß unter seinen Händen nichts ungeschickt bliebe, und daß immer, wo er eingriff, die Sachen eine angemessene, haltbare Gestalt bekämen.

Wenn hier das Bild Friedrichs von Schlegel sich anreiht, so ist es keine diplomatische Thätigkeit — deren er gar keine hatte — sondern andere Bedeutung, in der sein Name mit dem von Gentz mag verbunden werden. Er war, gleich diesem, ein norddeutscher Gelehrter, ein ausgezeichneter Schriftsteller, durch mancherlei Geschicke in den österreichischen Staatsdienst gekommen. Als beide Männer noch in Berlin zusammenlebten, haßten sie einander, und besonders war damals der schon antirevolutionair gesinnte Gentz dem noch heftig die republikanische Freiheit anstrebenden Schlegel ein Gegenstand tiefen Abscheu's. Jetzt aber verehrte Schlegel nicht nur die

politiſche Denkart des ehemaligen Gegners und ſuchte ihn darin noch zu überbieten, ſondern er mußte in ihm perſönlich auch eine Art Vorgeſetzten anerkennen, deſſen Gunſt und Billigung er nicht entbehren durfte. Gentz war ohne allen Nachſinn, ſah nur auf den jetzigen guten Willen, und glaubte, daß wenigſtens der Name des Mannes von Nutzen ſein könnte, deſſen Dienſte ihm doch ſehr zweifelhaft ſchienen, ja deſſen Geſinnungen er noch mit einigem Mißtrauen betrachtete. Denn Schlegel war katholiſch geworden, während Gentz immer proteſtantiſch geblieben war, und nur der politiſchen Seite Oeſterreichs angehörte, wogegen jener die katholiſche Seite vorzugsweiſe ergriffen hatte, und es nicht verhehlen konnte, daß in den häufigen Fällen, wo die Sache des Staates und die der Kirche ſich trennten, er ohne Frage der letztern zu folgen vorziehe. Aber in Wien wollte man auch an die Aufrichtigkeit ſeiner katholiſchen Ueberzeugung wenig glauben, und der fremde Neubekehrte war ſeinen neuen Staats- und Kirchengenoſſen vielfach verdächtig, ein bloß ehrgeiziger Heuchler zu ſein. Die unzweifelhafte Hochachtung nur, welche hochſtehende Gebildete dem geiſtvollen Schriftſteller zu bezeigen fortfuhren, und die Bürgſchaft, welche darin gleichſam für die Wahrheit und den Ernſt ſeiner neuen Richtung lag, halfen einen Namen aufrecht erhalten, dem jede Erinnerung an die berüchtigte Lucinde doch immer wieder einen Flecken anhing. Beſonders war in jener Hinſicht für Schlegel Wilhelm von Humboldt von Wichtigkeit, der als preußiſcher Geſandter mit ſeinem ganzen Anſehn ihn ſtützte. Auch er hatte, wie Gentz, ihm aus früherer Zeit mancherlei zu verzeihen, und that es mit heitrer Großmuth. Im Schlegel-

ſchen Athenäum waren demjenigen, der beweiſen könne, Ramdohr's Charis geleſen zu haben, die äſthetiſchen Verſuche Humboldt's als Belohnung zugeſagt worden; häufig wurde des bittern Scherzes noch jetzt gedacht, nur Humboldt wollte ihn vergeſſen haben. Zum Unglück war auch Herr von Ramdohr jetzt, als preußiſcher Diplomat und Hardenberg's Landsmann und Bekannter, ein bedeutenderer Mann geworden, als der Schriftſteller je hätte werden können. Die ganze Vergangenheit laſtete auf Schlegel als ein Ungemach, und es hatte etwas Beluſtigendes, wie er die jetzt öfters unvermuthet auf ihn fallenden Rückſchläge ſeiner früheren Unarten halb trotzig halb weinerlich hinnahm. In eigentlichen Geſchäften wurde er nicht gebraucht, hatte aber ſo eben die Aufmerkſamkeit durch ſein dem Fürſten von Metternich gewidmetes Buch über alte und neue Litteratur auf ſich gezogen, ein ausgezeichnetes, geiſt- und kenntnißreiches Werk, welches für das Haupterzeugniß ſeines Lebens gelten kann, und deſſen Ruhm und Erfolg nur durch die unheimliche Beimiſchung verkümmert wurde, die ein in ſich ganz herber, und nur im Ausdrucke noch ſchüchterner Glaubenseifer dazu geliefert hat. Durch ſein Denken und Sprechen, beſonders auch über ſo viele vaterländiſche Gegenſtände, mußte Schlegel im Getriebe ſo lebhafter Verhandlungen, wo alles Deutſche ſo ernſtlich in Frage kam, auch ohne unmittelbar geſchäftliche Theilnahme doch immer Einfluß erlangen. Er und ſeine geiſtvolle, wohlvollend-eifrige Frau hatten einen großen Kreis; alles was irgendwie den Bereich der weiterverbreiteten und in Kunſt und Litteratur immer entſchiedner herrſchenden romantiſch-mittelalterlichen Bildung berührte, alles was

mit deutschen Gefühlen anknüpfen wollte und doch auf mittlern Stufen verweilen mußte, so wie auch mancher feurige Sinn, der sich der höchsten Blüthe des Orients, den damals noch neuen von Schlegel eingeführten Sanskritstudien zuwenden mochte, ganz besonders aber alles der katholischen Kirche Angehörige, fand oder suchte hier einen Anhalt. Manche diplomatische Personen ließen hier gern sich belehren und berathen, wenn sie auch selten den Rath gebrauchen konnten, die Anwalte der deutschen katholischen Kirche nährten ihre Hoffnungen hier, und selbst der vom Pabste zum Kongreß abgesandte Kardinal Consalvi benutzte die ihm dargebotene Willfährigkeit zu mancherlei Erkundigungen und Arbeiten. Doch fand der kluge Italiäner, dem es für das Heil der Kirche oft mehr auf weltliche Einsicht als auf geistigen Eifer ankam, bald viel ersprießlichere Dienste in dem zwar akatholischen, aber sich ihm ganz widmenden Freunde Bartholdy, der schon als preußischer Generalkonsul für Italien bezeichnet war, und daher das ihm wichtigste Verhältniß fleißigst anbaute. Für Schlegel war dieser Vorzug, der einem sonst von ihm, auch bei eingetretener Verwandtschaft, fast übersehenen Mann gegeben wurde, ein wahrer Schmerz, und er klagte mit Bitterkeit, daß die katholische Kirche sich selber nicht in dem Sinne vertreten wolle, der nach seiner Ueberzeugung der einzig rechte sei; eine Klage, die sich ihm auch in Betreff Oesterreichs wiederholte, denn grade diejenigen Ansichten, welche er sich als wesentlich österreichische einredete, konnte er am wenigsten geltend machen, und so fand er auch eher bei den fremdesten Staatsmännern Gehör, als bei den österreichischen, wie denn schon Gentz die Träume von mittelalterlichen Herstellungen als

ie unbrauchbarſten Hirngeſpinnſte verwarf, und der Fürſt on Metternich für dergleichen Grübeleien in ſeinem von :ängenden Lebensfragen erfüllten Tagewerke kaum eine Rußeſtunde haben konnte.

Später kam aus Tyrol, wo er an den Verwaltungs-:ſchäften Theil genommen, Adam von Müller nach Wien, nd ſtellte ſich als Mittelglied zwiſchen Gentz und Schle-el. Jenem gehörte er durch alte Freundſchaft und Ver-ɔrung, ſo wie insbeſondere als Schüler im Staatsweſen n; mit dieſem verband ihn der Uebertritt zum katholiſchen Glauben und der Eifer für denſelben. Er hatte nicht die Geſchäftskunde von Gentz, aber ſo große Leichtigkeit und Gewandtheit, daß er ſich in alles hineinarbeiten konnte, nd ſeine ſchriftſtelleriſche Beredtſamkeit ſchien in man-ɛen Fällen die des Meiſters ſogar zu übertreffen. Er ɔar überzeugt, dieſer habe ihn aus Eiferſucht ſo lange ɔn Wien entfernt gehalten, und werde ihn auch jetzt ɪicht dort laſſen, ſondern ihm lieber eine vortheilhafte Anſtellung anderswo verſchaffen, wie ſich auch in der olge als richtig erwies, indem für Müller das öſterrei-iſche Generalkonſulat in Sachſen errichtet wurde. Vor-:r genoß er eine Zeit lang der perſönlichen Nähe und ɪsgezeichneten Gunſt des Fürſten von Metternich, der :wiß erkannte, daß höchſtens in Müller einigermaßen ɪr Gentz ein Erſatz als möglich zu denken ſei. Müller ɪtte jedoch die Schwäche, daß fremde und ihm entge-:nſtehende Meinungen ihn heftig beunruhigten, und in ɪner Nähe ſie zu dulden wurde ihm zur größten Pein, eshalb er alle Mittel aufbot, die Menſchen, mit denen lebte, zu bereden, zu bekehren. In dieſem Bemühen, ɪd um Vertrauen durch Vertrauen zu gewinnen, theilte

er alles mit, was er irgend wußte und dachte, und nicht nur seine eignen Geheimnisse, sondern auch die, welche er von Gentz und Schlegel wußte. Sein Freund Wiesel, dessen weltlichem Verstande er staunend einst gehuldigt hatte, jetzt aber in religiösen Dingen gern die katholische Gläubigkeit aufgeredet hätte, benutzte diese Schwäche, und pumpte nach Belieben alles aus ihm heraus, was die innerste Heimlichkeit, Hoffnung, Kühnheit, oder Besorgniß der Parthei war, womit er dann seinen Hohn trieb, und den Freund zärtlich zu lieben dadurch beweisen wollte, daß er demselben in seinen Verrücktheiten, wie er es nannte, möglichst Abbruch that!

Preußen war bei dem Kongresse auf reiche und vortreffliche Weise vertreten. Der Fürst von Hardenberg hatte den ungemeinen Vortheil, als Staatskanzler an der Spitze nicht nur der auswärtigen Angelegenheiten, sondern aller Zweige der Staatsverwaltung zu stehen. Sein Alter, seine durch vielfache Lebens- und Staatsgeschicke bewährte Erfahrung, seine neuste, durch die glänzendsten Erfolge bezeichnete Laufbahn, sein muntrer, umsichtiger Geist und seine menschenfreundliche Liebenswürdigkeit, alles vereinigte sich, ihm das größte Ansehen und die wirksamste Bedeutung zu geben. Zahlreich waren in Wien die ausgezeichnetsten Staatsmänner versammelt, jedes Verdienst und jeden Vorzug sah man hier glänzen, aber unter den Hochbejahrten konnte keine Persönlichkeit dem Fürsten von Hardenberg den Preis der edlen, ausdrucksvollen, durch Würde und Milde wohlthuenden Erscheinung streitig machen, wie unter den im kräftigen Mannesalter stehenden dieser Preis eben so sehr dem Fürsten von Metternich gebührte. Hardenberg war noch in seinen

ißen Haaren ein ſchöner Mann, dem man es anſah, lch außerordentliches Glück er einſt bei Frauen ge- acht hatte, ja der dieſem Lebensreize noch jetzt weniger chging, als begegnete, und dem die geſellige Welt in er Weiſe nur immer Gunſt und Vortheil darbringen ßte. Dabei litt er an einem Gebrechen, das die da- t Behafteten verdrießlich zu machen pflegt, ihn auch in : That gewaltig hinderte, jedoch ſeine heitere Anmuth : ſtörte, und auch ſeiner lebhaften, ſcharfen, und geiſt- chen Auffaſſung wenig Eintrag that. Er war nämlich rthörig, nach wechſelnden Umſtänden bald mehr bald niger, doch immer beſchwerlich genug für ihn und die ndern, und die ihm nicht ſehr vertrauten Stimmen rden ihm nur durch erhöhte Stärke oder durch reine llönigkeit verſtändlich.

Ihm als Kongreßgeſandter zur Seite ſtand der Frei- r Wilhelm von Humboldt. Zwiſchen ihm und dem taatskanzler beſtand während der ganzen Dauer des ngreſſes das vertraulichſte, ungetrübteſte Einverſtänd- ; und beide Männer ergänzten einander im beſten nne. Dem Staatskanzler als ſolchem ohne Frage un- geordnet, als diplomatiſcher Bevollmächtigter doch wie- : ihm faſt gleichgeſtellt, an Geiſt und Geiſteskräften er ihn überragend, erfüllte Humboldt willig und vor- fflich die in ſolcher Miſchung von Verhältniſſen ihm wordene Rolle, die bei jedem Andern, und grade durch s Beſtreben, ſie zur erſten zu machen, eine zweite ge- eben wäre, durch ſeine äußere Verläugnung und innere elbſtſtändigkeit aber recht eigentlich eine der erſten gleiche rde. Es war dies nicht das Verhältniß Blücher's und neiſenau's, welches eben ſo einzig und erſprießlich

während des Krieges sich gebildet und erhalten hatte; für ihre Aufgaben und ihr eigentliches Geschäft standen die beiden Diplomaten einander näher, konnten leichter ihre Leistungen vertauschen und darin wetteifern, als jene beiden Kriegshelden. Aber die Oberleitung Hardenberg's war schon in dessen Haupte von Humboldt's Beistand durchdrungen, so wie des Letztern Ausführungsthätigkeit den Impuls des Ersteren immerfort als erwünschte Förderung in sich trug. Der Muth und Fleiß beider Männer wetteiferte in jeder Anstrengung. Was Humboldt während des Kongresses alles gearbeitet, und wie umsichtig, gediegen, sorgfältig, mit welcher Strenge und Unermüdlichkeit, das übersteigt allen Glauben, auch forderte er in gleichem Maße von seinen Gehülfen und Untergebenen solche Thätigkeit; hier ist hauptsächlich der Graf von Flemming zu nennen, Hardenberg's Neffe, der unter feiner und angenehmer Bildung, bei lässiger Scherzweise, eine große Schärfe und innere Festigkeit besaß, und sich an Humboldt mehr noch als an Hardenberg hielt. Der Staatskanzler trug die Last der gesammten Staatsgeschäfte in allen Zweigen, doch ging die diplomatische Thätigkeit für jetzt nothgedrungen jeder andern voran. In diesem Gebiete arbeitete Hardenberg vieles ganz selbst und ganz allein. Manche der wichtigsten Noten, besonders als der Kampf um Sachsen am höchsten und bedenklichsten schwebte, schrieb er in durchwachten Nächten mit eigner Hand, und lieferte Meisterstücke der Klugheit, der Angemessenheit, der nachdrücklichen Stärke; eine ihm eigene Grazie und Sicherheit bezeichnet diese Arbeiten auch im Stil als die seinigen.

Wichtige Unterſtützung für die auswärtigen Geſchäfte fand er in dem Staatsrath Jordan, der ſeinerſeits wieder Andre zu beauftragen hatte; für die innern Angelegenheiten beſaß er den unſchätzbarſten Gehülfen an dem Geheimen Staatsrath Stägemann, der an Einſicht, Erfahrung, Raſchheit und Gediegenheit des Arbeitens wie an unermüdetem Fleiß als ein ſchwer zu erreichendes Vorbild daſtand. Die ſtatiſtiſchen Gegenſtände waren bei dem Staatsrath Hoffmann in beſten Händen. Andre beſondere Gegenſtände waren dem ehemals in Schleſien wegen revolutionairer Umtriebe lange in Verhaft geweſenen Geheimen Rath Zerboni di Spoſetti, noch andre dem Hofrath Bartholdy übertragen. Von allen dieſen Männern iſt theils ſchon geredet, theils wird weiterhin die Rede von ihnen ſein.

Der Geheime Staatsrath Küſter, preußiſcher Gesandter in Stuttgart, war nach Wien gerufen, nicht wie Herr von Gagern ohne jeden Grund berichtet, pour rectifier les erreurs de monsieur de Humboldt, ſondern um ſelber den Fehlgriffen, die aus Spannungen in Würtemberg entſtehen und durch ihn allzu leicht eine preußiſche Farbe bekommen konnten, entrückt zu ſein. Da er einmal in Wien war, ſo wurde natürlich auch ſeine mannigfache, beſonders in deutſchen Sachen zuverläſſige Geſchäftskenntniß benutzt. — Im Verlaufe des Kongreſſes kamen auch noch der Finanzminiſter Freiherr von Bülow und der Kriegsminiſter von Boyen nach Wien.

Wollte man fragen, wie ſo dieſe herrlichen Gaben und Kräfte, beſonders die ſo glücklich vereinigten Talente Hardenberg's und Humboldt's, nicht größere Erfolge gehabt, auf dem Kongreſſe nicht entſcheidender gewirkt, ſo-

wohl für Preußen unmittelbar, als für die von demſelben vertretenen Grundſätze, — ſo müſſen wir die alſo Fragenden — in wie großer Anzahl ſie auch ſein möchten — unbedenklich einer irrigen Vorausſetzung, einer falſchen Beurtheilung der Möglichkeiten und Wirklichkeiten zeihen. Uns hat die ruhige Betrachtung und fortgeſetzte Erwägung dieſer Dinge in Verlauf der Jahre den Schluß aufgedrängt, was allerdings im Augenblick ſelbſt anders ſcheinen konnte, daß, wie die Verhältniſſe einmal waren, Preußens Betheiligung bei dem Kongreſſe in keinerlei Hinſicht eine zurückſtehende geweſen, ſondern daß der Ertrag und Gewinn, wenn auch nicht vollkommen der gewünſchte, doch immer ein außerordentlicher geweſen. Wenn eine ſehr verbreitete Meinung dieſe Anſicht noch heute, oft mit bitterer Anklage und ſchwerem Seufzen, beſtreiten möchte, ſo ergiebt ſich hieraus nur die Höhe der Anſprüche, zu welcher die Nation ſich durch die Erfolge ſelbſt geſteigert hatte.

Die Behauptung, daß Preußen in den Verhandlungen weniger ehrenvoll und erfolgreich geweſen, als auf dem Kriegsfelde, wäre durch genaue Erörterung Punkt für Punkt erſt zu erweiſen. Nur ſind freilich in den Kämpfen der Kabinette die ſtreitenden Kräfte nicht ſo mit Zahlen auszudrücken, wie in Schlachten und Gefechten die der Sieger und Beſiegten, der Angriff und der Widerſtand ſetzen ſich aus gar mannigfachen Beſtandtheilen zuſammen, und wer die Schwierigkeiten und Hinderniſſe durchſchaut, gegen welche Hardenberg und Humboldt unausgeſetzt angingen, der wird das von dieſen beiden Staatsmännern Geleiſtete wahrlich nicht gering anſchlagen. Doch dies im Einzelnen auszuführen, dürfte

auch heute, wiewohl ein Vierteljahrhundert ſeitdem verfloſſen, noch zu früh ſein, und möge dies künftigen Mittheilungen vorbehalten bleiben! —

Von Seiten Rußlands nahmen an den Berathungen der Fürſt von Raſumoffskii, der Graf von Stackelberg und der Graf von Neſſelrode Theil, wobei jedoch die perſönliche Einwirkung des Kaiſer keinen Augenblick zu fehlen ſchien. Die Grafen Kapodiſtrias und Pozzo di Borgo ſtanden in dieſer Zeit noch nicht in erſter Reihe, zu der ſie jedoch bedeutend vorrückten. Die ruſſiſchen Diplomaten und Generale hatten ſich überhaupt zahlreich eingefunden, und ihr Benehmen und ihre ganze Erſcheinung wirkten bedeutend ein; mit dem Grafen Goloffkin, der gegen den Ausgang des Kongreſſes wieder nach Stuttgart geſandt wurde, iſt hier beſonders noch der Freiherr von Anſtett zu nennen, der in der Folge als ruſſiſcher Geſandter am deutſchen Bunde längere Zeit wichtig war; Raſumoffskii, von Bignon aus dem genommenen Standpunkte ganz treffend geſchildert, war faſt in Wien einheimiſch und vereinigte in ſeiner Hand Fäden, die ſonſt wohl ſelten zuſammenkamen.

Für England traten Lord Caſtlereagh und ſein Bruder Lord Stewart, ferner Lord Clancarty und Lord Cathcart, ſpäter auch der Herzog von Wellington auf. Caſtlereagh war ohne perſönlichen Schimmer, ſeine Anſichten galten für beſchränkt, ſeine Meinung ſchien oft von äußeren Eindrücken abhängig, und ſein Verhandeln geſchah mehr im Sinne eines Sachwalters, als eines Staatsmannes. Er ſprach viel, ohne viel zu ſagen; auch wußte man längſt, daß er im Parlamente nicht als Redner glänzte. Seinen Lieblingsausdruck „features“ gebrauchte

er auch hier mit Uebermaß und Ungeschick, zum großen Ergötzen Humboldt's, der solcherlei nicht umkommen ließ. Die schwierigen Verhältnisse, die er für sich, wenn er wieder zu Hause sein würde, im Parlamente voraussah, bestimmten oft hauptsächlich, worauf er bestand und worin er nachgab, und brachten vielen Gegenständen entschiednen Nachtheil. Clancarty war der sorgsame, fleißige Arbeiter, dem die Einzelnheiten sich leicht in gute Uebersicht stellten, und der vieles ordnen half.

Schweden hatte den Grafen Karl Axel von Löwenhjelm als Bevollmächtigten gesandt, einen geistvollen und gewandten Diplomaten, der den Vortheil seines Landes und Königs gut wahrzunehmen wußte; die Lage der Dinge war von der Art, daß mehr Mißliches und Uebles vermieden, als Erwünschtes erlangt werden konnte.

Don Gomez Labrador, ein geübter, in seiner Aufgabe fester Geschäftsmann, wohnte für Spanien den Verhandlungen bei, doch nur in sofern es spanische Anliegen zu vertreten gab, dann aber mit Eifer und Beharrlichkeit. Den Gesandten Portugals wurde dasselbe nachgesagt. Der Graf von Palmella hatte den Ruf eines klugen und kühnen Staatsmannes, und auch seine Gehülfen, Saldanha da Gama und Lobo da Silveira, wurden sehr geachtet, aber mit Nachdruck traten sie nur in der Sache des Negerhandels auf, dessen Abschaffung England forderte und Portugal und Spanien verweigerten. Von portugiesischer Seite machte sich durch gesellige Annehmlichkeit und glänzenden Aufwand der bei dem Kaiser von Rußland beglaubigte Gesandte Marquez von Marialva an meisten bemerklich, durch hellen Verstand und scharfe Einsicht aber der nachherige Gesandte in Wien,

drigo Navarro, der früher in Berlin und dort in den ildeten Kreiſen einheimiſch geweſen war.

Die Vertretung Frankreichs ruhte auf vier Namen, denen aber der des Fürſten Talleyrand die andern t überragte. Ueber den berühmten Erzdiplomaten iſt viel geſchrieben worden, von Thiers an, der ihm mit ringenden Blicke in das geheimſte Innere nachgegan-, bis hinab zu dem ſittenrichterlichen Eifer, der ihn mp einen Schuft nennt, — daß es ſchwer ſein wür- hier über ſein Weſen etwas Neues zu ſagen. Die lle, welche er auf dem Wiener Kongreſſe in zwei Rich-gen, erſt trennend und dann einend, mit Geſchicklich- und Erfolg geſpielt, tritt in den Ereigniſſen ſprechend ug hervor. Ich muß indeſſen bemerken, daß ich ei- beſondern Bezug mit ihm hatte. Schon lange mit er Arbeit über Mirabeau beſchäftigt, konnte ich das langen nicht unterdrücken, den noch lebenden Zeugen Freund jener großen Perſönlichkeit über ſie zu ver-en. Man wandte mir ein, ſolches ganz außer der t liegende Anſinnen würde nicht nur fruchtlos, ſon- auch, als dreiſt und ungereimt, mir ſelber in dem heile des Mannes ſchädlich ſein. Ich glaubte das t, und ließ ihm meinen Wunſch eröffnen. Freund-ſt kam er demſelben entgegen, er hielt alles Schrift-leriſche, ſofern er nur irgend ein Talent dabei wahr-ehmen glaubte, für höchſt beachtungswerth, und wollte e Vergangenheit gar gern in mildem Lichte ſehen laſ-. Bevor jedoch die Mittheilungen erfolgten, zu denen h Handſchriften aus den Pariſer Schätzen herbeizuzie- geweſen wären, ſah ich mein Vorhaben von der Ge-lt der Tagesfluthen überwogt, und ich verſäumte

weitere Anknüpfungen. Was für ein Bild aber der merkwürdige Mann, theils durch sich selber, theils durch das aus seiner Nähe über ihn Aufgenommene, mir von sich zurückgelassen, das darf ich wohl hier einschalten, indem das Urtheil jener Zeit sich in der Hauptsache auch noch für das heutige geben kann. „Talleyrand gehört zu denjenigen Menschen, welche das Leben durch mancherlei Wechsel am Ende doch nur zu deutlicher Selbstsucht führt. Das Gefühl für Freiheit, das ihn in früherer Zeit wirklich beseelte, war nicht stark genug, den Ereignissen zu widerstehen; eben so wenig bestand die Vorspiegelung vaterländischen Ruhmes und Nutzens, die seinen Antheil an Napoleon's Staatsführung veredeln sollten, und die er Andern und auch wohl sich selbst einzureden suchte. Der persönliche Nutzen bestimmte die Anschließung an die Bourbons, wie früher die an Napoleon. Diese Triebfeder bildete sich bei ihm desto mehr in Geldgier aus, je schlimmer ihn frühere Armuth gedrückt hatte, und es scheint bei ihm Hauptmaxime alles Handelns geworden, um jeden Preis die Wiederkehr solchen Druckes zu vermeiden. In seinem ganzen Benehmen scheint das Priesterthum noch durch, dem er zuerst angehörte; die Verschlossenheit, die Ruhe, die gesellige Leichtigkeit, der nachdrückliche Ernst und geistreiche Witz, welche sich in ihm vereinen, haben viel Priesterart. Er weiß sehr gut, daß seinern innern Ueberlegenheit sein äußeres Auftreten nicht entspricht, und hält dieses daher mit Fleiß in engen Schranken. Den schwärmerischen Ideen, die ihn nicht mehr beherrschen, hat er darum noch nicht alle Neigung entzogen, im Gegentheil, er nimmt mit Vorliebe die Richtungen seiner Jugend wieder auf, und ließe sich sein

Eigennutz mit den früheren Gestaltungen verbinden, er sähe diese am liebsten wieder die Welt beherrschen. Man darf bezweifeln, daß er es mit den Bourbons ernstlich meine, oder nicht wenigstens zu der alten Bahn der Orleans'schen Faktion hinneige. Auf gleiche Weise, wie an jenen Ideen, hält er auch an seinen alten Freunden fest, mit aufrichtigem Herzen und treuem Sinn; es müßte schon arg kommen, daß er sie verläugnete. Die Gelehrten und Schriftsteller begünstigt er auf alle Weise, und sucht sie für sich zu gewinnen, weil er ihren stillen Einfluß wohl zu würdigen weiß. Die große Erfahrung und Uebersicht, die er zu den Geschäften mitbringt, und die Geistesschärfe, mit der er gleich das Nächste wirksam faßt und bewegt, würden ihn bei dem Kongresse mehr, als er es schon ist, bedeutend machen, wäre ihm nicht die Achtung der Bessern entzogen, und raubte sein verstecktes und ränkesüchtiges Wesen ihm nicht das Vertrauen, selbst derer, die ihn beauftragt haben. Er arbeitet wenig und ungern, und sein größtes Talent ist, Andre für sich arbeiten zu lassen, und selbst die bedeutendsten Menschen in dieser Art sich unterzuordnen. Ueberhaupt versteht er besser, die auf seiner Seite wirkenden Menschen, als die ihm gegenüberstehenden zu gebrauchen. Wo es auf Handeln ankommt, läßt er sich durch nichts irren, kennt weder Liebe, noch Haß, folgt keinem Nebeneindruck, sondern ganz einfach und bestimmt seinem wohlüberlegten Vorhaben; keine fremde Eigenschaft wirkt auf ihn, und es bliebe wenig gegen ihn auszurichten, wenn er nicht doch das Geld zu sehr liebte, und die Waffenentscheidung immer fürchtete."

Außer Talleyrand waren noch der Herzog von Dal-

berg, der Graf von Latour-du-Pin und der Graf Alexis von Noailles von französischer Seite bevollmächtigt. Den Namen Dalberg, hier auch jetzt wieder, wie schon bei Napoleon's Zeiten, im Dienste Frankreichs zu sehen, wurde von den Deutschgesinnten wie ein Hohn empfunden, und der Herzog, in welchem überdies der Bonapartist nicht erloschen schien, mußte darüber manche Bitterkeit hinnehmen; ein Preuße, gegen den er sich etwas überheben wollte, gab ihm sein Theil öffentlich in Gesellschaft, so daß an keine Widerrede zu denken war. Als trefflicher Arbeiter bei der französischen Gesandtschaft muß La Besnardière genannt werden, der aber auch den früheren Verhältnissen mehr als den jetzigen ergeben schien.

Sardinien gehörte nicht zu den acht Mächten, welche den Pariser Frieden unterzeichnet hatten, nahm jedoch auf dem Kongreß eine bedeutende Stellung und war nächst den Niederlanden derjenige Staat, der die meiste und fruchtbarste Begünstigung erfuhr. Sein Bevollmächtigter, der Marquis von Saint-Marsan, hatte keine schwierige politische Aufgabe, seine persönliche führte er mit Würde und Bescheidenheit; kaum zwei Jahre früher in Berlin als Gesandter Napoleon's mit der Strenge und dem Argwohn des Gewalthabers beauftragt, hatte er die Härte seiner Rolle zu mildern gewußt, und so konnte er jetzt als Vertreter seines angestammten Fürsten getrost allen denen begegnen, mit denen er in seiner frühern Eigenschaft zu thun hatte. Auch in Wien bewies er aufs neue seine Menschenfreundlichkeit; der Freistaat Genua sollte zufolge früherer, besonders abseiten Englands betriebener Beschlüsse, mit Sardinien vereinigt werden, hatte jedoch Abgeordnete nach Wien geschickt, um wo möglich

ſeine Selbſtſtändigkeit zu retten; der Verſuch war fruchtlos, und die Abgeordneten wurden zurückgewieſen, doch durch Saint-Marſan's Verwendung auf glimpfliche Weiſe und ohne daß ihnen weitere Gehäſſigkeit gefolgt wäre.

An Abgeordneten der ſchweizeriſchen Freiſtaaten war kein Mangel, wohl aber an Zuſammenhang und Nachdruck in allem, was hier zu wünſchen und zu bezwecken war. Der General Caeſar von Laharpe, einſtiger Lehrer des Kaiſers von Rußland und jetzt von demſelben als Freund behandelt, wirkte mehr durch perſönliches Vertrauen, als mit politiſchem Gewicht; die demokratiſch Geſinnten Troxler, Rengger und Charles Pictet hatten weder mit ihm noch untereinander ſich gehörig verabredet, aber auch ihr ariſtokratiſcher Gegner Zerleder wußte ſich mit ſeinen Geſinnungsgenoſſen nicht zu finden und ſeine Sache wenig anzubringen.

Nicht an Gunſt der Geſinnungen, wohl aber an Gunſt der Umſtände fehlte es den Abgeordneten des Malteſer-Ordens, welche deſſen Herſtellung betreiben ſollten. Ihr Bemühen fand Anklang, allein die Inſel Malta war unwiderruflich engliſcher Beſitz, und da an ihrer Statt kein andrer Boden zu ermitteln war, ſo fiel die Sache von ſelbſt. Mit einem verwandtem Betriebe hatte ſich aus eigner Macht der engliſche Admiral Sir Sidney Smith beauftragt; er wollte die Unterdrückung der afrikaniſchen Raubſtaaten. Das perſönliche Anſehn des berühmten Seehelden und die öffentliche Stimme unterſtützten ſeine Vorſchläge nachdrücklich genug; aber ſeine eignen Landsleute wurden beſchuldigt, ſeinem Eifer im Stillen entgegengewirkt zu haben.

Unter den Bevollmächtigten, welche die deutſchen

Angelegenheiten beriethen, verdient besonders der hannöverſche die ehrenvollſte Erwähnung. Wir können wegen des Weſens und Wirkens des Grafen von Münſter auf die treffliche Schilderung von Hormayr verweiſen, wo das Verdienſt des Mannes gehörig beleuchtet wird. Sein Unfall entzog ihn den vaterländiſchen Berathungen nicht lange, und er wurde hier bald ein Vorkämpfer für die Verfaſſungsgrundſätze, nach welchen ſowohl das Ganze der Verbindung als auch die einzelnen Staaten geordnet werden ſollten. Doch muß man ſagen, daß er mehr politiſche Geſinnung als Einſicht hatte, vorgefaßten Abneigungen nicht leicht entſagen konnte, und hiedurch jetzt und in der Folge ſich ſelbſt und Andern manchen unnützen Verdruß bereitete.

Für Baiern trat der Fürſt von Wrede ein, von deſſen kriegeriſchem Anſehen man mehr Erfolg erwartete, als von irgend einer diplomatiſchen Feinheit und Bedächtigkeit. Auch überwog im gegebenen Augenblicke gar leicht ein rauhes Wort, und erfreute ſich, in Behauptung und Widerſpruch, manches ſcheinbaren Sieges; aber im Ganzen fiel der Gewinn keineswegs ſo groß aus, und man ſah zuletzt die Geſchäfte in mancherlei Nachtheilen und Ungewißheiten abſchließen, an denen man noch lange zu tragen hatte, und die nachher noch oft beklagen ließen, daß nicht der Graf von Montgelas von Seiten Baierns zum Kongreß geſchickt worden. Man hatte dies anfangs, wo noch das Erzdeutſche allein zu gelten berechtigt ſchien, für unmöglich gehalten, und das Zuſammentreffen eines Stein und Montgelas hätte niemand verantworten mögen. Doch würde der umſichtige,

t und klug vorschreitende Staatsmann hier gar wohl seiner Stelle gewesen sein.

Würtemberg versuchte seinen eignen Weg zu gehen. er König griff allen Kongreßbeschlüssen vor, gab sei-m Lande eine Verfassung, die freilich alsbald im In-n desselben heftigen Streit erregte, und kehrte, der te von allen in Wien versammelten Fürsten, noch vor em Ergebniß der Berathungen, in seine Staaten zu-ck. Seine zurückgebliebenen Bevollmächtigten konnten nig Boden finden; wo sie einsprechen wollten, ging ist schon Baiern mit größerem Gewicht voran, und sich sem eng anzuschließen, wollte wieder bedenklich scheinen.

In der Mitte des Novembers waren die Berathun-n des Ausschusses für die deutschen Angelegenheiten terbrochen worden. Die Bevollmächtigten der in je-m Ausschuß nicht vertretenen deutschen Staaten erho-n den bestimmten Anspruch, an den Verhandlungen heil zu nehmen. Sie waren deshalb schon zusammenge-ten, und handelten als Körperschaft. Baden trat in ichem Anspruche für sich allein und fast allzu trotzig f; sein Bevollmächtigter, der Minister von Hacke, der r solche Aufgabe weder Haltung noch Bedeutung genug tte, verließ Wien, und die ihn ersetzenden badischen iplomaten, unter denen auch der Oberkammerjunker n Berstett, konnten ebenso wenig die begonnene Rolle rchführen. Nun brachten auch die Mediatisirten ihre egehren an, und das Gedränge wurde nur immer grö-r. In dieser schwerfälligen Verwirrung von Ansprü-n und Forderungen, gerechten doch unhaltbaren, un-rechten und doch nicht zu beseitigenden, statthaften und ıstatthaften, bewegte sich wunderbarerweise die deutsche

Sache doch immer vorwärts, und der Eifer und Fleiß der damit Beauftragten ließ nicht nach, den Schwall dieſer Angelegenheiten ſo unverdroſſen zu bearbeiten, zu ſichten, zu erhellen, bis nach und nach das Ganze, an dem ſchon Viele verzweifelten, doch endlich zu einiger Geſtalt gelangte.

In dieſer hochverdienſtlichen Thätigkeit, die nach außen wenig Schein hatte und daher auch bei weitem nicht den Dank erwarb, der ihr gebührte, zeichneten ſich mehrere Männer aus, von denen einige hier namhaft zu machen ſind. Von Seiten Dänemarks erſchienen die Grafen Chriſtian und Joachim von Bernſtorff, ein treffliches Brüderpaar, deſſen Eifer und Anſehn immer auf die Seite der redlichen Geſinnung und der guten Zwecke trat. Der Kurfürſt von Heſſen hatte den Miniſter Grafen von Keller und den Geheimen Rath von Lepel beauftragt; ich hatte die Freude als Kanzlei-Angehörigen dieſer Geſandtſchaft den edlen Jakob Grimm wiederzuſehen, den Sprachgewaltigen, wie ihn Goethe treffend genannt; der ehrliche treue Deutſche hatte für das Vaterland nur glückliche Ausſichten, und wollte keinen Zweifel an deren Erfüllung erlauben; er wurde mir faſt gram, daß ich ihm ein andres, freilich düſtres Bild unterſchieben wollte. Er ahndete nicht, daß er ſo viele Jahre ſpäter die Mangelhaftigkeit deutſcher Zuſtände im eignen Geſchick erproben würde. Ein Mann wie er mußte vor allem am Wort, und beſonders am geheiligten, dem Eide, beharren, und ſein Eifer hierin war ſchon in frühſter Zeit ſo groß, daß er bei jederman gleichen vorausſetzte. Für Mecklenburg-Schwerin ſprach der ehrenfeſte, freimüthige Miniſter von Pleſſen, der ſpäterhin am Bundestage ſo

bedeutend wurde; für Naſſau der Miniſter Marſchall von Biberſtein; für Lippe und Waldeck der Präſident von Berg; von den Herzoglich ſächſiſchen Bevollmächtigten wirkte beſonders der weimariſche Geheime Rath von Gersdorf eifrig ein, von den Geſandten der freien Städte der bremiſche Senator Smidt und der hamburgiſche Syndikus Gries. Die Mediatiſirten fanden Anhalt und Mitte ihrer Berathungen bei der entſchloſſenen und klugen Fürſtin von Fürſtenberg, welche als Wittwe-Vormünderin die Rechte ihres Sohnes mit Kraft vertrat; dem Geheimen Rath Gärtner aber war die geſchäftliche Behandlung jener durch ganz Deutſchland verzweigten Angelegenheiten vertraut, und er führte ſie nicht ohne Geſchicklichkeit; nur weil er ſich gern rühmte, daß er ſo vieler hohen Häupter chargé d'affaires ſei, und dieſe wohlgefällig herzählte, konnte er dem Witz nicht entgehen, er ſei mehr als chargé, er ſei surchargé d'affaires!

Viel früher ſchon, käm' es hier auf eine andre Ordnung, als die der darſtellenden Bequemlichkeit an, hätte ich des Freiherrn von Gagern erwähnen müſſen. Er war von Seiten der Niederlande zugleich mit dem Freiherrn von Spaen bevollmächtigt. Herr von Gagern hat ſelber über ſich ſchon ſo ergiebig geſprochen und ich habe dies Geſprochene ſo ausreichend wiederbeſprochen, daß etwas Neues vorzubringen hier ſchwer ſein würde. Ich will wahrhaftig ſeine Verdienſte nicht ſchmälern, er hat deren um die deutſchen Angelegenheiten unläugbar ſehr mannigfache, und hat auf dem Kongreſſe, wie nachher am Bundestage und auf den darmſtädtiſchen Landtagen, manches zeitgemäße, kühne und wirkſame Wort ausgeſprochen, das von jedem andern Munde ungeſagt geblie-

ben wäre, vielleicht auch, weil kein andrer es ſo hätte ſagen wollen. Denn die Manier des Herrn von Gagern beſteht darin, daß er manches, was in ſchlichter und bündiger Weiſe zu ſagen ganz unmöglich wäre, oder in ſolcher Weiſe geſagt das bedenklichſte Aergerniß und wohl gar die ſchärfſte Ahndung zur Folge hätte, daß er dergleichen theils in pedantiſch gelehrte, theils in pretiös elegante Formen hüllt, daß er durch ſtetes Einführen und Mitſpielen ſeines Ich's, wobei die perſönliche Eitelkeit man weiß nicht ob mehr gewinnt oder leidet, und durch burleske Sprünge und Zuſammenſtellungen den Hörer gleichſam befängt, unterhält, aufregt, und ihm, inzwiſchen derſelbe ſich an dem Muthwillen ergötzt und ſich ſolchen Poſſen weit überlegen glaubt, unverſehens alle beabſichtigten Haken einſetzt und Stiche und Drucker giebt, die er im erſten Augenblicke unter dem mannigfachen Gebärden und Luftfechten faſt nicht merkt, aber darum nicht weniger hat und tragen und verarbeiten muß! — Wenn manche Erfolge oder Genugthuungen nur auf dieſe Weiſe zu erlangen waren, ſo gebührt dem Herrn von Gagern die Ehre, ſich zu dieſer Weiſe verſtanden und gleichſam geopfert zu haben. Allein uns bleibt doch kein Zweifel, daß es in den meiſten Fällen vorzuziehen ſei, die vaterländiſche Sache manches Gewünſchte lieber mit der Würde und dem Ernſte des Schweigens vermiſſen zu ſehen, als daß ſie mit einem unter traurig luſtigen Gaukeleien erbeuteten Lappen, der ihr doch nicht die Blöße deckt, bettelſtolz einhergehe.

An den deutſchen Berathungen nahmen ſpät auch Bevollmächtigte des Königs von Sachſen Theil, nachdem dieſer durch den Kongreß in die Regierung der ihm

erbliebenen Lande wieder eingesetzt worden. Sie fanen das Meiste schon gethan, oder dergestalt eingeleitet, aß wenig mehr zu ändern war. Die Hauptführung ieser Angelegenheiten blieb, ungeachtet alles Zudranges nd auch wirklichen Einflusses der Andern, doch immer n den Händen Oesterreichs und Preußens, und so oft eide völlig übereinstimmten, war ihr Uebergewicht entchieden. Folgte dies Uebergewicht auch schon aus der llgemeinen Stellung der politischen Verhältnisse, so wurde asselbe doch fortwährend im Besondern stets erworben nd verdient durch den hellen Geist und den wachsamen, nverdrossenen Fleiß, welchen Wessenberg und ganz vorüglich Humboldt von Anfang bis zu Ende diesen schwieigen Arbeiten widmeten. Wenn sogleich die Zeitgenossen, nd noch viel stärker die Nachlebenden, an den Erebnissen vieles auszustellen fanden, Versäumnisse und ebelstände beklagten, so traf dies — die Verhandlungen ezeugen es — vorzugsweise diejenigen Bestimmungen, ür welche namentlich Preußen eine andere Fassung geünscht hatte.

Den Vordergrund aller mannigfachen Bewegung ahmen aber fortwährend die Gebietsfragen ein, welche as Schicksal Polens und Sachsens betrafen, und für ie sich die Theilnahme täglich steigerte. Daß Sachsen nit Preußen vereinigt werden sollte, war von allen verbündeten Hauptmächten schon völlig zugestanden, die anderen aber hatten hierbei nicht einzureden, als insofern man es ihnen gestattete. Eine andere Frage jedoch war die Vereinigung Polens mit Rußland. Der Kaiser Alexan-

der hatte seine Forderungen in diesem Betreff nie bestimmt angegeben, sondern nur immer allgemein ausgesprochen, daß Rußland in Polen, Preußen in Deutschland und Oesterreich in Italien ihre Entschädigungen und Gewinne zu nehmen hätten. Auch hierüber war man einverstanden, aber nicht über das Maß der Ausführung. Die russische Macht schien im Glanze des Sieges mit jedem Tage bedeutender; sie bis an die Weichsel vorrükken zu sehen, flößte die stärksten Besorgnisse ein. Oesterreich und England tauschten zuerst ihre Bedenken aus und Frankreich sprach — anfangs noch schwachen, aber bald schon stärkeren Lautes — in ähnlichem Sinn; trat auch Preußen noch bei, so stand Rußland allein, und man durfte hoffen, dessen Erwerbungen durch gemeinsamen Widerspruch nach Wunsch einzuschränken. In diesem Absehen wurden die Fragen über Polen und Sachsen eng verflochten und Preußens Ansprüche auf Sachsen schienen dann am wenigsten bestritten, wenn seine Stimme, die Ansprüche Rußlands in Polen zu beschränken, mitwirken würde. Jedoch eine solche Abwendung Preußens von Rußland war undenkbar, die persönliche Zuneigung der Herrscher, die siegreiche Waffenbrüderschaft der Kriegsheere und selbst die Stellung der politischen Verhältnisse, sowohl im Ganzen als namentlich für Preußen, knüpfte und geboten die engste Anschließung. Der Widerspruch der gegenüberstehenden Mächte gegen Rußland in Betreff Polens dehnte sich nun auch gegen Preußen hinsichtlich Sachsens aus.

Die sächsische Frage erhob sich aber auch aus eigner Kräften, und wurde der Kampfplatz, wohin alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung sich zusammendräng

ten. Frankreich fand hier den günſtigen Anſatz neuen politiſchen Einfluſſes. Die angeſtammten Herrſcherrechte als unverlierbare darzuſtellen, entſprach der eignen Lage der Bourbons, und in dem Könige von Sachſen den treuen Verbündeten — nicht ſowohl Napoleon's als Frankreichs — zu retten, zugleich aber den verhaßten Siegern den Gewinn zu ſchmälern, entſprach der nationalen Stimmung der Franzoſen. In Sachſen ſelbſt tauchten die alten Verhältniſſe und Neigungen, die der Krieg niedergehalten, wieder auf, und verſtärkten ſich durch die Fortdauer der thatſächlichen Unentſchiedenheit, in der alles ſchwebte; auch im übrigen Deutſchland traten Zweifel und Ueberlegungen hervor, an die früher kaum gedacht worden war. Beſonders ſchien Baiern die neue, ſich befeſtigende Größe Preußens mit Eiferſucht anzuſehen. Auf dieſe Weiſe fand die ſchon ſchwebende politiſche Frage mannigfach nachdrückliche Aufregung.

Indeß war auch die Sache Preußens in der öffentlichen Meinung wohl gegründet und hatte in Deutſchland nachdrückliche Zuſtimmung. Der Franzoſenhaß, wie er in Stein lebte, die Vorſtellung, Preußen müſſe als Kern eines kräftigen, unantaſtbaren Deutſchlands groß und ſtark ſein, die Hoffnungen eines leidenſchaftlichen, auch in Sachſen durch die Kriegseinflüſſe vielfach aufgeregten Volksgeiſtes, und noch ſonſtige Triebfedern und Gründe ſprachen laut und kräftig für Preußen. Zu den Heerführern und Staatsmännern, welche man hier an der Spitze der Angelegenheiten ſah, hatte man allgemein das größte Zutrauen, es ſchien nur Gewinn, hier ſich anzuſchließen, hier mitzugehen.

Die Störung, welche dieſer Gegenſtand in die

Einigkeit der Kabinette von Oeſterreich und Preußen warf, blieb noch in mäßigen Schranken, und ſowohl Metternich als Hardenberg waren perſönlich bemüht, die Wirkung nicht auf die deutſchen Verfaſſungsſachen übergehen zu laſſen. Auch von Seiten Englands miſchte ſich gegen Preußen keine Bitterkeit ein; Lord Caſtlereagh, der kurz vorher die Ueberlaſſung Sachſens an Preußen für gerecht und zweckmäßig erklärt hatte, entſchuldigte ſeine nunmehr entgegengeſetzte Meinung kläglich damit, daß er die Kämpfe berückſichtigen müſſe, die er nach dem Kongreſſe würde im Parlamente zu beſtehen haben! Um dem engliſchen Staatsſekretair in dieſer Sache freiere Hand zu machen, wäre es nützlich geweſen, daß unſere Geſchäftsführer in London ſich mit den Häuptern der Oppoſition unmittelbar verſtändigt hätten, indem dieſe für manche Vorſtellungen und Aufſchlüſſe vollkommen zugänglich waren und überhaupt ihre Angriffe nur auf ihren Miniſter richteten, gegen Preußen ſelbſt aber keine Feindſchaft hatten. Indeß fehlten zu ſolchen Annäherungen die Wege, und Muth und Geſchick, ſie zu bahnen. Heftiger und feindlicher aber ſtellte ſich die Einſprache jener beiden Mächte gegen Rußland, und der Kaiſer Alexander ſchien mehrmals im Begriff, alle weitere Verhandlung abzubrechen.

In dieſer Zeit, wo die freien Stimmen aus England wieder ungehindert zu uns kamen, und auch die Franzoſen aus ihrer Beſiegung hervor dreiſt und vorlaut in Tagesblättern über alles mitſprachen, war nicht minder den Deutſchen ein freies Wort verſtattet, und es fehlte nicht an kühnen, ja verwegenen Führern deſſelben. Eine Schrift über Stein's Verwaltung der von den

verbündeten Heeren eroberten Länder, von einem ſeiner treueſten und wackerſten Gehülfen, dem preußiſchen Kammergerichtsrath Eichhorn, wahr und freimüthig verfaßt, machte großes Aufſehen, und ich eilte, ſie in der Jenaiſchen Allgemeinen Litteraturzeitung anzurühmen. Bald nachher kam auch eine beſondere Rechenſchaft der vom Fürſten Repnin geführten Verwaltung Sachſens als kleine Schrift heraus, die der ſächſiſche Geheime Finanzrath von Oppel geſchrieben hatte. Stein freute ſich ungemein dieſer Veröffentlichungen, und meinte, jede deutſche Regierung müſſe künftig dies Beiſpiel nachahmen und von allen Einnahmen und Ausgaben öffentliche Rechnung ablegen. Görres, der feurige Redner des gefürchteten Rheiniſchen Merkurs, Arndt, Jahn und viele andre wackre Männer, deren Namen nicht zu gleicher Berühmtheit wie dieſe beſonders Begabten durchgedrungen, ſetzten mit der Feder muthig fort, was das Schwert begonnen hatte; die genannten Stimmen waren alle preußiſch, und der preußiſchen Sache, wenn auch im Einzelnen oft unbequem, doch im Ganzen förderlich. An eine durchgreifende Maßregel, die Preßfreiheit zu beſchränken und die Ausdrucksweiſe zu zügeln, wäre damals nicht zu denken geweſen, man konnte kaum den Willen, noch weniger aber die Mittel dazu haben. Aber auch preisgeben durfte man dieſes Gebiet nicht völlig. Gentz, der mit wichtigern Sachen beſchäftigt war, wies auf das von ihm verlaſſene Feld ſeine Nachmänner hin, Friedrich Schlegel, Adam Müller und Woltmann, lauter norddeutſche Kräfte, wie man ſieht, und die, gleich ihm ſelbſt, faſt unmittelbar aus Preußen in Oeſterreichs Dienſte getreten waren. Adam Müller, noch in Innsbruck,

ſchrieb im Boten aus Südtyrol, Woltmann, der ſich in Prag angeſiedelt hatte, in der Prager Zeitung, Friedrich Schlegel aber hatte ſich hamburgiſchen Blättern zugewendet, und war deßhalb der wichtigſte. Seinen Aufſätzen, die doch meiſt nicht ſo arg gedruckt wurden, als ſie abgefaßt waren, wurde theils in denſelben Blättern, theils in der Augsburger Allgemeinen Zeitung entgegen gewirkt. Bartholdy, Karl Müller, ich ſelbſt, und andere, höherſtehende Perſonen, nahmen an dieſem Kampfe manchen Antheil, größtentheils als Freiwillige, und durften ſich unbedenklich das Uebergewicht zuſchreiben, indem ſchon unſere Stellung die günſtigere war. Betroffen wünſchte Gentz eine Unterredung mit mir, und ſchlug mir — wie er andeutete — nicht ohne höhere Ermächtigung, ein Abkommen vor, dergleichen Fehde ſtets zu gewiſſen Rückſichten herabzuſtimmen und wechſelſeitige Begünſtigungen nicht auszuſchließen; er verhehlte mir nicht, mein künftiges Verhältniß in Wien werde ſich hiernach bedingen, und er glaubte von dieſer Seite her mich ganz zugänglich zu finden. Meine Antwort überzeugte ihn vom Gegentheil, während ſie völlig zweifelhaft ließ, ob ich überhaupt in der vorausgeſetzten Weiſe thätig ſei. Den Staatskanzler, dem ich die gehabte Unterredung ſogleich mittheilte, ergötzte der Vorgang, und er bemerkte, was mein künftiges Verhältniß in Wien betreffe, ſo brauche mir daran nicht ſo viel zu liegen. Stärkere Widerſacher, als in Oeſterreich, erhoben ſich uns in Baiern, durch eine Zeitſchrift Allemannia, welche es ſich vorzüglich zum Geſchäft machte, den Rheiniſchen Merkur zu bekämpfen, und dabei mit Talent und Kenntniß die neuere hauptſächlich aus den franzöſiſchen Einflüſſen

hervorgegangene Geſchichtsentwicklung gegen die älteren, die man aus deutſchen Quellen heranbringen wollte, nachdrücklich vertheidigte.

Der Kaiſer von Rußland erkannte den Zuſammenhang ſeiner Sache mit der preußiſchen, und war nur bedacht, dieſen durch enge Bundesgenoſſenſchaft zu befeſtigen. Höchſt wichtig war für die politiſche Lage der Umſtand, daß die in Frage ſtehenden Länder bereits von ruſſiſchen und preußiſchen Truppen beſetzt waren. Polen, im Umfange des von Napoleon geſtifteten Herzogthums Warſchau, befand ſich als Eroberung, welche von den Ruſſen allein vollbracht worden, ganz natürlich in deren Gewahrſam. Sachſen aber, durch die verbündeten Waffen erobert, war in Gemäßheit der gemeinſam angeordneten Austheilung den ruſſiſchen Behörden untergeben. Der Kaiſer Alexander jedoch, um die künftigen Verhältniſſe klar auszuſprechen und thatſächlich zu befeſtigen, hatte ſich ſchon längſt erboten, Sachſen den Preußen einzuräumen, und dies war endlich am 8. November erfolgt. Die öffentliche Verkündigung des ruſſiſchen Generalgouverneurs Fürſten Repnin, daß die Verwaltung des Landes an Preußen übergehe, konnte ſich auf die Zuſtimmung der übrigen verbündeten Mächte berufen, da dieſe früherhin die Maßregel gebilligt hatten, allein jetzt, um ſo viel ſpäter und bei ganz veränderten Umſtänden, mochte ſolchem Vorſchritte Preußens, der doch nicht zu hindern war, jene Zuſtimmung ſchwerlich noch folgen.

Die Verhandlungen wurden ſchärfer, der Zwieſpalt deutlicher, ſchon fürchtete man ſeinen offnen Ausbruch, die Beſorgniſſe wurden allgemein. Der Einfluß Frank-

reichs wirkte beſonders nachtheilig und drängte ſich geſchickt ein; er ſtrebte den Annäherungen entgegen, zu welchen auf beiden Seiten die Geſinnungen urſprünglich doch ſtets geneigt waren, und ſuchte neue Verbindungen zu knüpfen, für welche er wieder die Mitte zu werden hoffte. Der Fürſt von Talleyrand richtete ſeine Betriebſamkeit nach allen Seiten, ſeinen ſtärkſten Eifer jedoch widmete er den engliſchen Verhältniſſen, von hier aus glaubte er die anderen um ſo leichter zu gewinnen. In der That ſchien Lord Caſtlereagh ihm ein nicht allzu ſchweres Spiel zu machen, das Uebergewicht des Geiſtes übte ſein Recht. Stimmten aber Frankreich und England überein, ſo durfte Oeſterreich den Verbundenen eine Bedeutung zuerkennen, der ſich anzuſchließen unter den waltenden Umſtänden kaum vermeidlich war. Die Wirkung auf die Staaten zweiten und dritten Ranges blieb nicht aus, die Niederlande, in Deutſchland Hannover und Baiern, reihten ſich der neuen Verbindung an. Die Franzoſen nahmen ſchon wieder eine drohende Sprache, die Zeitungen verkündigten Truppenbewegungen gegen den Rhein, nannten die Marſchälle, welche den Befehl führen ſollten. Daß dies alles im Namen der erſt wiedereingeſetzten, den Siegern verpflichteten, noch kaum befeſtigten Bourbons geſchehen konnte, dünkte beinahe fabelhaft. Allerdings zeugte dieſe Wendung von Talleyrand's Geſchicklichkeit, und man durfte ihn rühmen, die Schwäche ſo ſchnell in Stärke verwandelt zu haben. Allein, um dieſen glänzenden Erfolg zu erringen, wie einſeitig betrachtete er die Verhältniſſe, wie blind ließ er außer Acht, welcher Boden eigentlich die Bourbons in Frankreich trug, die noch offnen Abgründe

der Revolution vergaß er, den schon wieder gezückten Degen Napoleon's sah er nicht, und wandte nur alles auf, um den Mächten, welche gegen solche wesentliche Gefahren zu Schutz und Hülfe anzurufen waren, Frankreich im eitlen Flimmer diplomatischer Wichtigkeit erscheinen zu lassen. In Wahrheit, hat Talleyrand in diesen Verwicklungen sich als geschickter Unterhändler gezeigt, so hat er sich doch keineswegs als großer Staatsmann erwiesen. Auch ohne das unerwartete Ereigniß, dessen gewaltiger Stoß alle Berechnungen zerrüttete, würden die der Talleyrand'schen Politik sich schlecht bewährt haben. Und ein europäischer Krieg mußte, wo nicht Frankreichs Geschick, doch unfehlbar das der Bourbons in Frage stellen.

Preußen konnte, wie überhaupt in Deutschland, so auch in Sachsen, eines starken Anhanges versichert sein; die umsichtigen, vorstrebenden, thatkräftigen Geister waren ihm zugeneigt, und wenn später eine andre Stimmung vorherrschte, so war dies wie der Wechsel der Jahreszeiten, die allgemeinen Verhältnisse wirkten unwiderstehlich ein, und die vom Herbst entlaubten Bäume hatten darum nicht weniger im Frühling geblüht! Nicht minder günstig stand die Sache Rußlands in Polen. Der Kaiser Alexander war zuerst als Beschützer des polnischen Heeres und dann der gesammten Nation aufgetreten, und schien berufen, alles in Wahrheit zu erfüllen, was Napoleon nur trügerisch verheißen hatte. Die Polen fühlten, nur in dieser mächtigen Hand könne ihr Volksthum neu erstehen, sie erkannten als möglich, daß in ihr einst wieder das Zerstückelte sich zusammenfügte und ein großes Volksdasein herstellte. Der Kaiser hatte

den Fürſten Adam Czartoriski perſönlich als Freund und in allen polniſchen Angelegenheiten als Rathgeber in ſeiner Umgebung, und die beſte Bürgſchaft ſeiner Abſichten für Polen war dieſer Name des bewährten Vaterlandsfreundes. Nach Warſchau, an die Spitze der aus dem letzten Kriege geretteten und wiedervereinten polniſchen Truppen, ſandte er von Wien aus ſeinen Bruder, den Großfürſten Konſtantin, eine Wahl, die alsbald wenigſtens durch die große Vorliebe ſich rechtfertigte, welche der Prinz für die Polen zeigte. Bei dem geſteigerten Widerſpruche, der ſich in Wien der Verbindung Polens mit Rußland entgegenſetzte, lag die Auffaſſung nahe, dieſen Widerſpruch als gegen das Beſtehen und Gedeihen der Polen ſelbſt gerichtet anzuſehen, und wenn es zum Kampfe kommen ſollte, konnte dieſer die ganze Kraft des polniſchen Volksgeiſtes mächtiger als je vorher in's Feld rufen. Wirklich rief der Großfürſt, durch eine Bekanntmachung vom 11. December, die Polen auf, ſich zu bewaffnen für die Vertheidigung ihres Vaterlandes, für die Bewahrung ihrer Selbſtſtändigkeit. Bei ſchon erklärtem Kriege hätte man nicht ſtärker ſprechen können. Dieſe Aufwallung machte auf den Kongreß ſtarken Eindruck, man erkannte den Ernſt und die Bedeutung eines Zuſammenſtoßes, der ſolche Elemente auf den Kampfplatz führen würde, falls es zu dieſem Aeußerſten kommen müßte. Indeſſen hatte ſchon im voraus die Staatsklugheit der Gegner eingelenkt, und ſo großen Machtverhältniſſen gegenüber den allzu herben Eifer gemäßigt; gerade in dem Augenblicke, da der Aufruf des Großfürſten in Wien bekannt wurde, zeigten die Verhandlungen mindere Spannung, und ſo wollte man beiderſeits auf den Zwiſchenfall

der jene wieder mehren konnte, kein zu großes Gewicht legen.

Wollte der Drang dieſer Mißverhältniſſe und das Hinſchwinden ſo mancher Hoffnung die Seele gar zu ſehr verdüſtern, den Geiſt Widerwillen und Ermattung niederſchlagen, ſo kam das tägliche Leben glücklich zu Hülfe, und ſeine heilſame Fluth quoll und ſtrömte durch die rauheſten Geſchäfte. Der Wiener Tag ſchien aus beſonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in ſein Behagen auf; was jedermann täglich muß und will, und doch, meiſt nur gleichgültig abthut, eſſen und trinken, ſich ergehen, umherſchauen, alles wurde in dieſer Lebensgewöhnung unwiderſtehlich zum Vergnügen und Genuß. In den höchſten Kreiſen, verſteht ſich von ſelbſt, mußten die Feſtlichkeiten und die glänzenden Verſammlungen aller Art täglich wiederkehren, und wie ſich dieſe Fülle von obenher ſtufenweiſe theils der ſehenden, theils der hörenden Neugier ergoß, ſo übte auch das Volksleben hinwieder nach oben ſeine Anziehung. Gekrönte Häupter ſcheuten nicht den Strudel bürgerlicher Beluſtigungen, die verwöhnteſte Vornehmheit bequemte ſich zur Koſt vorſtädtiſcher üppig-derber Herbergen; die Theater waren gefüllt, und die untern meiſt von der großen Welt, die obern oft von der kleinen, ſie wollten einander wechſelſeitig ſehen; an den Winterfreuden, die ſich überall aufthaten, war weder Politik noch Geldkurs merkbar.

Der Fürſt von Ligne ſtarb, aber ſein Witz auf den Kongreß lebte munter fort, und verflocht ſich mit manchem andern, den ſcherzende Laune oder böslicher Muth-

willen demſelben Gegenſtand widmete. Der Anblick dieſes ſchwankenden Getümmels, der ſchneidenden Gegenſätze, die daraus hervortraten, das Schwelgen der Sinne und das Kargen des Geiſtes, die Höflichkeit der Formen und die Grobheit der Meinungen wirkten herausfordernd auf die Menſchen ein, und es war faſt niemand, der nicht auf ſeine Weiſe ſich über das Schauſpiel, zu dem er ſelbſt mit gehörte, luſtig gemacht hätte. Als die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs der Verhandlungen ſehr getrübt war, und wohlmeinende Menſchen den Gedanken kaum ertrugen, daß wieder Krieg, und Krieg zwiſchen den eben noch Verbündeten, entſtehen könne, nahm auch mein trefflicher Meyern ſich dieſen Zuſtand tief zu Herzen, und behauptete in ſeiner bei aller Güte doch ſcharfen Weiſe, die Herrſcher ſollten feſtſetzen, daß, wenn wieder Krieg würde, alle Diplomaten, die vergebens am Frieden gearbeitet, unerbittlich mit zu Felde ziehen müßten, und zwar zuſammen in eine Kompagnie Jäger vereint, unter einem altgedienten Hauptmann, der ſie nicht ſchonte; er wollte ſeinen Kopf zum Pfande geben, daß dann kein Krieg würde. Ueberhaupt fing in dieſer Zeit die Gewohnheit an, die noch immer fortdauert, den Diplomaten, welche bis dahin eine äußerſt geehrte und zart behandelte Klaſſe waren, alles Böſe nachzuſagen, ſie herabzuſetzen und lächerlich zu machen, und ich weiß recht gut, wer in dieſer Art das erſte Wort geſprochen! Kamen zunftgerechte Maler und Zeichner, die eine ſo erlauchte Verſammlung in getreuen Bildniſſen ehrerbietigſt der Nachwelt überliefern wollten, ſo zeigten ſich vornehme Talente bemüht, die Perſonen und Vorgänge in Zerrbilder zu bringen, und es wurden in dieſer Art verwegne

Dinge verſucht. In einer Geſellſchaft, wo prinzliche und militairiſche Munterkeit zuſammenfloß, warf man die Frage auf, welches die lächerlichſte Figur auf dem Kongreſſe ſei, und man beſchloß, die Sache kongreßmäßig zu verhandeln, mit Protokollen, Noten, ſtatiſtiſchen Tableaux, Ausſchüſſen, und ſo weiter. Von ſieben oder acht Namen, die man nach vielen Debatten endlich gleichſam auf den engen Aufſatz gebracht hatte, konnte keiner die erforderliche Mehrheit erlangen und auch bei dieſem Ergebniß wollte man ſich freuen, daß es, wie behauptet wurde, ſo ächt kongreßmäßig ſei. Endlich vereinigten ſich die Meinungen für zwei Individuen, unter welchen der Preis getheilt wurde. Natürlich laſſen wir dergleichen Geheimniſſe auf ſich beruhen.

Wenden wir uns lieber zu Gegenſtänden reinerer Theilnahme, zu heiterer Kunſt und Bildung. Die Reichthümer Wiens in dieſer Art waren unerſchöpflich, und breiteten ſich dem Liebhaber immer ſtaunenswürdiger aus. Wer ſich auf Alterthümer, Mahlereien, Bildwerke und ſonſtige Kunſtſachen einließ, der konnte bald ſeiner Forſchungen und Gewinne kein Ende mehr abſehen. Von allen dieſen Sachen war noch wenig Lärm gemacht, ſie ſtanden als ruhiger Beſitz aufgehäuft, ſowohl in den Kaiſerlichen, als in den nicht minder reichen Privatſammlungen, und harrten ſtolz des einſamen Kenners, ohne die Augen der Menge anzulocken. Merkwürdiges dieſer Art zu erforſchen und zu genießen, war niemand aufgeweckter und ſorgſamer, als der Herzog von Sachſen-Weimar, der in allen Obliegenheiten und Geſchäften

seiner fürstlichen Verhältnisse immer noch Tage und Stunden genug fand, seine stets rege Wißbegier zu befriedigen und seiner Theilnahme für alles Bedeutende nachzugehen. Wir sahen mit ihm eine damals erst vor kurzem aus dem Schlosse Ambras in Tyrol nach Wien gebrachte Sammlung von Waffen, Kunstsachen und Kostbarkeiten, der Inhalt war völlig vergessen und man machte die überraschendsten Entdeckungen. Seit zehn Jahren hatte Goethe's Uebersetzung des Cellini deutschen Lesern lebhaften Anreiz gegeben, dem berühmten Salzfasse des florentinischen Künstlers nachzufragen, aber niemand, und Goethe selbst nicht, wußte eine Spur, und man mußte das kostbare Werk für verloren achten. Wie triumphirte der Herzog, nun seinem Goethe melden zu können, das Kleinod sei aufgefunden, wohlerhalten, er habe es mit eignen Augen gesehen! Wirklich befand sich das Salzfaß in der Sammlung von Ambras, und unbegreiflich war nur, wie so lange Zeit — nicht die Kunst, denn das begreift sich nur allzu wohl — aber das Gold unbeachtet bleiben konnte.

Musikalische Genüsse boten sich von allen Seiten dar, Konzerte, Kirche, Oper, Salon, Virtuosen und Dilettanten, alle gaben ihr Bestes. Der Fürst Anton Radziwill, der in seiner Komposition des Goethe'schen Faust schon weit vorgerückt war, und hier seinem musikalischen Hange mit aller Innigkeit folgte, war mir Anlaß, meinen wackern Beethoven wieder aufzusuchen, der aber, seit ich ihn nicht gesehen, an Taubheit und mürrischer Menschenscheu nur zugenommen hatte, und nicht zu bewegen war, unsern Wünschen gefällig zu sein. Besonders wollte er mit den Vornehmen nichts mehr zu schaffen haben,

und drückte seinen Widerwillen mit zürnender Heftigkeit aus. Auf die Erinnerung, der Fürst sei der Schwager des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, dessen frühen Tod er so sehr betrauert hatte und dessen Kompositionen er höchlich schätzte, gab er etwas nach, und wollte sich den Besuch gefallen lassen. Doch hat sich schwerlich ein näheres Verhältniß angeknüpft. Auch verzichtete man darauf, den verwilderten Künstler wiederum zu Rahel zu führen, denn Gesellschaft machte ihn unwillig, und mit ihm allein, wenn er nicht spielen mochte, war gar nichts anzufangen. Uebrigens war sein Namen, wenn auch berühmt und verehrt, noch keineswegs auf der Höhe der Anerkennung, die er seitdem erstiegen. In der hier zusammengeflossenen gemischten Menge erhielt sich talleyranische Leichtigkeit und Anmuth vor deutschem Ernste unverkennbar vorherrschend.

Einiger feinen und auserlesenen Gastereien muß ich hier erwähnen, zu welchen bisweilen Gentz die Blüthe der Gesellschaft bei sich vereinigte. Die vornehmsten und schönsten Damen, die angesehensten Staatsmänner und Tonangeber sahen es als eine Gunst an, von ihm eingeladen zu werden, und immer war auf die Anwesenheit und Unterhaltung solcher Personen zu rechnen, welche durch Geist, Seltsamkeit, Ruhm, Gewicht oder sonst einen Anreiz die Bedeutung des Tages hatten. Der Herzog von Weimar war nicht der letzte, solchen Genuß zu hätzen und zu suchen. Talleyrand verschmähte dergleichen Gelegenheit nicht, neue Verbindungsfäden anzuspinnen. Humboldt gehörte aus jedem Rechte hierher. Ich erinnere mich eines Mittags, wo der Graf und die Gräfin von Bernstorff, die Gräfin von Fuchs und viele

andere Perſonen, die man zu ſehen oder zu hören erfreut war, mit uns dort zu Tiſche ſaßen, aber die ganze Geſellſchaft völlig verſtummte, um einzig die Wunder zu vernehmen, welche Bollmann von den Vereinigten Staaten Nordamerika's zu erzählen hatte. Das ganze Land war uns durch den langen Seekrieg fremd geworden, noch fremder die Vorſtellung eines ſolchen Freiſtaats, deſſen Entwicklung das fabelhafte, ja ſchreckbare Beiſpiel zeigte, daß gemeine Bürger eine Macht und Größe aufzuſtellen vermögen, die wir in Europa immer nur mit Adel und Königen zu verknüpfen pflegen. Durch die Naivität der Fragen eines anweſenden Diplomaten, deſſen unermüdliche Wißbegier nie befriedigt werden konnte, wurde der Vortrag nach und nach ein vollſtändiger, mit ſchlagenden Beiſpielen ausgeſtatteter Kurſus republikaniſcher Grundlehren und Vorbilder, wie man grade hier bei dem Monarchenkongreſſe am wenigſten für möglich gehalten hätte. Gentz fühlte ſich durch das Gewicht der Sache wie zerſchmettert, und beunruhigt wie bei einem Attentat, das in ſeiner Gegenwart verſucht worden. Der gute Bollmann aber hatte kein Arg dabei; ſein Sinn war weder für die Uebelſtände der Freiheit noch für die Vortheile des Königthums blind.

Die Verhandlungen indeß, deren Spannung einen Augenblick nachzulaſſen geſchienen, zogen ſich bald wieder ſtraffer und ſtellten nunmehr beſonders Preußen in den Vorkampf. Es hieß bereits, Hardenberg werde abreiſen, und Preußen keinen Theil mehr an dem Kongreſſe nehmen. Daß der Widerſtreit, den urſprünglich Frankreich

achte und nächſt ihm England verſchuldete, jetzt vor-
sweiſe das Anſehn bekam, als ſei Oeſterreich dabei
uptführer, betrübte auf preußiſcher Seite die für
utſchland Wohlgeſinnten, welche alles Heil von der
ıtracht der beiden Mächte gehofft hatten, und dieſe
ffnung auch jetzt noch feſthielten. Aber andre, die
che ſchroffer und vereinzelt faſſende Geſinnungen wur-
erbittert, und zeigten ſich raſch bereit, die Forderun-
des Rechts und der Ehre mit dem Schwerte zu be-
ıpten. Wirklich nahmen die Kriegsgerüchte ſchon über-
ıd, man fragte nach Stellung und Zahl der Truppen,
ı ſuchte Richtung und Umfang des neuen Unheils zu
ıeſſen. In Berlin, wo man mit Ungeduld der Lang-
ıkeit des Kongreſſes ſpottete, rief man ſchon laut, nicht
rdenberg, ſondern Blücher müſſe die Sache führen,
ı der greiſe Feldherr war nicht der letzte in jugendli-
n Muth und Uebermuth. Scharfe Aeußerungen dieſer
t konnte man auch in Wien hören, und ſie verfehlten
:n Eindruck nicht. Ein im December daſelbſt gedich-
s Kriegslied, über deſſen Verfaſſer niemand ungewiß
ı konnte, weil ſo tapfere Dichterhand nicht zweimal
ıirte, ging in Abſchriften umher. Darin hieß es friſch
ı kühn:

„Die Fahne Brandenburgs, mein Lied,
Die ſchwinge noch einmal,
Und noch einmal, erzürnt Gemüth,
Ergreif den tapfern Stahl!

Denn dort ein feiger Mammeluk,
Und hier ein Jeſuit —
Das grinſt uns an, weil uns ein Schmuck
Von Ehren reich umblüht:

Das hängt an unſer Hochgeſims
Pechkranzes brennend Reis,
Und hetzt die Hund' auf uns, voll Grimms,
Und mehr noch voll Geſchrei's:

Die Hunde Frankreichs, noch nicht heil
Von Wunden unſrer Jagd.
Auf, Kugelnblitz! Auf, Lanzenpfeil!
Die Hunde wollen Schlacht.

Sie haben ſie! Geſchoß Apolls,
Verkünd' es durch die Gaun!
Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's
Auf ihrem Kopf zerhaun."

Was ſie geſchürzt, das Eiſen ſoll's auf ihrem Kopf zerhaun! Das klang furchtbar in das diplomatiſche Geflüſter und in die Munterkeit der Feſte, und wurde Loſung und Feldgeſchrei nicht nur preußiſcher Stimmen allein. Ich habe Männer, von denen man es nicht gedacht hätte, bei dieſen Zeilen erſchrecken, andere ebenſo ſie mit Jubel aufnehmen ſehen.

Unter banger Ungewißheit war der Jahreswechſel eingetreten und das Jahr 1815 begann in angſtvoller Spannung. Es war ein ſonderbarer Eindruck, als wir den Zuſtand unerfüllter Wünſche und peinlicher Hinhaltung auch von einer Seite ausgeſprochen fanden, woher wir dergleichen am wenigſten erwarten konnten. Wir laſen in der Jenaiſchen Allgemeinen Litteraturzeitung Verſe von Goethe zum zweiten Januar, wo es gleich zu Anfang hieß:

„Sagt, wie ſchon am zweiten Tage
Sich ein zweites Feſt entzündet?
Hat vielleicht willkommne Sage
Vaterland und Reich gegründet?

Haben ſie die Allgewalten
Endlich ſchöpferiſch entſchieden,
Aufzuzeichnen, zu entfalten
Allgemeinen ew'gen Frieden?

„Nein! — dem Würdigen, dem Biedern,
Winden wir vollkommne Kränze," u. ſ. w.

ɔ ſo feiert der Dichter anſtatt des großen vaterländi-
:n Stoffes, der da fehlt, den kleinen örtlichen, der
darbietet, nämlich das Jubiläum eines wackern her-
lich ſächſiſchen Staatsdieners. Dieſes faſt beſcheidene
› doch ſo beſtimmte „Nein" aus des Dichters Munde
t auf Alle, die es vernahmen, eine unbeſchreibliche
:rkung, und aus der ſtillen Luft von Weimar in die
bgährende Atmoſphäre von Wien verſetzt, und hier
zu hundertmalen hergeſagten Fragezeilen immer ſo
h und klar ſich anſchließend, klang es zuletzt wie die
erſte Satire, wie der ſtrafendſte Hohn. Solch ein
)rt iſt um ſo ſchärfer, je harmloſer daſſelbe nur die
ichte Thatſache ausſpricht; der ungeheure Beifall, den
ter in Frankreich die Lieder von Beranger erwarben,
ıht lediglich hierauf, und der franzöſiſche Dichter würde
:s „Nein" unſers deutſchen, als Refrain zu Ende ſei-
Strophen ſieben - oder achtmal wiederholt, leicht zum
ıernden Kongreßliede verarbeitet haben. Bei uns tauchte
vereinzelte Wort, nachdem es eine Weile zur Ge-
ıthuung gekränkter Gemüther gedient, bald wieder in
litterariſche Element zurück, aus dem es einen Au-
blick hervorgeſchnellt war.

Auf der Gegenſeite hatten ſich die Beeiferungen in
:m geſuchten Verein bald weiter, als es der anfäng-
en Abſicht gemäß ſein konnte, fortgeriſſen geſehn.

Gewiß war es nicht die Meinung, daß die Sachen zum Kriege kommen ſollten. Aber dieſen in Ausſicht ſtellen hieß ihn auch bereiten, und als die Sprache Preußens, aus einer feſten und ſtarken, nun auch eine drohende zu werden ſchien, Hardenberg ein Wort hinwarf, das keinen Hinterhalt übrig ließ, da ſchloſſen Oeſterreich, England und Frankreich förmlich ein Bündniß, und verpflichteten ſich durch einen am 3. Januar 1815 unterzeichneten Vertrag zu wechſelſeitiger Unterſtützung. Die Sache war geheim betrieben worden, und geheim ſollte auch der Vertrag bleiben. Oeffentlich mitgetheilt hat ihn zwölf Jahr ſpäter zuerſt Herr von Gagern, wenn dieſer aber zugleich meint, Rußland und Preußen hätten gar nicht um ſein Daſein gewußt und der Kaiſer Alexander erſt durch Napoleon den nähern Inhalt erfahren, ſo iſt dies ganz irrig, denn das Bündniß war auf der Stelle bekannt, und der preußiſche Kreis genugſam davon unterrichtet. Schon Bartholdy hatte von den Engländern den Anlauf der Sachen längſt erlauſcht. Ueberhaupt wird das Richtige und Wahre auch im politiſchen Fache leicht und ſchnell gewußt, nur verliert es ſich gewöhnlich in einer Maſſe von mit überkommenem Falſchen, welches den Draußenſtehenden oft völlig verwirrt, das aber der Eingeweihte ſonder Mühe erkennt und ausſcheidet.

Dieſes Bündniß war der Hochpunkt der Spannung, die hierauf nicht weiter ging, ſondern alsbald wieder nachließ. Den Theilhabern mochte die genommene Stellung doch ſchon bedenklich ſcheinen, und ein Rückſchritt wünſchenswerth dünken. Die Nachgiebigkeit erfolgte indeß zuerſt von derjenigen Seite, wo Macht und Selbſtſtändigkeit am wenigſten zu bezweifeln waren, von Seiten

Rußlands. Der Kaiſer Alexander ſtimmte ſeine Anſprüche in Betreff Polens bedeutend herab, der öſterreichiſche Antheil wurde günſtiger geſtellt, der preußiſche beträchtlich ausgedehnt, Thorn und Krakau ſollten freie Städte werden, und von dieſen wurde ſpäter die erſtere noch zu Preußen gefügt. Hierdurch bekamen auch die Verhandlungen über Sachſen eine veränderte Geſtalt, und beiderlei Fragen rückten wieder gemeinſam einer, zwar noch immer herben und ſchweren, aber doch ſchon entſchieden friedlichen Löſung entgegen.

Ein beſonderes Schauſpiel von ſehr verſchiedenartiger Wirkung brachte der 21. Januar. Den Todestag Ludwigs des Sechszehnten hatte die Reſtauration in Frankreich zu einem allgemeinen Trauerfeſt erhoben, und trieb damit ein partheiſüchtiges Gepränge. Die Geſandtſchaften im Auslande wurden angewieſen, den Tag durch kirchliche Feier zu begehen, und Talleyrand durfte nicht zurückbleiben. Er ließ in der St. Stephanskirche einen Trauergottesdienſt halten, zu welchem der ganze Kongreß eingeladen wurde, und der prunkvoll ſein ſollte, und vielleicht koſtbar genug, aber doch gering ausfiel. In Frankreich war die Feier jenes trauervollen Tages, in welcher wenig Rührung aber deſto mehr Haß ſichtbar wurde, eine unkluge Herausforderung; in Wien erſchien ſie, wo nicht grade ärgerlich, doch wenig angemeſſen. Man hielt es für ſehr unnöthig, daß in Gegenwart ſo vieler Fürſten die Hinrichtung eines der angeſehenſten feierlich in Erinnerung gebracht wurde, man glaubte ein ſolches Ereigniß bleibe beſſer in Dunkel und Vergeſſenheit.

Es kamen Dinge zur Sprache, die man lieber unbesprochen lassen mußte, und selbst die Person Ludwigs des Achtzehnten blieb nicht verschont, denn natürlich wiederhallten die Stimmen aus Frankreich auch in Wien. Talleyrand hatte bei der Sache auch keine richtige Stellung, sie mußte ihm jedenfalls peinlich sein; der Gedanke an die Hinrichtung des Herzogs von Enghien lag so nahe, und bei dieser Unthat schien einige Mitschuld ihm doch beizumessen; überdies hatte er mit den Verurtheilern Ludwigs des Sechzehnten bis dahin stets im besten Frieden und Verkehr gelebt. Genug, das Ganze machte einen falschen Eindruck, und nahm sich im Oestereichischen Beobachter zwar auch nicht sonderlich, aber doch besser als in der Wirklichkeit aus.

Unterdessen war aus England der Herzog von Wellington eingetroffen und als Bevollmächtigter an Lord Castlereagh's Stelle getreten, der nach London zurückkehrte und vorläufig wenigstens Ein Ergebniß des Kongresses mitbrachte, für das er die Theilnahme seiner Landsleute sehr erweckt wußte, nämlich die Abschaffung des Negerhandels. Der berühmte Feldherr hatte offenbar mehr Geschick für diplomatische Geschäfte als sein Vorgänger, wußte zu hören, und wenn auch nicht so wortreich, doch mehr sachgemäß zu reden. War seine Sendung darauf abgesehen, durch den Kriegsmann zu imponiren und durch sein Kraftwort die Andern zum Schweigen zu bringen, so blieb dieser Zweck verfehlt, denn man konnte bald wahrnehmen, daß recht eigentlich ein Unterhändler, und zwar ein sehr geschickter und sachkundiger,

in ihm gekommen war. — Wellington fand in Wien einen Waffengefährten in dem preußischen General von Grolman wieder, der vormals unter ihm in Spanien den Krieg mitgemacht hatte. Der Umstand war ohne Zweifel den preußischen Verständigungen günstig, wenigstens sah man zwischen den beiden Kriegsmännern das freundschaftlichste Vernehmen, und Wellington zeigte bei jedem Anlasse geflissentlich, wie sehr er den Mann persönlich und in ihm die Preußen ehre. Bei Gelegenheit späterer Verhandlungen wurde viel von einem würdigen und freimüthigen Schreiben gesprochen, das der General von Grolman aus eignem Antrieb an den Herzog gerichtet haben soll, um denselben aufzufordern, gewisse Vorschläge mit den Augen des Kriegers anzusehen und nach den Eingebungen des Soldatenherzens zu entscheiden. Wellington, so wurde versichert, rühmte die franke Ansprache, und hätte ihr gern durch die That genügt, allein die Sachen ließen sich nicht mehr umlenken. Deßhalb, und weil überhaupt der Schritt als ein ganz unamtlicher geschehen, scheint auch jede weitere Mittheilung darüber unterblieben zu sein. Eine angebliche Abschrift, die umherlief, wurde für unächt und untergeschoben erklärt und durchaus verworfen.

Die deutschen Angelegenheiten, welche in der allgemeinen Spannung und auch in ihrer eignen bisher gestockt hatten, wurden wieder aufgenommen, ohne doch die nöthige Förderung finden zu können. Eifersucht, Ehrgeiz und Mißtrauen regten sich von allen Seiten, und der Andrang der mindermächtigen Fürsten und Staaten

wurde den wohlmeinenden Absichten Oesterreichs und Preußens, für die Gesammtheit der Deutschen eine durchgreifende Ordnung zu gründen, immer beschwerlicher. Für diese Richtung war die Einigkeit beider Mächte fast gar nicht gestört worden, die Gesinnung der beiderseitigen Staatsmänner beharrlich die gleiche geblieben. Auch der Kaiser von Rußland nahm sich der deutschen Sache wohlwollend an, und wirkte mittels seines Ansehens und Einflusses überall für das Beste der Gesammtheit, für die Sicherung volksthümlicher Rechte. Daß die Vertreter der kleinen deutschen Länder ein Recht hatten mitzusprechen, darf man nicht bezweifeln, denn es wurde ihnen zugestanden; daß in vielen dieser Männer der redlichste Eifer glühte und auch im Einzelnen die wichtigsten Dienste leistete, wird ihnen stets rühmlichst anzuerkennen sein; aber im Ganzen müssen wir wiederholt beklagen, daß die Gestaltung der Dinge nicht aus engerem Rath hervorgegangen und ausschließlich von den großen Stimmführern geleitet worden ist.

Durch den Zusammenstoß der Ansprüche entstanden auch solche Reibungen, welche persönliche Abmachung zu fordern schienen. Man erzählte von unerhörten Auftritten, welche Stein bei dem Grafen von Stackelberg gehabt, und wo der Reichsritter sich wie Götz von Berlichingen oder Franz von Sickingen gefühlt, die sich auch keinen Augenblick bedacht hätten, ihre Fehde persönlich auszufechten. Die großen Mächte hatten kaum wieder aufgegeben durch die Waffen ihre Sache zu entscheiden, so schien die Kampflust in die Einzelnen zu fahren, und

es fehlte nicht viel, ſo hätte der Kongreß das Zwiſchenſpiel eines merkwürdigen Zweikampfs geſehen. Zwei hohe Fürſtenſöhne, beide ritterlich und krieggeprüft, hatten ſchon Ort und Zeit beſtimmt, ihre Mißhelligkeit auszugleichen, als noch eben Vermittlung hinzutrat und ein ſo unheilvolles Beiſpiel verhüten konnte.

Auch in weniger hohen Kreiſen waren Streitigkeiten zu vermitteln, welche ohne Dazwiſchenkunft ruhiger Beſonnenheit einen ſchlimmen Ausgang nehmen konnten. Ein Fall dieſer Art wird künftig zu erzählen ſein. Es kam die Rede darauf, ob nicht der Kongreß angegangen werden ſollte, den Zweikampf allgemein abzuſchaffen, und Ehrengerichte anſtatt ſeiner einzuſetzen. Gentz bat um's Himmels willen, die Mühewaltung der Diplomaten nicht durch neue Anſuchen zu vermehren, ſie abzuweiſen ſei ſchon des Leidens zu viel, nun gar aber einen ſolchen Gegenſtand aufzunehmen, auch für ihn einen Ausſchuß zu beſtellen, würde ihm der Gipfel der Thorheit dünken. Jemand ſchlug einen Ausſchuß vor, und wollte Gentzen als erſtes Mitglied, was dieſer ſehr übel nahm, nicht darum, weil der Scherz anzüglich war, ſondern weil ſolcher Gedanke ihn gleich im Ernſt quälte und auf Tage hinaus unglücklich machte.

Konnte man auch eines Humboldt oder Gentz in dieſer Zeit kaum habhaft werden, fehlte es doch an geiſtreichen Wortführern nicht, und lebendige Erörterungen allgemeiner Fragen fielen täglich vor. Der Oberſt von Noſtitz, Koreff, und der Mahler Meier aus Rathenau, glänzten hier in erſter Reihe. Letzterer war einer der begabten Menſchen, deren Sinn jeden Gegenſtand erfaſſen und in den eignen Kreis der Betrachtung ziehen

kann. Ich hatte ihn früher in Dresden gekannt, außerdem war er mit dem Fouqué'schen Kreise in Nennhausen und von Halle her mit Harscher wohlvertraut; doch überflog er schnell solche Einführungsansprüche bei uns, und stand in wenig Augenblicken als ein durch sich selbst Berechtigter in größter Innigkeit. Er hatte den Befreiungskrieg rühmlich mitgemacht, dann kürzlich geheirathet, und wollte nun in Wien seine Kunst ausüben, fühlte aber bald, daß er für andere Lebensthätigkeit geboren sei und widerstand nicht, als es wieder Krieg gab, der Lust nochmals Soldat zu werden, leider zum Unheil, denn er kehrte nicht wieder! In der Schlacht von Belle-alliance wurde er mit einem Befehl beauftragt, der ihn unter die feindlichen Kartätschen führte, und er verschwand spurlos. Den Dingen neue und unerwartete Seiten abzugewinnen, war seine Laune unerschöpflich, und sie kam aus einem tiefen und liebevollen Herzen; Jean Paul Richter, der ihn persönlich gekannt und sehr lieb gehabt, war ganz davon eingenommen. Sei diese Erwähnung hier ihm ein Denkstein, dessen sein unbekanntes Grab ohnehin entbehrt!

Von antheilnehmenden Landsleuten hab' ich hier, außer dem Grafen von Flemming, noch des Majors von Eckardstein und des Oberstlieutenants von Hedemann zu erwähnen, in welchem die günstige Vorstellung, die sich überall dem preußischen Namen verknüpfte, ihre würdigen Vertreter hatte. Ferner ist als ausgezeichnete Erscheinung Dehn zu nennen, der in schwedischen Aufträgen eben aus Norwegen eingetroffen war, und den ansehnlichsten Geschäften vorstand. Er war einer der wenigen Männer seines Ursprungs und Standes, der

eide, durch wahrhafte Bildung der großen und feinen Welt und durch ausgezeichnetes Betragen, gänzlich verleugnete, und deßhalb auch in den höchſten Kreiſen ſich keiner Erfolge rühmen konnte. Hat er ſeine Denkwürdigkeiten, die er wirklich zu ſchreiben angefangen, nicht zu früh wieder aufgegeben, ſo dürften wir ein Seitenſtück zu Gourville empfangen.

Die Frage über Sachſen war ſchon in das Geleiſe gebracht, in welchem ſie nun unverändert ihrer Entſcheidung entgegen rückte, alſo wenn auch nicht der Form nach dem Weſen nach entſchieden, als die von mir unternommene Druckſchrift erſchien. Hardenberg hatte ſie Cotta'n zur Beſorgung übergeben, dieſer aber ſie in Sachſen drucken laſſen, wo ſie abſichtliche Verzögerung erfuhr, und um mehrere Wochen verſpätet wurde. Sie trat nun gleichzeitig mit der von Niebuhr verſprochenen ans Licht, und mit noch einer andern, als deren Verfaſſer Eichhorn genannt wurde. Die Niebuhr'ſche machte, ſchon des Namens wegen, dann auch durch die eigenthümliche Behandlung der Sache, großes Aufſehen, doch wollte man von den beiden andern, anonym erſchienenen Schriften mehr Wirkung verſpüren, wenigſtens war der Eindruck verſöhnlicher und gewinnender. Gegen Niebuhr wollte Friedrich Schlegel auftreten, der ihm vorwarf, in römiſcher Welt und Geſchichte möchte er heimiſch ſein, von deutſchen Sachen aber verſtände er nichts. Schlegel ſelbſt urtheilte hier mit mehr Dünkel als Grund, und ich beſtritt ihn lebhaft, konnte aber bei manchen ſeiner Behauptungen nur die Achſeln zucken, und fragte ihn

zuletzt, ob ihm denn überhaupt die Sache noch der Erörterung werth dünke, da nach seiner Ueberzeugung die Welt höchstens nur noch hundert und sechzig Jahre bestehen werde? Wirklich behauptete der, bei allem Geiste, von Einbildungen befangene Mann in allem Ernste, nach Verlauf dieser Zeit müsse das Ende der Welt eintreten. Aus demselben Munde nun das Lob meiner Schrift zu hören, konnte mich wenig freuen, so wie mich fast verwirrte und beschämte, daß auch Gentz sich zufrieden erklärte, und daß die Allemannia nur mäßig schalt. —

Die Franzosen suchten die sächsischen Fäden noch festzuhalten, hatten aber indeß andre aufgenommen, an welchen für sie viel nähere Betheiligung hing. Aus dem Sturze Napoleon's hatten sich nur zwei mit ihm Emporgekommene gerettet, Bernadotte und Murat, beide durch Anschließung an die Verbündeten. Allein wie das Beharren bei dem Feinde schon kein unnachsichtliches Vergehen mehr sein sollte, so durfte auch der Abfall von ihm nicht mehr als unbedingtes Verdienst gelten, und in Betreff Murat's war die Aufrichtigkeit ohnehin zweifelhaft. Diesen Eindringling fortwährend auf dem Throne von Neapel zu sehen, war den Bourbons unerträglich, und Talleyrand hatte förmlich darauf angetragen, das vertriebene, nur Sicilien noch beherrschende Fürstenhaus auch in Neapel wieder einzusetzen. Das Nebeneinanderstehen der beiderseitigen Abgeordneten Neapels und Siciliens auf dem Kongreß war allerdings eine seltsame Erscheinung, und schrie laut die Thatsache aus, daß hier ein Bruch, eine Lücke sei, wo kein Grundsatz hineinpasse-

Der französische Antrag verursachte große Aufregung, und fand, wie die gleichzeitigen Wünsche, daß Napoleon von Elba weg und in größere Ferne versetzt würde, vielfache Zustimmung. Die geschlossenen Verträge jedoch waren ein starker Schutz, und Murat's Bevollmächtigte, Herzog von Campochiaro und Fürst von Cariati, benahmen sich als Sieger, während die sicilianischen Abgeordneten, Herzog von Serra-Capriola und Kommandeur Ruffo das Ansehen von Unterdrückten hatten. Wie die Sachen gekommen wären, wenn Murat seinen Vortheil verstanden hätte, ist schwer zu sagen, vielleicht wäre er seinem Falle dennoch nicht entgangen, den nun freilich Unklugheit und Thorheit beschleunigten. Durch die ausgesprochene Feindschaft der Bourbons aufgereizt, im Bewußtsein der eignen Handlungsweise wenig durch die Verträge beruhigt, glaubte er durch eigne Kraft sich behaupten zu können, träumte die Eroberung Italiens und knüpfte heimlich auch mit Napoleon wieder Verbindungen an. Seine Rüstungen, angeblich gegen Frankreich gerichtet, aber zunächst und wesentlich Oesterreich angehend, konnten weder verborgen noch unbewacht bleiben. Lange schon zogen in der Stille immer mehr österreichische Truppen nach Italien, und als späterhin auf jener Seite die Bewegung sichtbar wurde, stand auch auf dieser Seite schon ein Heer gerüstet.

Bei dieser Gelegenheit hörte man auch öfters die Gesellschaft der Carbonari nennen, die ihr Absehen auf die Einheit Italiens gerichtet haben sollte. Wiefern Murat ihr Haupt geworden, sie durch ihn oder er durch sie stark werden könne, die Bestandtheile, Verzweigung, Form dieser Brüderschaft, gaben den Stoff mannigfacher

Vermuthungen und Betrachtungen. Carpani, einer der leidenschaftlichen Italiäner, welche aus Liebhaberei Politik wie Musik treiben, und der, ganz österreichisch gesinnt, den heftigsten Haß gegen die Franzosen hegte, war über das Wesen der Carbonari, so schien es, vollkommen im Klaren, und gab uns gleich damals zuverlässigen Bericht, der sich in den spätern Zeiten durch alle reichlichen Aufschlüsse nur bestätigte. Er gestand, daß der Bund eine lockende, eine für jeden Italiäner erhebende Seite habe, und er selber stimme gleich ein, wenn Oesterreich das Haupt sein wolle, dagegen verwünschte er heftig jede Anschließung an Murat. Entgegengesetzte Wendungen lagen damals noch beisammen, und es schien nur von der Willkür abzuhängen, die eine oder die andere vorzuziehen. Freund oder Feind, die Wahl schien offen. Niemand aber traute damals den Carbonari solche Bedeutung und Wirksamkeit zu, als wir von ihnen später gesehen haben, noch konnte man ahnden, daß das Unheil solcher Umtriebe bald in unserm stillen Deutschlande zu verfolgen sein würde!

Während sich die Blicke besorglich nach Süden wandten, und der Norden sich kaum erhellte, behielt Wien unverändert dasselbe Ansehen, immer drängten sich die Festlichkeiten und Vergnügungen, immer vereinigte wieder in Glanz und Freude der Abend, was der Morgen feindlich entzweit zu haben schien. Die lange Dauer des Kongresses minderte in nichts die gastfreie Herrlichkeit, den Reichthum und die Grazie der Bewirthung, man mußte die Hülfsquellen dieses Aufwandes für un-

erſchöpflich halten. Die große Welt entſprach allen Forderungen, die ſie an ſich ſelber machte, und zeigte immer gleichen Eifer, gleiche Fülle. Der Zudrang mehrte ſich ſogar, und immer andre Fremde ſtrömten herbei, welche den Schauplatz neu belebten. Selbſt die Jahreszeit brachte den Reiz des Wechſels, die prächtigen bei nächtlicher Heimkehr von Fackeln beleuchteten Schlittenzüge, wandelte die lauere Luft in prunkvolle Wagenfahrten und Kavalkaden um. Das Gedränge der Baſteien wiederholte ſich im Prater, im Augarten, auf den Straßen nach Schönbrunn und Baden.

Auch an kirchlich-religiöſem Schauſpiel ſollte es dem Kongreſſe nicht fehlen. Zwar Frau von Krüdener, welche vor andern Perſonen berufen ſchien, die vornehme Welt von dieſer Seite anzuſprechen, auch bereits mit dem Kaiſer Alexander in vertrautem Verkehr ſtand und bald in hohe und folgenreiche Wirkſamkeit trat, war nicht nach Wien gekommen, und hätte auch unter den vorherrſchend katholiſchen Einflüſſen des Orts mit ihrer proteſtantiſchen Myſtik ſchwerlich viel Glück gemacht. Dafür hatte Zacharias Werner ſich eingefunden, der königsbergiſche Preuße, Verfaſſer der Söhne des Thals, der Weihe der Kraft und andrer Theaterſtücke, der ſeinen lange verſteckten Sinn endlich offen bekannt hatte, katholiſch und bald auch Prieſter geworden war. Noch im vorigen Jahre hatte er in einem halb faſelnden halb trunkenen Gedicht „die Weihe der Unkraft“ den Sieg der Verbündeten beſungen, und in ſeiner Weiſe, die alles durcheinander miſchte, die proteſtantiſche Königin Luiſe von Preußen, als eine der Heiligen mit aufgeführt, deren Wirken im Himmel das irdiſche Siegeswerk mit

vollbracht. Seine nunmehrigen Glaubensgenoſſen achteten ſolcher Abſprünge eines verwilderten Gehirns nicht, und niemand mochte die poetiſche Lizenz rügen, mit der die dogmatiſche Unterſcheidung einen Augenblick der praktiſchen Verbündung hier zum Opfer gebracht wurde. Allein ſeit Jahresfriſt waren alle, bis dahin unbeſtimmt in einander fließenden, Meinungen und Denkarten zur Entwicklung vorgeſchritten, und hatten ſich geſondert und befeſtigt. So war denn auch Werner ſeitdem ſchon ein ganz andrer Katholik geworden, und jetzt der Erſte, ſolche poetiſche Milde, welche den Nichtkatholiken den katholiſchen Himmel öffnet, und ſie dort ſogar mit dem Heiligenſchein ſchmückt, als eine ſündhafte Verirrung zu verwerfen. Er drang auf ſtrenges Bekenntniß zur katholiſchen Kirche, auf unbedingte Unterwerfung unter den Pabſt, und hätte ſich um keinen Preis mehr erdreiſtet, Irrgläubigen einen Theil an der Seligkeit zuzuſprechen. In den Faſten trat er als Prediger auf, und der heftige Eifer, mit dem er die Sünder zur Bekehrung rief, ſein bekannter Name und Lebenslauf, wie ſein wunderliches Weſen überhaupt, das den Zuhörern mit dem geiſtlichen Ertrag auch reichlichſt weltliche Unterhaltung verſprach, zogen bald die ganze vornehme Welt zu ſeiner Kirche hin. Mehr noch, als je vorher im Schauſpiel- und Geſellſchaftsweſen, entfaltete er ſeine Fratzenhaftigkeit jetzt auf der Kanzel. Ein zweiter Abraham von Sancta Clara, hatte er bald gefühlt, was alles ein eifernder Prediger ſich erlauben, was alles ſeine Dreiſtigkeit antaſten, ſeine Willkür herbeiziehen dürfe. Recht mit Luſt beſprach er ſeine eignen, perſönlichen Angelegenheiten, ſeine Sündhaftigkeit, ſeine Bekehrung und Buße, und

indem er den Andern die Hölle heiß machte, ſchwelgte ſeine Eitelkeit in doppelter Selbſtbeſpiegelung, der ehemaligen Weltluſt und der jetzigen Auserwählung. Er machte wahre Theaterſtreiche, nicht nur ärgerliche, ſondern oft geradezu unanſtändige. Er gefiel ſich in dem Wagniß, die Zuhörer durch zweideutige Ausdrücke aufzuregen, in Unruhe, Scham und Angſt zu verſetzen, ja dieſe bis zum Gipfel des Schreckens zu ſteigern, wo man ungewiß wurde, ob nicht Wahnſinn die Kanzel entweihen werde — und dann plötzlich ließ er von dieſer Spitze ſeinen Vortrag in das gewöhnliche Geleis hinabſtürzen, wo ſich alles in zuläſſiger Weiſe ruhig verlief. Wer von der Predigt Kenntniß hat, wo Zacharias Werner von dem allerſündlichſten und ärgerlichſten Theile des menſchlichen Körpers redet, die Eigenheiten und Unarten angiebt, durch die er ſich bemerkbar macht, endlich, nach der abſichtlich beunruhigendſten Aufzählung derſelben, mit unerhörter Dreiſtigkeit fragt, ob er ihn noch erſt nennen, oder gar ihn zeigen ſolle? darauf aber ausruft: „Die Zunge iſt es!“ — der hat das ſprechendſte Beiſpiel, auf wie ärgerliche Weiſe dieſer Schäker Schimpf und Spott mit ſeinen Zuhörern trieb. Freilich kannte er ſeine Leute! Die vornehme Welt, Wiener und Fremde, waren entzückt, auch in der Kirche ſolchen hautgoût und das Heilige mit ſolchem Sinnenkitzel verquickt zu finden.

Wir haben von andern Dingen zu reden. Der Monat März hatte begonnen, er ließ ſich leidlich an. Der König von Sachſen war in Preßburg angekommen,

und die Mächte, in Betreff der Theilung Sachſens nun einſtimmig, unterhandelten über ſeinen Beitritt zu dem Beſchloſſenen. In Wien ſchwebte das Schauſpiel einer ſtattgehabten Prachtfahrt des Hofes, das heißt aller hier vereinigten Höfe, noch vor Augen, man unterhielt ſich, arbeitete und ſchlenderte, wie bisher; — da wurden plötzlich Mittags am 7. März die Sinne geblendet, es blitzte, und ein dumpfer Donner hallte lange nach. Der Blitz war die Nachricht, daß Napoleon am 26. Februar die Inſel Elba verlaſſen habe, und mit ſeiner Kriegsmannſchaft auf ſechs Schiffen nordwärts ſteuernd geſehen worden ſei. Die erſte Kunde dieſes Ereigniſſes empfing der Fürſt von Metternich ſchon am frühen Morgen. Eine Konferenz der Bevollmächtigten der fünf Mächte hatte ſich bei ihm nachts bis nach 3 Uhr erſtreckt. Da die Häupter aller Kabinette zu Wien vereint waren, ſo hatte er ſeinem Kammerdiener den Befehl ertheilt, ihn, wenn Kouriere ſpät nachts ankämen, nicht im Schlafe zu ſtören. Ungeachtet dieſes Befehls aber brachte der Kammerdiener ihm gegen 6 Uhr eine mittelſt Stafette eingelangte, als „dringend" bezeichnete Depeſche. Der Fürſt las auf dem Umſchlage die Worte: „Vom kaiſerlich-königlichen Generalkonſulate zu Genua", und da er kaum zwei Stunden zu Bette und der Ruhe ſehr bedürftig war, ſo legte er die für nicht ſo wichtig erachtete Depeſche uneröffnet auf den nebenſtehenden Nachttiſch, und wollte weiterſchlafen. Einmal geſtört, konnte er jedoch den Schlaf nicht ſo recht wiederfinden, und gegen halb 8 Uhr entſchloß er ſich, die Schrift zu erbrechen. Er fand mit Erſtaunen in ſechs Zeilen die Anzeige, der engliſche Kommiſſair Campbell ſei ſo eben

m Hafen von Genua erſchienen, um ſich zu erkundigen, b Napoleon ſich dort nicht habe blicken laſſen, denn von lba ſei er verſchwunden, worauf in Folge der verneienden Antwort die engliſche Fregatte ungeſäumt wieder n See gegangen. In wenigen Minuten war nun der Fürſt angekleidet, und vor 8 Uhr bereits bei dem Kaiſer Franz. Derſelbe las den Bericht, und ſprach ruhig und efaßt, wie er dies in allen großen Gelegenheiten war, ie folgenden Worte: „Napoleon ſcheint den Abenteurer pielen zu wollen; dies iſt ſeine Sache. Die unſere iſt, ie Ruhe, welche er Jahre lang ſtörte, der Welt zu ichern. Gehen Sie ohne Verzug zu dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen, und ſagen Sie hnen, daß ich bereit bin meiner Armee alsbald den Rückmarſch nach Frankreich zu befehlen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Monarchen mit mir einverſtanden ein werden.“ Gleich nach 8 Uhr war der Fürſt bei'm Kaiſer Alexander, welcher ihn mit denſelben Worten beſchied wie der Kaiſer Franz; eine Viertelſtunde ſpäter mpfing er dieſelbe Erklärung aus dem Munde des Königs Friedrich Wilhelm. Um 9 Uhr war er ſchon wieder u Hauſe, wohin er bereits den Feldmarſchall Fürſten on Schwarzenberg entboten hatte. Um 10 Uhr ſtellten ich auf ſeine Aufforderung die Miniſter der vier Mächte ei ihm ein, und um dieſelbe Stunde ſchon Adjutanten n allen Richtungen unterwegs, den Truppen, welche eimzogen, den Befehl des Haltmachens zu überbringen. Als die Miniſter bei dem Fürſten eintraten, war ihnen as Ereigniß noch unbekannt. Talleyrand kam zuerſt, nd las den Bericht aus Genua. Er blieb kalt, und olgendes lakoniſche Geſpräch fand Statt: — Talleyr.

Savez-vous où va Napoléon? — Mettern. Le rapport n'en dit rien. — Talleyr. Il débarquera sur quelque côte d'Italie et se jettera en Suisse. — Mettern. Il ira droit à Paris! — Da ſchon vorher, binnen weniger als einer Stunde, alles durch den Fürſten mit den Monarchen ſelbſt abgethan und der Krieg beſchloſſen war, ſo blieben nur die Maßregeln der Ausführung zu verhandeln, und für dieſe Beſchlußnahmen fand ſich keine Schwierigkeit.

Im Laufe des Vormittags kam noch ein engliſcher Kourier, der am 2. März in der Frühe Genua verlaſſen hatte, und bald nachher abermals ein öſterreichiſcher mit den Nachrichten vom Abend jenes Tages. Gegen Mittag war das Ereigniß durch ganz Wien bekannt, und der Eindruck iſt nicht zu beſchreiben, den die gleich einem Lauffeuer verbreitete Nachricht auf alle Menſchen machte. Jedermann fühlte, daß dieſer Schlag eine Schickſalswendung ſein werde, wenn auch nur des Mannes, der ihn geführt. Alle Geſichtspunkte waren durch ihn verrückt, aller Anhalt unſicher, alles Bewegte ſtillgeſtellt. Daß es Gemüther gab, die nicht aus der Faſſung kamen, wird man ſchon glauben. Der Kaiſer Alexander ſagte, das Ereigniß werde ein geringes ſein, ſobald man es nur nicht als ein ſolches behandle. Der Gleichmuth des Fürſten von Metternich blieb unerſchüttert, ſein Blick hatte ſogar auf der Stelle erkannt, daß Frankreich bedrohter ſei als Italien; aber auch Gentz, der perſönlich ſo leicht erſchreckbare Gentz, blickte muthvoll in die allgemeine Gefahr. Humboldt rief: „Vortrefflich! das giebt Bewegung!“ Ich muß auch ſagen, daß ich einen Diplomaten geſehn, der unter den Augen einer Dame,

die ſeiner Huldigung verſichert ſein ſollte, die Nachricht als die allergleichgültigſte aufnahm, und mit ſeltener Bemeiſterung nur dazu benutzte, um darzuthun, wie ganz von anderm Gegenſtande jetzt Sinn und Geiſt ihm ſchon erfüllt ſeien! Die Franzoſen, Talleyrand an der Spitze, ſuchten die möglichſt gleichgültige Haltung zu behaupten; ſolche Stimmung, wahr oder erkünſtelt, herrſchte auch am Abend jenes bewegten Tages, wo alle hohe und vornehme Welt bei der Kaiſerin von Oeſterreich der Aufführung eines Schauſpiels beiwohnte. Talleyrand fürchtete wirklich am meiſten für Italien, wo er ein bedeutendes Gelingen für möglich hielt, an Frankreich ſchien ihm ein Einbruch Napoleon's gleich im Beginn zerſchellen zu müſſen. Doch glaubten die meiſten Menſchen, Napoleon werde ſich nach Frankreich wenden. Am 10. März brachte ein öſterreichiſcher Kourier aus Genua die Nachricht, daß Napoleon wirklich in Frankreich gelandet ſei, und das Schloß von Antibes zu überfallen verſucht habe. Am 13. kam abermals ein öſterreichiſcher Kourier aus Genua mit Nachrichten vom 5. Nun begann auch Talleyrand, und mit ihm der Herzog von Dalberg, zu zagen, beſonders da auch ein Kourier aus Paris mit Nachrichten vom 5. eintraf, an welchem Tage man dort von dem ganzen Ereigniſſe noch keine Kunde hatte. Nach glaubhaften Verſicherungen war Talleyrand einen Augenblick ſichtbar getroffen und ſtarrte ſtumm vor ſich hin; doch nur im erſten Augenblick, denn gleich im zweiten, rühmte man, habe er ſich wieder in ſeiner Stärke, ruhig, klar und thätig gezeigt. Die Italiäner freuten ſich, daß Napoleon ſich nach Frankreich geworfen; Carpani rief mit Heftigkeit, es ſei ein Uebermaß

von Segen, der Himmel führe den Böſewicht grade dahin, wo ſeiner die unfehlbarſte Strafe harre. Ueberhaupt, ſo wie man nur erſt wieder ſich beſonnen, ſich wechſelſeitig geſprochen, ermuthigt hatte, brachen ungehemmt die Leidenſchaften aus, und Haß und Wuth machte ſich in den wildeſten Reden Luft. Frauen wetteiferten mit Männern, den Helden des Tages, der ſie durch ſein bloßes Erſcheinen ſchüttelte und zauſte, zu ſchmähen, zu verachten.

Dieſe Stimmung, welche, bei ſchon geringerer Beſorgniß, ſich nur erhöhtem Grimm überließ, wurde von Talleyrand eifrig benutzt, um Maßregeln zu erwirken, deren Gefahr ſeine Verhältniſſe nicht verſchlimmern konnte, deren Ruhm und Vortheil aber auch auf ihn günſtig zurückfallen mußten. Ihn nämlich hielt die herrſchende Meinung gleich für den Urheber, wenigſtens für den ſtärkſten Anſtifter des kraftvollen Beſchluſſes, durch welchen die zum Kongreß verſammelten Mächte am 13. März das Unternehmen Napoleon's feierlich verdammten, ihn ſelbſt außer dem Geſetz, und der öffentlichen Rache geweiht erklärten. Der Eindruck dieſer Erklärung war groß, wurde aber bald geſchwächt durch die Nachrichten, die in raſcher Folge aus Frankreich einliefen und Napoleon's reißende Fortſchritte meldeten. Anſtatt ihn umzingelt und gefangen zu ſehen, ſah man Grenoble ihm die Thore öffnen, die Truppen zu ihm übergehen, die Bourbons ſchwach und rathlos an Flucht denken. Eilig ſchritten nun die Mächte zum völligen Abſchluſſe der ſächſiſchen Frage, und überwanden durch ernſtliche Vorſtellungen, an denen Talleyrand noch beſtens Theil nahm, die bisherige Weigerung des Königs von Sachſen. Hiemit

endete die franzöſiſche Wirkſamkeit auf dem Kongreß. Als Napoleon in Lyon eingerückt war, der Marſchall Ney, auf den man die unſinnigſten Hoffnungen geſetzt hatte, nichts ausrichtete, ſondern ſogar von ſeinen Truppen fortgeriſſen dem wiederkehrenden Kaiſer ſich anſchloß, mußte man wohl erkennen, daß gegen dieſen kein Widerſtand mehr zu erwarten, Paris ihm offen und die Sache der Bourbons für diesmal verloren ſei. Frankreichs Vertretung auf dem Kongreſſe ſchwand in ſich ſelber dahin, und als am 25. März Oeſterreich, Rußland, England und Preußen auf's neue ſich zum Kriege verbündeten, war für Talleyrand nichts mehr mitzuwirken oder zu unterzeichnen.

Nachdem Napoleon ohne Schwertſtreich in Paris angelangt, die Obergewalt wieder in ſeinen Händen und ganz Frankreich ihm zugefallen war, konnte man aus dem Gedränge von Schrecken und Angſt, Wahn und Enttäuſchung, von welchem die Seele beſtürmt worden, erſt wieder aufathmen, und den neuen, unerhörten Zuſtand in's Auge faſſen. Wir dürfen es wohl ſagen, Staunenswürdigeres und Fabelhafteres und in ſeiner Wirkung Gewaltigeres hat die Geſchichte nicht aufzuweiſen, als dieſen Zug Napoleon's von Cannes nach Paris. Um das Wunder zu erklären, dachte man die albernſten Dinge aus, nur den einfachſten Zuſammenhang wollte man nicht ſehen. Eines nur konnte man nicht läugnen, daß Frankreich und Napoleon wieder auf's neue zu gewaltiger Macht vereint uns gegenüber ſtanden, und daß man ſich mit dieſer abfinden müſſe, in Krieg oder Frieden.

Oder Frieden; denn auch dieſer Fall mußte ſich der Einbildungskraft aufdrängen, ungeachtet der Erklärungen

und Bündniſſe, welche der vollſtändigen Entwicklung des Ereigniſſes vorangegangen waren, und daher durch dieſe nun neu bedingt werden konnten. Wirklich trat Napoleon, im Wiederbeſitze der Macht und getragen von dem Sturme gährender Volksbewegungen, unerwartet friedlich und gemäßigt auf, und erbot ſich den Frieden von Paris anzuerkennen. Ein ſolches Erbieten verdiente wohl Erwägung, und der Zuſtand Europas, die Verhältniſſe der Mächte untereinander, mußten zu ernſten Betrachtungen auffordern. England verwahrte ſich ſchon, in dem bevorſtehenden Kriege nur gegen Napoleon, nicht aber für die Wiedereinſetzung der Bourbons kämpfen zu wollen. Sollte letztere nicht Zweck ſein, ſo durften andere Mächte lieber ſehen, daß Napoleon's Dynaſtie monarchiſch, als daß neue Revolutionsgewalten republikaniſch in Frankreich herrſchten, und die noch nicht aufgelöſten Verhältniſſe, welche Napoleon perſönlich mit Oeſterreich verknüpften, konnten dieſe Macht auch für ihn ſelbſt noch günſtig ſtimmen. Er griff von ſeiner Seite dieſe Möglichkeit begierig auf, und benutzte ſie zu verheißenden Vorſpiegelungen für die Franzoſen, bei Oeſterreich zu eindringlichen Eröffnungen. Sie fanden keinen andern Eingang, als höchſtens den, daß man vernehmen wollte, was er anzutragen hatte, wohin ſeine Abſichten gingen.

Das Unternehmen Napoleon's war auf zweierlei Grundlagen berechnet, auf die eine, daß Frankreich der Bourbons überdrüſſig ſei, und dieſe Angabe war ihm ſo entſchieden und drängend, daß ſie kaum erlaubte, auch die zweite, daß der Kongreß uneinig oder auseinander gegangen ſei, gehörig zu prüfen oder abzuwarten. So

ut Napoleon in jenem Betreff unterrichtet war, ſo ſchlecht ar er es in dieſem. Allerdings wollten die Monarchen Wien ſchon verlaſſen, die Tage des Bleibens wurden chon gezählt und die Abreiſe ſehr nah angegeben. Allein ie Trennung der Herrſcher würde nicht den Frieden ge- ört haben, im Gegentheil waren die Verhandlungen ieder in beſſerem Gange, und ihre Fortſetzung geſichert. llerdings hätte Napoleon's Wiederkehr einen ganz an- ern Eindruck gemacht, und ſeine politiſche Argliſt einen ngleich größeren Spielraum gehabt, wären die Häupter es Kongreſſes nicht mehr beiſammen geweſen, und die achricht des großen Ereigniſſes jedem abgeſondert zuge- ommen; die Gemeinſamkeit der Entſchlüſſe und Maß- egeln würde aus der Ferne höchſt ſchwierig zu unter- andeln geweſen ſein, die augenblickliche Schnelligkeit und achdrückliche Kraft des Zuſammenſeins durch nichts zu rſetzen. Aber die Zuſtände Frankreichs waren die ent- cheidendern, ſie litten keinen Aufſchub, und Napoleon ätte kaum zögern dürfen, auch wenn er über die Zu- tände in Wien weniger getäuſcht geweſen wäre.

Die öffentliche Aufmerkſamkeit mußte ſich bei dieſer Biederkehr Napoleon's vorzüglich auch auf ſeine Gemah- in und ſeinen Sohn richten, welche während des Kon- reſſes ihren Aufenthalt bisher in Wien und jetzt auf em Schloſſe in Schönbrunn hatten. Ein Verſuch, den ungen Prinzen von letzterem Orte zu entführen, war on Paris kühn genug angelegt, mißlang aber im ent- cheidenden Augenblicke. Die Sache machte großes Auf- ehen, hatte aber nur die Folge, daß eine ſtrengere Be- achung eintrat.

Aber nicht auf Oeſterreich allein richtete Napoleon

ſeine geheimen Betreibungen, auch andern Mächten ſuchte er die Vortheile darzulegen, deren ſie im Bunde mit ihm, oder wenigſtens durch Erhaltung des Friedens mit ihm, theilhaftig ſein würden. Gar leicht ließ ſich ermeſſen, welcherlei Verbindungen er zunächſt hoffte herzuſtellen, auf welchen Punkten ſeine Lockungen zumeiſt Erfolg haben könnten. Ueberall aber fand er ſeine Erwartung getäuſcht, nur Murat allein folgte den unheilvollen Antrieben, denen ſchon längſt ſein eigner Hang unruhig vorgearbeitet hatte. Der Prinz Eugen Beauharnais, der wohl vielfache und dringende Mahnungen empfinden konnte, ſich dem Feldherrn, Vater und Kaiſer anzuſchließen, blieb ſeinem Worte getreu, Wien nicht zu verlaſſen, und verdiente die Zuverſicht, welche namentlich der Kaiſer Alexander in daſſelbe ſetzte. Auch ſah man grade in dieſer Zeit beide faſt täglich Arm in Arm auf der Baſtei luſtwandeln, und jeder Argwohn mußte hiedurch erſtickt werden. So hielten auch die Polen treu an dem Kaiſer Alexander, und Napoleon fand bei ihnen kein altes Vertrauen mehr zu wecken, welches auch in Deutſchland nirgends gelang, wiewohl der neue Zuſtand ſchon mancherlei Unzufriedne gemacht hatte. Merkwürdig war es, daß Napoleon nicht verſchmähte, auch ſeinen Feind Talleyrand mit Lockungen anzugehen, und daß er eine abermalige Umkehr deſſelben doch für möglich hielt! Der ihm durch Fouché zugefertigte Sendling Monteron, ſchlau, umſichtig, gerieben, ſah jedoch bald, daß die Stellung der Dinge in Wien unwiderruflich entſchieden ſei, und die Klugheit ſich beſſer auf dieſer Seite halte, als die entgegengeſetzte ſuche.

Das tägliche Leben wogte unverändert, die gesellschaftlichen Strömungen, als wäre nichts vorgefallen, gingen ununterbrochen, aber in Betreff der Stimmung, des Betriebs der Geschäfte und der Richtung derselben, bot alles ein ganz anderes Ansehen. Der wiedererstandene gemeinsame Feind stärkte die Bande der Vereinigung, des Zusammenhaltens, zunächst unter den großen Mächten, welche der Zwistigkeiten aufrichtig vergaßen und nur den großen Zweck vor Augen hatten, die revolutionaire Militairmacht in Frankreich nicht zu dulden. Die Verabredungen für den Krieg, die Rüstungen aller Art, die Anordnungen der Heermassen, der Truppenmärsche, die Aufbringung der Hülfsmittel, traten nun in den Vordergrund. Mit dem Herzoge von Wellington hielten die in Wien anwesenden höchsten Militairpersonen der andern Mächte häufige Berathungen, die Kriegsminister kamen zusammen, die Finanzminister wurden befragt. Bei den Oesterreichern stand der General Graf von Radetzky als Heerbildner und Kriegsleiter in höchstem Ruhme; die preußischen Anstalten fanden überall kräftige Förderer, die Einsichten des Kriegers und des Staatsmannes in seltnem Verein bewährte wie schon früher so auch jetzt der General Freiherr von dem Knesebeck in der höchsten politischen Sphäre, Boyen, Rühle von Lilienstern, Ribbentrop, wirkten in ihren Kreisen mit Eifer und Erfolg.

Dabei galt es die Stimmung der Völker zu beachten, die Unzufriedenheit zu beschwichtigen, den guten Willen anzuregen, den kriegerischen Eifer neu zu beleben. Nirgends waren die Gesinnungen feuriger, die Kräfte rascher als in Preußen; hier bedurfte es nicht erst der Verheißungen, wie sie durch die berühmte Verordnung

vom 22. Mai ertheilt wurden, dieſe Verordnung machte damals nur geringen Eindruck; willig zu jedem Opfer, über die kriegeriſche Leidenſchaft jede andre vergeſſend, erhob ſich die Nation dem neuen Rufe, die Linientruppen waren ſchnell ergänzt, die Landwehr unter Waffen, die Jägerſchaaren der Freiwilligen wiedererſtanden. Preußiſche Truppen ſtanden die erſten ſchlagfertig im Felde. Dem Kriegsminiſter General von Boyen, deſſen ungeirrte Einſicht mit feſter Hand überall am rechten Ende die Sachen angriff, wurde hierbei das größte Verdienſt einſtimmig zuerkannt, und ſein Namen dem ſeines großen Vorgängers Scharnhorſt würdig zur Seite geſtellt.

Als eine neue Geſtalt in dem bunten Gedränge von Wien mußte in dieſer Zeit der Turnmeiſter Jahn auffallen, der von Berlin zum Beſuch gekommen war. Auffallen mußte der berühmte Deutſchthümler ſchon durch ſeinen Bart, ſeine langen Haare, ſeine altdeutſche Tracht, nicht weniger aber durch die Entſchiedenheit und den Trotz ſeiner Meinungen, den rückſichtsloſen baaren Ausdruck ſeiner kurzen Rede. Bei dem Fürſten von Hardenberg zur Tafel geladen, erſchien er in ſeiner ganzen Turndeutſchheit, in gewohnter Läſſigkeit des Anzugs, der Einzige in Stiefeln, und bei dem trockenſten Wetter in kothigen, ſo daß man glauben konnte, er halte das zum Koſtüm gehörig, und habe ſich mühſam eigends beſchmiert, wie Andre ſich blank machen. Aber man konnte nicht läugnen, er war ein Mann auf eignen Füßen, und hatte durch ſein Weſen großen Einfluß. Dem Finanzminiſter Freiherrn von Bülow, der ſich gutwillig zur Verhandlung

einiger Fragen und mehr als nöthig hergab, ſagte er ohne Blödigkeit harte Lehren, und da er merkte, daß er durfte, einige Grobheiten. Humboldt's Eifer, ſich durch mich ihm vorzuſtellen, verleitete den Kraftmann auch hier ſein Spiel zu verſuchen, das aber ſchlecht gelang, der überlegene Geiſt hielt den untergeordneten ohne Mühe in Schranken, und Jahn blieb zuletzt in einer Faſſung ſtehen, als wiſſe er ſelbſt nicht recht, ob er gefoppt worden. Nachdem er noch eine Weile in Wien ſich umhergetrieben, und genug erkannt hatte, daß dort kein Boden ſei, auf dem er mit ſeinem Weſen Glück machen könne, kehrte er nach Berlin zurück, um daſelbſt, wo er auf ſeinem Platze war, das Kriegsfeuer in der Turnjugend anzuſchüren.

In den diplomatiſchen Verhandlungen war ebenfalls ein neuer Schwung bemerkbar. Der Beitritt der mittlern und kleinen Staaten zu dem erneuerten Bündniſſe erfolgte im Allgemeinen ohne Schwierigkeit, doch mußte ebenfalls die herkömmliche Form erfüllt werden, und die mannigfachen Verhältniſſe forderten vielerlei Rückſichten. Die beſondern Feſtſetzungen aber, des Maßes der Kriegshülfe, der Art und Weiſe der Leiſtungen, des Anſchluſſes und der Folgereihe der Truppen, kamen nur unter Widerſpruch und Zögerungen zu Stande, und zwar erwieſen ſich die kleinſten Staaten hier oft als die ſchwierigſten, ſo daß ein preußiſcher Staatsbeamter gegen ſolche Quängeleien in voller Berathung zu den Worten in Goethe's Götz von Berlichingen ſeine Zuflucht nahm: „Wenn ein Kaufmann ſeinen Pfefferſack verliert, ſoll man das ganze Reich aufmahnen und wenn Händel vorhanden ſind, daran dem Reich viel gelegen, kann euch

kein Menſch zuſammenbringen.“ Die Schwerkraft der Dinge half denn doch zuletzt die nöthige Uebereinſtimmung und Fügſamkeit hervorbringen.

Den erſten Stoß der neuen Kriegsrüſtung zog Murat auf ſich, doch nur den der Oeſterreicher, welchen die Sachen in Italien zunächſt und allein oblagen. Er glaubte die Andern zu täuſchen, und war nur ſelbſt der Verblendete. In demſelben Augenblick, wo er mit Napoleon anknüpfte, verſicherte er die Verbündeten ſeiner Treue, gleich darauf erklärte er ſich offen für Napoleon, brach in den Kirchenſtaat ein, und rückte mit ſeinen Truppen gegen die Oeſterreicher an. Gleich der erſte Angriff wurde zurückgeſchlagen, und ſo in raſcher Folge von Niederlage zu Niederlage, binnen wenigen Wochen der ganze Feldzug beendigt; die Oeſterreicher beſetzten am 22. Mai Neapel und verhießen die Herſtellung der alten Dynaſtie; Murat ſuchte eine Zuflucht in Frankreich.

Dieſes Vorſpiel war glücklich entſchieden, ehe noch der Kampf gegen Frankreich beginnen konnte, und der gute Ausgang mußte das Vertrauen der Verbündeten erhöhen, doch fühlte man wohl, daß dieſer Nebengewinn wenig bedeute, ſo lange der Hauptſchlag noch nicht geſchehen, und daß Napoleon mit ſeinen Franzoſen von anderm Gewicht ſeien, als Murat und die Neapolitaner. Daher, als jemand ſich wunderte, daß der Einzug der Oeſterreicher in Neapel den Geldkurs in Wien faſt unverändert ließ, konnte mit Fug erwiedert werden: „damit der Kurs ſich beſſre, da müſſen wir nicht bloß Neapolitaner, ſondern auch noch Franzoſen und vor allen

Dingen Zwanziger ſchlagen.“ Die Nachrichten aus Frankreich lauteten keineswegs beruhigend. Wer von Paris kam, Bourboniſch geſinnt oder Napoleoniſch, beſtätigte die ungeheuern Anſtrengungen, welche dort zum Kriege gemacht wurden, den zwar Napoleon zu vermeiden wünſchte, aber ſchon als gewiß anſah. Der Anhang der Bourbons war vernichtet oder ohnmächtig, auf eine Mitwirkung von dieſer Seite im Augenblicke nicht zu rechnen. Als vorherrſchende Richtung erſchien die revolutionaire, republikaniſche, und die war noch mehr zu fürchten, als ſelbſt Napoleon, der ſie noch kaum bewältigte, indem er ihr nachgab; Carnot und Fouché, die er zu Miniſtern weniger gewählt als nothgedrungen angenommen, waren inhaltvolle Namen, deren Bedeutung auch das Ausland genugſam kannte. Der Buchhändler Schöll aus Paris, bald nachher im preußiſchen Staatsdienſt einflußreich angeſtellt, und immer der Sache der Bourbons leidenſchaftlich ergeben, konnte den Stand der Sache nicht anders ſchildern, als wie ihn auch der Graf von Schlabrendorf ſchilderte, der freiheitliebende, volksgeſinnte, der in jener wichtigen Zeit mir ausführliche Mittheilungen machte, von denen leider nur der kleinſte Theil an mich gelangen konnte. Wenn man die Verhältniſſe im Zuſammenhang erwog, durfte man zweifeln, ob es rathſamer ſei, die Franzoſen gleich anzugreifen, wodurch man ihnen die Unterwerfung unter ihren alten Kriegsanführer erſt recht aufnöthigte, oder ſie ſich ſelber zu überlaſſen, da ſie denn ihr neues Oberhaupt ſchon genugſam bändigen oder auch abwerfen würden. Ich ſetzte die letztere Anſicht in einer Denkſchrift auseinander, bei welcher mir beſonders auch die Gegenſätze vorſchwebten, in welche der Krieg uns

ſtellte, deſſen Zweck ſich ſchon ganz in das Gegentheil des vorigen zu verkehren drohte.

Wunderliche Erſcheinungen in der That begleiteten die neue Bewegung. Mein Freund Juſtus Gruner, Generalgouverneur in Düſſeldorf, erließ Aufrufe und hielt Reden, die durch ihren Fanatismus erſchreckten, und faſt ärger waren als alles, was die Franzoſen in dieſer Art je geliefert. Auch in Berlin, wo der kriegeriſche Eifer ſo rein und edel war, zeigte ſich der politiſche Sinn dürftig, oder auf unſichrer Bahn; die Wortführer der letzten Jahre wußten noch immer nur von Franzoſenhaß, und der ſollte auch jetzt noch alles machen, da doch die Fragen der Zeit inzwiſchen ſehr gewechſelt hatten. Ich ſelber hatte das Unglück, in dieſer Zeit einen Aufſatz zu ſchreiben, der fanatiſcher ausfiel, als ich es meinte und wollte, und von dem ich ſpäterhin erfahren mußte, daß ihn der General Graf von Gneiſenau, der von dem Verfaſſer nichts wußte, in zehntauſend Abdrücken hatte vervielfältigen und überall austheilen laſſen!

In Wien entſtand während der Zwiſchenzeit, in der man ſich beſinnen und die Verhältniſſe überlegen konnte, auch ſehr natürlich die Frage, wiefern etwa die Umſtände zuließen oder gebieten könnten, daß Oeſterreich, in Folge ſeiner beſondern Verbindung, die Herrſchaft Napoleon's in Frankreich ſich gefallen ließe, und zwiſchen ihm und den andern Mächten den Frieden vermittelte. Der Hof und das Kabinet haben dieſen Gedanken wohl keinen Augenblick gehegt, aber angeſehene Männer ſprachen ihn freimüthig aus, und am meiſten verbreitet war er in der zahlreichen Klaſſe, die dem Volk am nächſten ſteht, ohne ſchon das Volk zu ſein. Daß Gentz, wie verſichert wird,

im Augenblick der Schwäche, wo ihn die Verwirrung und Ungewißheit des Krieges erschreckte, diesen friedlichen Ausweg näher angesehen habe, ist glaublich genug.

Jedenfalls hatten die Mächte des Kongresses nicht für überflüssig erachtet, ihre gegenüber von Napoleon und Frankreich genommene Stellung nochmals umständlich zu erörtern und das Ergebniß öffentlich darzulegen. Nach reifer Prüfung hatten sie gefunden, daß ihre früheren Beschlüsse zu behaupten und der Krieg gegen Napoleon ungesäumt mit vereinten Kräften zu beginnen sei. Demnach mußte jeder Zweifel schwinden und alle Thätigkeit sich der ausgesprochenen Richtung zuwenden.

Der Kongreß konnte aber nicht schicklich auseinander gehen, ohne die noch schwebenden dringenden Fragen zu lösen, und namentlich auch den deutschen Angelegenheiten schließlich eine feste Gestalt zu ertheilen. Demnach wurde die sächsische Sache ernstlich wieder vorgenommen, und mit allgemeiner Zustimmung am 18. Mai endlich zum Abschlusse gebracht. Die deutschen Sachen aber behielten auch unter dem drohenden Krieg und den Sorgen des Augenblicks ihre zögernde und schwierige Art; ja die Bedenken und Einsprüche, kaum noch Hauptsachen betreffend, schienen grade zuletzt alle Stärke und Starrheit aufzubieten, und mit unsäglicher Anstrengung und Nachgiebigkeit der leitenden Mächte kam endlich am 8. Juni die deutsche Bundesakte zu Stande. Und auch da noch fehlten Würtemberg und Baden, die erst in der Folge ihre Unterzeichnung nachlieferten. Die Urheber selbst aber erklärten ihr Werk für mangelhaft, übereilt im Drange der Noth, und künftiger Ausbildung vorbehalten. Die Gesammtheit aller zu Wien eingegangenen Gebiets-

und Verfaſſungs-Beſchlüſſe wurde ſodann, nebſt den beſondern Verträgen und Erklärungen, in eine allgemeine Urkunde zuſammengefaßt und am 9. Juni als Akte des Wiener Kongreſſes von den Bevollmächtigten unterzeichnet. Sämmtliche deutſche Staaten wurden ſpäter zum Beitritt aufgefordert. Damit aber auch hier die Schwäche menſchlicher Dinge gleich äußerlich ſichtbar würde, verſagte der Bevollmächtigte Spaniens, Don Gomez Labrador, ſeine Unterſchrift, nachdem er die Gründe ſeiner Weigerung einige Tage vorher durch eine dem Fürſten von Metternich übergebene Note dargelegt. Von den acht Mächten, die urſprünglich zuſammen getreten waren, unterzeichneten demnach nur ſieben, und außer der von Spanien ausgeſprochenen ſtolzen Verwahrung erging alsbald auch noch ein nachdrücklicher Einſpruch, durch den Kardinal Conſalvi im Namen des Pabſtes, gegen alle Verfügungen, welche der Kongreß irgendwie zum Nachtheil der katholiſchen Kirche getroffen habe.

Damit ſchloß der Wiener Kongreß. Doch die Enden der hier abgebrochenen Fäden hingen weit hinaus, und wurden jetzt oder ſpäter mit aufgenommen und weitergeſponnen. Zu unterſuchen, was im Ganzen geleiſtet, was gewonnen oder verſäumt worden, iſt hier nicht unſere Aufgabe. Im Allgemeinen dürfen wir wohl das Gleichniß einer großen Ueberſchwemmung heranziehen, wo es zuvörderſt gilt, die noch rettbaren Gegenſtände, eigne und fremde, möglichſt bald auf das Trockne zu bringen, da denn freilich oft das eine Theil ſchon an der Sonne liegt, während das andre noch im Waſſer ſchwimmt, und

obei auch nebenher manches Stück gewonnen wird, das an kaum gehofft, und nicht in ersten Werth gestellt atte. Auf das Trockne aber wurde viel gebracht, und s ist nicht die Schuld des Kongresses, wenn spätere rbeiter die Sache nicht gehörig weiter besorgt oder gar Ranches zerbrochen haben. Die neue Feststellung und ewährleistung des Besitzstandes wie auch mancher Ver-ssungsrechte wurde die Grundlage eines neuen Staa-nsystems, das in seinem Aeußern seit zwanzig Jahren llerdings manche Veränderung erfuhr, im Wesentlichen ber noch fortdauert und der Boden ist, auf dem wir ehen.

Inzwischen waren aus allen Gegenden und Fernen ie großen und kleinen Heereskräfte unabläßig gegen den hein und die Niederlande in Bewegung. In Belgien ammelte Wellington die englisch-niederländisch-hannö-ersche Kriegsmacht, Blücher gleich daneben die preußi-he; die russischen, die österreichischen Truppenmassen zo-en dem Mittel- und Oberrheine zu. Viele der bisher n Wien vereinigten Fürsten, Staatsmänner, Generale, aren in ihre Heimath zurückgekehrt oder dem neuen riegsrufe gefolgt. Auch die großen Herrscher hatten re Abreise längst beschlossen, und verließen endlich Vien, um demnächst im Feldlager aufs neue zusammen-utreffen.

Wir waren durch den Frühling hindurch und tief n den Sommer hinein gegangen, und sahen die winter-ich vollgedrängte Kongreßstadt nach und nach leer wer-en, die ländliche Umgegend öffnete sich, die weite Ferne

zog an, und nach und nach verlor ſich, was nicht dem Mittelpunkte der Geſchäfte angehörte. Auch wir genoſſen des Aufenthaltes nur noch als Scheidende; denn es war längſt ausgeſprochen, daß ich nicht in Wien bei der Geſandtſchaft, ſondern fortan in der Umgebung des Staatskanzlers bleiben und meine Arbeiten unmittelbar von ihm empfangen ſollte. Unſre Geſellſchaft war zerſtreut, Graf von Flemming und Baron Franz von Eckardſtein, Meier aus Rathenau, waren zum Kriegsdienſt abgegangen, desgleichen Tettenborn, Bentheim, Noſtitz und Andre unſres Kreiſes, nur wenige Landsleute und näher Befreundete weilten noch. Wir machten ſchöne Fahrten in der herrlichen, reichen Gegend, genoſſen der friſchen Sommerluft im Augarten, in der Brigittenau, in Schönbrunn, Nußdorf, auf dem Kallenberg, in Weidling am Bach, oft wir Beide allein, zuweilen in Begleitung eines lieblichen Wiener Kindes, das uns durch ſeine Zuneigung und ſein unübertreffliches Wieneriſchreden gar ſehr erfreute. So lief der prächtige Kongreß mit ſeiner Hof- und Staatswelt und neuer Kriegsflamme für uns perſönlich in friedliche Bilder ländlich-idylliſcher Tage aus, bis die Mahnung des nahen Scheidens uns erinnerte, daß auch wir den Störungen angehörten, von denen die Welt erfüllt war. Ich war benachrichtigt, dem Staatskanzler nach Berlin, demnach in das Hauptquartier zu folgen. Rahel wollte die Wendung der Dinge in dem ſichern Wien abwarten, und war dringend eingeladen für die nächſte Zeit an dem Landhausleben der Frau von Arnſtein bei Wien und in Baden Theil zu nehmen. Solcher guten Obhut und Geſellſchaft für ſie verſichert, reiſte ich am 11. Juni mit dem

Geheimen Staatsrath Stägemann, dem ich als Reisegefährte zugewieſen war, von Wien ab. Wir gingen über Linz und Prag nach Berlin, wo Hardenberg noch vor uns eintreffen mußte, und in Friedens- und Kriegsgeſchäften ein neuer Strudel unſer harrte. —

Baden-Baden. Brüſſel. Berlin.

1817.

Das Jahr 1817 kündigte ſich als ein bewegungsvolles an, und führte eine Reihe merkwürdiger Vorgänge durch unſern Kreis und an ihm vorüber. Ein längerer Aufenthalt in Mannheim war durch die Umſtände gerechtfertigt, und die Annehmlichkeiten das dortigen Lebens ließen kein Bedauern deßhalb aufkommen. Mannheim iſt die im ſüdlichen Deutſchland am meiſten norddeutſche Stadt; ein Kern von höherer Bildung hatte ſich dort unter dem Kurfürſten Karl Theodor angeſetzt, und pflanzte ſich in Geſelligkeit, Litteratur, Kunſtgeſchmack, beſonders auch im wohlgepflegten Theaterweſen, noch immer lebendig fort, mancher Spätling bezeugte durch Wort und That den Glanz jener früheren Zeiten; die Familien von Dalberg, von Berlichingen, von Venningen, und andre dieſer Geltung, waren hier anſäßig; der in Carlsruhe beglaubigte niederländiſche Geſandte, Admiral von Kinkel, hatte hier ſeinen bleibenden Aufenthalt; Fremde, wie der

Freiherr Stryck van Linſchoten, der General von Tettenborn, der General von Knorring, ließen ſich gern auf längere Zeit hier nieder, an Beſuchenden und Durchreiſenden fehlte es nicht; ohne Frage war Mannheim damals lebhafter und erfreulicher, als Karlsruhe, dort hatte ein verſchwundener Hof gute Wirkungen zurückgelaſſen, die hier ein vorhandener meiſtentheils vermiſſen ließ. —

Gegen Ende des März aber richteten ſich alle Blicke neugierig nach Karlsruhe, weil ein merkwürdiger, ungewöhnlicher Beſuch dort eintraf. Die Prinzeſſin von Wallis hatte Italien verlaſſen, wo ſie zuletzt unter Ausſpähern und Verräthern gelebt, und kam, nach einigen fehlgeſchlagenen Verſuchen an andern Orten, auch nach Carlsruhe, um zu ſehen, ob ihr die Stadt zu längerem Aufenthalt gefalle. Man glaubte ihr die Aufnahme bei Hof nicht verweigern zu dürfen, wiewohl ihr Mißverhältniß zu ihrem Gemahl, dem Prinz-Regenten von England, nicht nur bekannt, ſondern auch ſichtbar genug war, und die Zuflüſterungen nicht fehlten, welche bemerklich machten, daß in England die Zurückweiſung dringend gewünſcht und hoch angerechnet werden würde. Der Großherzog meinte, er ſei nicht zum Richter jenes häuslichen Zwiſtes beſtellt, der Lebenswandel der Prinzeſſin gehe ihn auch nicht an, noch immer ſei ſie Prinzeſſin von Wallis, und als ſolche und als ſeine Verwandte habe ſie auf alle äußeren Ehren, die ihrem Range gebührten, ungeſchmälerten Anſpruch. Der ſonſt läſſige, unentſchloſſene, aber im Herzen edle und mit gutem Verſtande begabte Fürſt hatte ſolche Augenblicke großmüthiger und feſter Entſchließung, denen nur eine gedrängtere Aufeinanderfolge zu wünſchen geweſen wäre. Genug, die von

mächtigeren Höfen abgewieſene Prinzeſſin fand an dem badiſchen, der hierin ſelbſtſtändiger war als jene, den begehrten Zutritt. Ihr Aufzug und Gefolge war allerdings ſeltſam und anſtößig, und gab weit und breit zu reden. Ich bin zwar kein Augenzeuge geweſen, da ich in Mannheim zu bleiben Urſache hatte, allein ich kann meine Schilderung durch die eines freundſchaftlichen Briefes erſetzen, den ich in jenen Tagen empfing, und den ich hier einzuſchalten mir wohl erlauben darf. Unter dem 28. März aus Karlsruhe wurde mir geſchrieben: — „Mit dem Vorhaben, Ihren Aufenthalt in Mannheim bis zur ſchönen Jahreszeit zu verlängern, bin ich ganz und gar nicht einverſtanden. Das Intereſſe, welches dieſe Stadt in äſthetiſcher und diplomatiſcher Hinſicht darbieten kann, verſchwindet neben jenem der badiſchen Reſidenz. Die Prinzeſſin von Wales beglückt letztere ſchon ſeit drei Tagen, und mit Erſtaunen gafft das Karlsruher Volk nach den Fenſtern des Poſthauſes, wo ſich von Zeit zu Zeit ein Türkenkopf aus dem ziemlich bunten Gefolge der Prinzeſſin blicken läßt. Am Hofe ſcheint man mit dem durchlauchtigſten Gaſte wohl zufrieden zu ſein. Man führt ein intereſſantes Geſpräch, man ſingt in den Konzerten der Großherzogin, reitet ſpaziren, und tanzt nur aus dem Grunde nicht, weil die Faſtenzeit einen Hoffball nicht geſtattet. Die Schönheit der Prinzeſſin läßt ſich nicht ſchildern, man muß ſie geſehen haben, um ihren Reizen gehörig huldigen zu können. — Vorgeſtern gab ihr der Großherzog ein großes Diner, wozu ſich der Hof in Gala ſetzte, und bei dieſer Gelegenheit ward der Prinzeſſin das diplomatiſche Korps vorgeſtellt. Wir nahmen uns recht ſchön aus. Da ſie uns

in Beziehung auf ihre Reiſen nur die Bemerkung mittheilte, daß das Karlsruher Klima angenehmer ſei als jenes von München, und wir hierüber ſchon ziemlich genaue Notizen hatten, ſo vermag das genannte Korps über den weiteren Nutzen, welchen die Prinzeſſin aus ihren vielen Reiſen gezogen, nicht wohl zu entſcheiden. — Der Oberhofmeiſter Bergami iſt ein Patron, der nach meinem Erachten noch einem ſtürmiſchen Jahrhundert trotzen kann. In der Melée wünſcht' ich ihn mir als Vordermann. Bei Tiſche iſt er ein langweiliger Nachbar; im Walde mag er fürchterlich ſein, und den Kindern kann er als zweiter Saturn erſcheinen. An ſeiner Bruſt prangen drei Orden, auf ſeiner Rückſeite ein Kammerherrnſchlüſſel, und auf ſeinem Säbel die Portraite der Murat'ſchen Familie. Im Stalle erzogen, gilt er übrigens für einen ſehr feſten Reiter, und wird als ſolcher auch dahier geehrt. Die übrigen Gefährten, welche ſämmtlich in eine Art Jägeruniform geſteckt ſind, erregten nicht viel Aufmerkſamkeit. — Die Prinzeſſin wohnte geſtern der herrlichen Vorſtellung der Oper Johann von Paris bei. Der Saal war ſchön erleuchtet, und das Vergnügen durch das Talent einer vom Karlsruher Eſſig noch verſchont gebliebenen Tänzerin aus München Namens Kammet erhöht. Für heute iſt eine Fahrt nach Baden veranſtaltet, und Sonntag wird als der Tag der Trauer, des Scheidens genannt. — Reden iſt ſeit einigen Tagen in Stuttgart, wo er ſtillſchweigend „die verfluchten Konſtitutionellen" muſtert." —

Der Gegenſtand war damals noch ſcherzhaft genug, um ſo launigen Ton vollkommen zu rechtfertigen. Mir aber war ſchon zu viel von dem innern Zuſammenhange

dieſer Geſchichten bekannt, und neuerdings noch in Mannheim bekannt geworden, um nicht empört zu ſein über die unwürdigen Anſchläge, welche immerfort gegen die Prinzeſſin geſchmiedet wurden, und bei jedem Redlichen ſogar die Frage nach ihrer Schuld oder Unſchuld in den Hintergrund drängte. Der Prinz-Regent war voll Erbitterung gegen ſeine Gemahlin, die aber auch ihrerſeits von frühſter Zeit zu harten Anklagen berechtigt war, und er wählte zu Werkzeugen ſeiner Feindſeligkeit nicht ſeine engliſchen Geſandten, welche ſchwerlich ſeine Aufträge mit dem nöthigen Eifer vollzogen hätten, ſie wohl gar abgewieſen hätten, ſondern ſeine hannöverſchen Diener. Es bleibt ein Flecken in dem Leben des ſonſt hochachtungswerthen Grafen von Münſter, dieſer Leidenſchaft ſeines Herrn ſo willig und beharrlich gedient, und überall die hannöverſchen Geſandten mit in dieſen gehäſſigen Handel hineingezogen zu haben. Auch der am Schluſſe des obigen Briefes erwähnte Freiherr von Reden, hannöverſcher Geſandter in Stuttgart und Karlsruhe, konnte nicht umhin, ſeiner Dienſtpflicht die Ausführung deſſen, was man in dieſem Falle von ihm verlangte, ſeufzend aufzuerlegen. Zwar hatte er ſich, um perſönlichen Berührungen auszuweichen, wie jener Brief ſchon andeutet, für die Zeit der Anweſenheit der Prinzeſſin in Karlsruhe nach Stuttgart entfernt; allein gleich nach ihrer Abreiſe erſchien er wieder, und der ergraute, von Zucht und Ehrbarkeit und würdigſter Geſinnung erfüllte Mann unterzog ſich den niedrigſten Nachforſchungen, wobei Kellner und Stubenmädchen verhört, uud eine der letztern, deren Zeugniß beſonders werthvoll ſchien, durch vieles Geld bewogen wurde, ſich nach London abſchicken und

dort reichlich verpflegen zu laſſen, bis endlich der heillos gegen die Königin eingeleitete Prozeß auch dieſe traurige Zeugin an das Tageslicht rief. Die genaueren Umſtände mag ich nicht mittheilen. Da ich nicht veranlaßt war, das mir authentiſch Bekanntgewordene zu verhehlen, und davon auch Engländer in Kenntniß geſetzt hatte, ſo lief ich allerdings Gefahr, in jenem ärgerlichen, und für alles Königthum grundverderblichen Prozeß auch meine Ausſage verlangt zu ſehen, wobei ich zwar nichts zu Gunſten der Königin, aber ſcharfe Anklagen gegen ihre Verfolger hätte ausſprechen müſſen. Ich ſah es als eine Gunſt des Schickſals an, daß dieſe Gefahr ſpäter nur drohend an mir vorüberging.

Unmittelbar nach dieſer kurzen Erſcheinung der Prinzeſſin von Wallis hatten wir in Karlsruhe einen Todesfall zu betrauern, der in ganz andrer Richtung die Gemüther aufregte. Jung-Stilling ſtarb am 2. April, nach längerer Krankheit, in hohem Alter. Ich hatte ihn während der letzten Zeit ſehr aus den Augen verloren, und ſein Tod überraſchte mich; die wenigen ausführlichen Geſpräche, die ich mit ihm gehabt, traten mir nun lebhaft vor die Seele, und ich warf mir vor, nicht häufiger mit ihm verkehrt zu haben. Er hatte eine ſanfte Wärme, die dem Herzen wohlthat, und nahm abweichende Meinungen und ſelbſt Widerſpruch gegen ſeinen Glauben mit liebevoller Nachſicht hin; nur Einmal hatte ich ihn erzürnt, und er fuhr heftig auf, allein es war nicht meine Schuld, er hatte meine Worte mißverſtanden, wie ihm ſeine fromme, in unaufhörlichen Leiden und Zuckungen doch ſtets geiſtesrege, und ihn weit überſehende Frau ſogleich begreiflich machte. An Goethe'n hing ſein Herz

noch immer, und er zweifelte nicht an dem Heil des Freundes, deſſen Wege er doch nicht zu verſtehen bekannte. Von der Theorie der Geiſterkunde wollte er nicht gern ſprechen, er ſah ſie als eine Verirrung an. Gern und ſehr anmuthig erzählte er ſeine Lebensbegegniſſe, wobei mitunter ſehr merkwürdige Züge vorkamen. So hatte der Kaiſer Alexander ihn einſt, nach längern religiöſen Unterhaltungen, auf's äußerſte bedrängt, er ſolle ſagen, welche der chriſtlichen Partheien er am meiſten übereinſtimmend glaube mit der ächten, reinen Chriſtuslehre? So hart war die Frage nicht geſtellt, wie die ähnliche, welche Nathan dem Saladin beantworten ſollte, auch nahm Jung zu keinem Mährchen die Zuflucht, ſondern bekannte frei heraus, er habe keine Antwort auf dieſe Frage, alle chriſtlichen Bekenntniſſe und Sekten hätten ihr Gutes, und keine der chriſtlichen Formen ſchlöſſe den Weg zur Seligkeit aus, es käme alles auf den Menſchen ſelbſt an, auf ſeine Geſinnungen und ſeinen Wandel. Der Kaiſer war hiermit nicht zufrieden, und meinte, es müſſe doch ein Mehr und Minder geben, und einem Forſcher wie Jung ſei doch gewiß nicht entgangen, wohin die Wage ſich neigen wolle. Auf erneutes Dringen des Kaiſers, und nach einigem Beſinnen, ob er ihm irgendwie nachgeben könne, hatte aber Jung doch nur wieder ſeinen Spruch, ſein Gewiſſen erlaube ihm nicht, einen Vorzug einzuräumen. Endlich ſagte der Kaiſer, ihm ſelber ſei die Sache beinah entſchieden, nur wünſchte er ſeine Meinung durch Andre beſtätigt zu ſehen, ihn dünke, die Herrnhuter entſprächen jenem Vorbild am meiſten. „O ja, verſetzte Jung, die Herrnhuter ſind vortrefflich, und mir gewiß lieb; aber die Form thut es

auch hier nicht, und wenn der Menſch nur gut iſt, ſo kann er in jeder gedeihen.“ Der Kaiſer konnte nichts anderes aus ihm herausbringen.

Ein anderer Zug von Jung-Stilling iſt merkwürdig in Betreff der Freiheit, zu welcher ſich noch in ſeiner letzten Zeit ein Geiſt erhob, der in ſeinem frommen Wallen faſt immer die Feſſeln des Wahnes und Aberglaubens ſchwer mitgetragen hatte. Der Tod ſtand lange vor ihm, zögerte aber ſtets, und der Greis, der zu ſterben wünſchte, konnte ſich der Klage nicht erwehren, daß ſein Leidenszuſtand ſehr groß ſei. Eine ſeiner Enkelinnen ſtand an ſeinem Bette, und glaubte ihn tröſten zu müſſen: „Bedenken Sie aber, ſagte ſie, welche Herrlichkeit Sie bald ſehen werden“, und nun mahlte ſie ihm den Himmel mit den genaueſten Zügen und Bildern, die in ſolchem Augenblicke doch allzu kindiſch erſcheinen mußten. Das fühlte Jung, fand die Tröſtung unangemeſſen, und wies ſie mit der verdrießlichen Aeußerung zurück: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen.“ Frau von Reden, die beinahe täglich den Sterbenden beſuchte, hat mir an dem Tage ſelbſt, wo ſie ſie gehört, dieſe merkwürdigen Worte wiedererzählt. Ich will keineswegs ſagen, daß ſie mehr bedeuten, als bei frömmſter Zuverſicht, die Jung gewiß hatte, ihr ſchlichter Sinn ausdrückt: „Das kann man ſo recht doch nicht wiſſen.“ —

Mehr als das Ableben des ſtillen Greiſes gab der Tod eines Kindes zu reden, der in der erſten Hälfte des Mai ſich unerwartet ereignete. Der Erbgroßherog, ein zartes Kind, erkrankte plötzlich und ſtarb ſehr ſchnell an Krämpfen, ganz wie früher ſchon ein Brüderchen. Der Großherzog und die Großherzogin Stephanie waren

auf das furchtbarſte getroffen und erſchüttert; mit dieſem Prinzen erloſch zum zweitenmale ihr unmittelbarer Erbe, denn die beiden Prinzeſſinnen, zu denen dieſes Jahr noch eine dritte kam, und welche alleſammt unangefochten heranwuchſen und blühten, während die Brüder früh ſtarben, hatten keinen Anſpruch auf die Regierungsnachfolge, die nunmehr auf die beiden Oheime des Großherzogs übergehen mußte; dieſe waren aber alt und ebenfalls ohne Kinder. So ſchien das Unwahrſcheinliche, was aber bei den Verhandlungen im Jahre 1815 doch als möglich war angenommen worden, ſich in der That dennoch verwirklichen zu wollen, nämlich daß das regierende Haus von Baden ausſtürbe! Das ganze Land vernahm mit Schreck und Beſtürzung den wichtigen Trauerfall und beſprach die davon zu erwartenden Folgen mit Angſt und Mißtrauen. Die Gerüchte von Vergiftung, die ſchon bei dem frühern Falle leiſe geflüſtert worden, erneuten ſich lauter und dreiſter; beſonders war das unterſte Volk geſchäftig, die abenteuerlichſten, unhaltbarſten Anſchuldigungen in ſeiner dunklen Vorſtellungsweiſe zu verarbeiten. Dem Großherzoge nagte leider ſchon in Betreff ſeiner ſelbſt insgeheim ein ſolcher Wurm am Herzen, und der Verdacht, daß einer ſeiner Diener, der ſich in Wien entleibte, ihm Gift beigebracht und ſich aus Gewiſſensangſt getödtet habe, wurzelte immer feſter bei ihm. Die Großherzogin, welche ihr Kind mit mütterlicher Sorgfalt ſelber täglich gewartet und gepflegt hatte, in der kurzen Krankheit nicht von ihm gewichen war, konnte freilich an die Möglichkeit eines begangenen Verbrechens nicht glauben, doch wurde ihre Einbildungskraft von dieſen düſtern Bildern mitergriffen, und nicht ohne

Widerwillen konnte ſie manche Perſonen ſehen, welche den hülfloſen Ausgang ihr zu lebhaft vergegenwärtigten. —

Mir wurde die Freude, meinen Freund Oelsner bei ſeiner Durchreiſe in Karlsruhe zu beherbergen. Er war im Frühling von Frankfurt am Main, wo er ſeit dem Jahre 1815 ſich aufgehalten und die Entſcheidung ſeiner preußiſchen Dienſtanſtellung abgewartet hatte, nach Berlin berufen worden, hatte dort vorläufig den Titel eines Legationsrathes erhalten, und kehrte jetzt nur nach Paris zurück, um ſeine Frau und Kinder nach Berlin abzuholen. Mit geübtem Auge, geſchärft an allen ſeit einem Vierteljahrhundert in Paris erlebten Ereigniſſen, hatte er in Berlin beobachtet, und ſeine Wahrnehmungen waren von der Art, daß ſie den Eingeweihten ſowohl befriedigten, als überraſchten, erſteres durch das Treffende der Urtheile, letzteres durch die neue Seite, welche ſein Blick den Gegenſtänden noch abgewann. Seine Einſichten waren ein reicher Schatz, ſeine leichte Darſtellungsgabe hatte ein ſcharfes Gepräge, ſeine Meinungen bewegten ſich in einem großen Kreiſe, er wußte nachzugeben und zu beharren, wie es die Umſtände forderten. Aber grade dieſe ſeltnen Talente und Eigenſchaften ſchloſſen ihn von jeder gewöhnlichen Laufbahn aus. Er hätte in den höchſten Verhältniſſen einem Fürſten oder wenigſtens einem Miniſter zur Seite ſtehen müſſen, als deſſen Aug' und Ohr, als eine leiſe Stimme des Rathes, der Warnung vielleicht, der geiſtigen Anregung. Für ein geringes Verhältniß waren ſeine Gaben wo nicht verloren, denn er ſpendete ſie bereitwillig aus, aber doch ihm ſelbſt unnütz, er konnte ſie für die Aufgaben, die man ihm zuwies, nicht gebrauchen; ſie waren zu hoch, zu vornehm

und zart, für den gemeinen Geschäftskreis oder für die gemeine Oeffentlichkeit des Tages, welche beide mit sehr geringen Talenten abzufinden sind. Es war ein unglücklicher Gedanke, daß man durch Oelsner anfangs eine Bundeszeitung wollte schreiben lassen, ein Gedanke, der sich von selbst aufhob, als neben Preußen auch Oesterreich ihre Leitung führen sollte! Aber nicht viel besser war es, daß der Fürst von Hardenberg glaubte, er könne durch Oelsner's Feder vortheilhaft auf die öffentliche Meinung wirken lassen; diese hatte der Worte genug, sie harrte auf Thaten; was der Fürst, wenn letztere ausblieben, den Leuten noch sagen durfte, war nicht der Rede werth, und in jedem Falle weit hinter dem zurück, was Oelsner hätte sagen mögen und können. Also für diesen durchaus ein Verhältniß der Herabstimmung, der Vernichtung, wobei kein Theil zufrieden sein konnte! Auch hatte er selbst ein richtiges Vorgefühl dieser falschen Stellung, und ihm war nicht ganz wohl dabei; nur der Zweifel, ob nicht doch vielleicht eine gute Bahn sich aufschließe, und dann die Freude an den vielen trefflichen, ihm befreundeten, ihn schätzenden Männern, die er in hohen Aemtern thätig und einflußreich sah, erhielten ihn bei frohem Muth, und ich konnte ihn darin nach meiner damaligen Ueberzeugung nur bestärken. Rahel aber sah die Sachen gleich von Anfang ungünstig an, und bedauerte den Freund im Stillen, denn seine Hoffnungen wollte sie nicht stören. —

Kaum war dieser Besuch vorüber, so erschien ein andrer in Karlsruhe, der nicht geringes Aufsehen machte. Der päpstliche Nuncius Zen war beauftragt, die Sache der römischen Kurie gegen die deutsch-katholische Sache

des Kapitularvikarius von Konſtanz, Freiherrn von Weſſenberg, am badiſchen Hofe zu vertreten, und wie man glaubte durchzuſetzen. Der Glanz und die Ehre einer ſolchen Beſchickung wirkten aber auf den Großherzog weniger, als man vorausgeſetzt hatte, und die Großherzogin Stephanie, auf welche dabei mitgerechnet ſchien, lebte zu tief in dem Weſen des Religion, als daß ſie ſich um das Kirchliche viel hätte bekümmern mögen, überdies wollte und hatte ſie in ſolchen Angelegenheiten keinen Einfluß. Der Zweck der Sendung war hiemit ſchon halb verfehlt, und der Nuncius klagte, ſeine Freunde in der Schweiz hätten ihn über die Lage der Sachen in Karlsruhe übel getäuſcht. Der Miniſter Freiherr von Hacke lieh wohl den römiſchen Einflüſterungen ein williges Ohr, und benahm ſich gegen Weſſenberg mehr als zweideutig; aber die Hauptſache ſtand doch immer in des letztern eigner Entſcheidung, und dieſer war in ſeinen Grundſätzen und Geſinnungen unerſchütterlich. Die deutſch-katholiſche Kirche war damals auf dem beſten Wege, ſich in ächt chriſtlicher Weiſe herzuſtellen und zu ordnen, wie es der Bildung und dem Bedürfniſſe des Vaterlandes gemäß und heilſam erſchien, in ihrer Mitte ſelbſt waren die Führer dieſes gutes Werkes erſtanden, Männer wie Weſſenberg und Spiegel, denen das größte Vertrauen ſich anſchloß, ſowohl der Geiſtlichen als des Volks, und die jeder gerechten Erwartung der Regierungen würden entſprochen haben. Weſſenberg beſonders, ein Mann der Reinheit und Milde, des treuſten Sinnes und der edelſten Geiſtesbildung, den man nicht unbillig mit Fenelon verglichen hat, Weſſenberg wäre die größte Bürgſchaft der innern Eintracht und des gedeihlichen

Fortſchrittes geweſen. Allein die Regierungen, und namentlich die proteſtantiſchen, deren höchſter Vortheil es war, jene heilſamen Beſtrebungen zu fördern, durch welche die katholiſche Kirche in Deutſchland eine deutſche geworden wäre, erwieſen ſich ihnen abgeneigt, und die wenigen kleineren Staaten, welche die Sache fortſetzen wollten, mußten bald erkennen, daß ohne den Zutritt der größern ihre Mühen vergeblich blieben. Die perſönliche Sache Weſſenberg's nahm eine neue, unvermuthete Wendung. Er entſchloß ſich, nach Rom zu gehen, und ſich dort gegen die ihm gemachten Anſchuldigungen zu verantworten. Dies Vorhaben erregte wie Staunen und Bewunderung ſo auch Schrecken und Angſt. Weſſenberg war in Rom bitter gehaßt, jahrelang hatten hämiſche Gegner, die ſeiner klaren, milden und volksgemäßen Geſinnung gram waren, ihn dort verläumdet, ſeine Feinde waren ſeine Richter, gehäſſige, unwiſſende Richter, was für ein Schickſal konnte dort ſeiner harren! Zwar die Zeiten waren nicht mehr von der Art, daß man geradezu Scheiterhaufen und ewigen Kerker hätte fürchten müſſen, auch wäre wohl Weſſenberg's Namen jenſeits der Alpen nicht ganz machtlos geweſen; aber dennoch war es ein Wagniß, ein Heldenthum, daß er die Wanderung unternahm, wie viel Uebles und Schreckliches, auch ohne die genannten Aeußerſten, konnte ihn treffen, welche Demüthigungen, welche vergebliche Mühen! Angeſehene Perſonen redeten ihm warnend ab, ſeine Freunde beſchworen ihn, nicht zu gehen; allein er achtete nicht der Gefahr, er fand es ſeine Pflicht, die Sache, die er für recht und gut hielt, zu vertreten, und wollte, gleich ſeinem Vorbilde Fenelon, auch durch Unterwürfigkeit dar-

thun, daß seine Gegner ihn verläumdeten. Er reiste wirklich ab, und ich bewahre noch einige werthe Zeilen, mit denen er Abschied von mir nahm; Rahel hatte die Augen voll Thränen, und rief bewegt: „Gott, wenn er nicht wiederkehrte!“ Doch er kehrte wieder; unverletzt an Leib und Seele, bereichert mit Blüthen Italiens; aber sein Wirken war gebrochen, und freiwillig entsagte er der Bischofswürde, die vor Allen ihm gebührt hätte, aber bei dem allgemeinen Gange dieser Sachen in Deutschland nun keine milde Friedensthätigkeit für ihn, sondern nur eine der Zwietracht und des Kampfes gewesen wäre. —

Der Juni war mittlerweile vorgeschritten, und das schöne Wetter lockte nach Baden, das auch diesen Sommer wieder in größtem Glanze strahlte. Die Gesellschaft konnte mit allem Recht eine europäische heißen, nicht nur weil die Hauptländer Europa's ihre reichsten Beiträge dazu gegeben, sondern auch weil sie selbst in der Sphäre sich bewegte, wo die vornehme Bildung in den höheren Klassen über das Volksthümliche hinweg als etwas Gemeinsames erscheint. Selbst die Engländer, deren Stolz und Scheu und Schroffheit überall schon verschrieen war, machten eigentlich keine Ausnahme, denn meist sind es nur die mittlern Klassen, die in jener geselligen Unbehülflichkeit stecken bleiben, die wirklich vornehmen gehen willig und leicht in den gemeinsamen Typus ein, ja werden sogar dessen höchster Ausdruck. Doch waren überhaupt die Engländer, sowohl vornehmer als mittlerer Klassen, damals in den Rheinländern bei weitem noch nicht so zahlreich, als wir sie späterhin jahraus jahrein dort angesiedelt sehen, sie hatten in der

Gesellschaft kein Uebergewicht und machten darauf auch keinen Anspruch.

Der reichste, belebteste Mittelpunkt der Gesellschaft war abermals das Haus des Generals von Tettenborn, der, wie im vorigen Jahre, durch das Ansehn seines ruhmvollen Namens, durch den Glanz und die Fülle der so reichen als behaglichen Bewirthung, durch eine nach allen Seiten sich erstreckende Freigebigkeit, und vor allem durch seine und seiner Gattin stets erfreuende Liebenswürdigkeit, unausgesetzt alles Ausgezeichnete und Wünschenswerthe in seinen Kreis zog, und sogar neben dem wirklichen Landesherrn, wie dieser einmal scherzend äußerte, als der eigentliche Fürst des Ortes gelten konnte. Hier sah man, um fürerst der namhaften Fremden zu gedenken, die Frau von Demidoff mit ihrer zahlreichen Begleitung und die Marschallin Marmont, Herzogin von Ragusa, mit der ihrigen, den russischen Gesandten Grafen Goloffkin, bekannt durch seine an eigner Festigkeit und Selbstverläugnung gescheiterte Gesandtschaft nach China, den noch jugendlichen, aber schon vielerfahrenen und kriegskundigen französischen General Bachelu, den Grafen von Saint-Aulaire, den ehemaligen Präfekten in Rom Herrn von Montbreton-Norvins, den Advokaten und nachherigen Minister Teste, den gewesenen Gouverneur von Moskau Grafen Rastoptschin. Der letztere Namen überstrahlte alle andern, und seine Person, in welcher die größten Gegensätze sich hart zusammengezogen zeigten, würde Aufsehn und Scheu erweckt haben, wäre sein Namen auch nicht mit dem Brande von Moskau schon unauflöslich verknüpft gewesen. Von ihm wird hier etwas ausführlicher zu reden sein.

Er kam von Paris, wo er einen längeren Aufenthalt gemacht, und ſchien ganz erfriſcht und erweckt von der geiſtigen Bewegung, deren Wirbel ihn dort ergriffen hatte. Von Jugend auf eingeweiht in franzöſiſche Bildung und wohlgeübt in allen Feinheiten und allem Witze franzöſiſcher Unterhaltung, feſſelte er durch ſeine leichte, freie Mittheilungsweiſe, deren Reiz noch erhöht wurde, wenn man bald gewahrte, daß dieſes reiche Spiel von Geiſtesweben einen Hintergrund von eiſerner Willenskraft und rückſichtsloſer Selbſtbeſtimmung hatte, von denen die Vorſtellung halbwilder Leidenſchaft und roher Gewalt kaum zu trennen war. In der That miſchte ſich in den Genuß, den jedermann in ſeiner Unterhaltung fand, oft unwillkürlich ein Schauder und ein Staunen, und man fühlte das Bedürfniß, dieſem Manne gegenüber ſich zu faſſen und zuſammenzunehmen. An Talent, an Witz und Scherz, an Unerſchöpflichkeit der Laune ſtand Raſtoptſchin dem Fürſten von Ligne nicht nach, aber unendlich verſchieden war der Eindruck! Wenn man ſich bei Ligne's heitrem Scherze wie auf weichem Mooſe geſchaukelt fühlte, ſo ahndete man bei Raſtoptſchin den Boden von ſcharfen Stacheln beſäet, zwiſchen denen der Fuß vorſichtig zu ſetzen war. Ich glaube wirklich, daß ohne ſeine Rednergabe ſein Weſen nur abſtoßend geweſen wäre, doch dieſe zog unwiderſtehlich an. Es war ein Feſt, ihn die ſcharfſinnigen, zum Theil höchſt eigenthümlichen Wahrnehmungen, die er bei ſeinem Aufenthalt in Paris gemacht, nach ſeiner Weiſe in gelaſſener Erzählung und in ſpringenden Vergleichen darſtellen zu hören. Frankreich und die Franzoſen, Paris und die Pariſer ſchienen ſeine ganze Vorſtellungskraft ergriffen zu haben, und wie ſehr

sein treffendes Urtheil sich unbefangen über diesen Gegenständen zu erhalten wußte, so sah man doch, wie sehr ihn diese Gegenstände mit Vorliebe erfüllten. Seine Ansichten waren unbeschränkt, durch keine Uebereinkommnisse der Politik noch durch Wünsche des eignen Herzens gestört. Er urtheilte frei, und sprach dreist aus, was er dachte. Daß die damalige Ordnung der Dinge beim ersten Anstoß in Frankreich zusammenfallen müsse, war ihm ein unzweifelhaftes Ergebniß aller seiner Beobachtungen. Mit unglaublicher Kühnheit besprach er insbesondere die russischen Verhältnisse, ja mit wahrer Bitterkeit, zum großen Kreuz des Grafen Goloffkin, der noch allenfalls mitlachte, wenn jener im Tone eines erfahrenen Weisen versicherte, nirgends machten die Leute von Verdienst so sicher ihr Glück als in England, hätten es die Weiber so gut wie in Frankreich, dahingegen Rußland das Paradies der Lumpe (des gueux) heißen müsse, weil es ihnen dort entschieden am besten ginge; aber es kamen andre Reden vor, welche anzuhören die amtliche Würde eines Gesandten schlechterdings nicht einwilligen konnte. Die ganze Wildheit ungezähmter Leidenschaft lag dann hinter dem Gitternetze der zugespitzten französischen Redensarten, und lauerte auf deren Wirkung. Er fühlte sich von der Heimath, zu deren Rettung sein großer Entschluß wesentlich mitgewirkt, durch Undank und Kränkung ausgeschieden, und hätte seine jetzigen Feinde nicht ungern eben so durchgreifend und furchtbar treffen mögen, als er damals die Franzosen getroffen hatte. Es war gefährlich, ihn diese Vorstellungen ungestört verfolgen zu lassen, er schien sich dann kaum noch zu beherrschen, sein Gesicht bekam einen schreckenvollen

Ausdruck, und um ihn her war alles in peinlicher Verſtimmung. Doch glaubte ich trotz dieſer Ausbrüche noch Spuren weichen Gefühls in ihm zu entdecken, und ich mußte ihm, wie früher mit Ligne, nun auch mit Wilhelm von Humboldt eine gewiſſe Aehnlichkeit zuſchreiben, dieſelbe ſcheinbare Kälte, unter welcher ſich denn doch die Wärme der Empfindung nicht ganz verdecken kann, dieſelbe ſcharfe Quelle des ſcharfen und eigenthümlichen Witzes, nämlich die Ungeduld, ſich der Langenweile zu fügen, die den gewöhnlichen Geſprächen ſich ſo leicht anheftet, und der man, wenn der fremde ausbleibt, nur durch eignen Witz entgehen kann.

Dieſer außerordentliche Mann hatte ſchon früh ſeine Handlungsweiſe durch ungemeine Herbheit bemerkbar gemacht. Unter Kaiſer Paul Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchien er mit der rauhen Sinnesart ſeines Herrn trefflichſt einzuſtimmen. Allgemein wurde über die ſchneidende Härte geklagt, mit der er die Leute abfertigte; doch war faſt immer Geiſt oder Witz in ſeinen Aeußerungen. Dem Grafen Michael Oginski, der mit der Empfehlung des preußiſchen Miniſters Grafen von Haugwitz bei dem Kaiſer die Erlaubniß der Rückkehr nach Polen erbeten hatte, ertheilte Raſtoptſchin am 29. März 1799 den abſchlägigen Beſcheid in folgenden lakoniſchen Zeilen: „Monsieur le comte, Sa Majesté l'empereur ayant reçu votre lettre en date du 12 du courant, a jugé à propos de refuser vos demandes, et m'a ordonné de vous en faire part. J'ai l'honneur d'être“ etc. In der Zeit des Einbruchs der Franzoſen war ſeine zuſammengedrängte Heftigkeit bis zur wilden Wuth geſteigert. Seine ſchrecklichen

Aufrufe an das Volk, ſeine dem Feinde zur Schmach angehefteten Inſchrifttafeln können nie vergeſſen werden. Drei Tage vor der Räumung von Moskau ſchrieb er noch an Bagrathion in derbem Ruſſiſch, er werde Moskau ſuchen zu halten, ſo gut als möglich, und wenn es auf's äußerſte käme, ſo gelte das alte Sprichwort: „Beſſer, zum Teufel fahren, als in Feindes Hände fallen.“ Aber auch in Glück und Erfolg dauerte in ihm die gereizte Stimmung fort, welche das Unglück und die Verzweiflung ihm gegeben hatte. Die Franzoſen hatten die Brandſtätte von Moskau wieder verlaſſen, die zurückgebliebenen Verwundeten wurden von den einrückenden Ruſſen niedergemacht, nur einigen, die mit noch ſchwachen Kräften das große Spital im Findelhauſe zu vertheidigen wagten, wurde die Gnade zu Theil, in harter Gefangenſchaft zu ſchmachten; ſie wandten ſich in ihrer drängenden Noth bittend an Raſtoptſchin; die Kaiſerin Mutter hatte ſich der Unglücklichen erbarmend angenommen, ganz durfte er ihre Bitte nicht abſchlagen, aber er gewährte ſie mit folgenden eigenhändig von ihm geſchriebenen grauſamen Worten: „Le comte Rastoptschin accorde le temps nécessaire à M. Gazo père pour se remettre de sa maladie: après quoi il faudra qu'il se rende avec son fils dans le gouvernement de Wologda. La conversation qu'il me demande n'amènerait aucun résultat; il n'y a ni calomnie ni malveillance qui agissent auprès du comte Rastoptschin; mais une nation qui a ni foi ni loi, et qui n'a d'autres titres depuis vingt ans que des crimes et des forfaits, ne doit jamais prendre à témoin l'Etre suprême, dont la justice est méconnue chez

les brigands.“ Der eiserne Mann war im Franzosenhasse doch nicht so ausdauernd wie der Minister vom Stein; Paris hatte das widerstrebende Metall zu schmelzen gewußt, der Held von Moskau dort Zuflucht und Lebensreiz gefunden, wie die Heimath sie nicht gewährte!

Eines Abends, da der Kreis bei Tettenborn nur klein und vertraut war, gab uns Rastoptschin unerwartet die vollständige Erzählung des Brandes von Moskau und seiner Betheiligung dabei. Er spottete der Meinung, welche glaubte, er habe die ungeheure Hauptstadt mit einer Fackel angezündet, wie man auf der Bühne den Brand von Persepolis bloß durch die Hand der Thais aufflammen sehe. „Ich habe, sagte er, die Gemüther der Menschen entzündet, an diesem furchtbarsten Feuer entzünden sich die Pechfackeln leicht.“ Er gab nun die Maßregeln an, die er als Gouverneur ergriffen, die Fortschaffung der Feuerspritzen, wobei noch die besondere Rücksicht waltete, daß die Spritzenleute ein militairischer Körper waren, der dem Feinde nicht überlassen werden konnte, ferner die Oeffnung der Gefängnisse, die Anstalten aller Art, um die Franzosen keine an Hülfsmitteln überreiche Hauptstadt, sondern nur eine Stätte der Verwüstung finden zu lassen, endlich das entscheidende Beispiel, das er selbst durch Niederbrennung seines außerhalb Moskau's gelegenen Pallastes gegeben. Er legte seine Gedankenfolge, seine Triebfedern und Empfindungen dar, und gestand, daß er nichts gefühlt habe als den Unwerth aller Güter, wenn das Vaterland zu Grunde gehe. Daß er in diesem Gefühle mit dem Volke gleich empfunden, habe der Eifer gezeigt, mit welchem sein Gedanke sei ausgeführt worden. Pechkränze uud Pechfackeln waren

bald in den Händen der wilden Rotten, die sich selber eine Art von Ordnung gaben und die Rollen wie die Stadtviertel unter einander vertheilten, wiewohl dies alles in der Wuth und Eile der Ausführung sich wieder verwirrte, so wie auch mehrere Pulverschläge, die dem Feinde zu besonderem Schaden berechnet waren, durch Uebereilung oder Versäumniß in ihrem Zwecke vereitelt wurden. Die Zerstörung im Ganzen aber war ungeheuer, sie übertraf alle Voraussicht, und wenn der dadurch dem Feinde angethane Schaden sich bald als ein tödtlicher und als eine neue Wendung der Geschichte erwies, so war im Augenblicke doch der Preis des Gewinnes zu gräßlich vor Augen, als daß man den Urheber hätte rühmen mögen. Einen Werth von fünfhundert Millionen Rubel und gegen dreitausend Menschen hatte der Brand von Moskau verzehrt. Ob wir, die wir den Mann, der solches Ungeheure eingeleitet, jetzt so fein und artig als friedlichen Erzähler desselben in unsrer Mitte sahen, nicht einigen Schauder des Staunens empfanden, möge der Leser am eignen Gefühl ermessen!

Auch durfte die That in Rußland geraume Zeit nicht eingestanden werden, im Volk und Heere befestigte sich der Glauben, der Feind habe Moskau verbrannt, und man fand gerathen, diesem Glauben nicht zu widersprechen. Rastoptschin selbst ärntete von vielen Seiten Vorwürfe und Mißbilligung; durch einen Vorgang, dessen wir gleich näher gedenken werden, hatte er sich den Unwillen des menschenfreundlichen Kaisers Alexander noch besonders zugezogen; bald sah er den russischen Boden, der von Sieg und Ruhm neu erglänzte, unter seinen

Füßen überall wanken, und ſäumte nicht, ihn mit dem von Deutſchland und Frankreich zu vertauſchen.

Es iſt ein merkwürdiger Zug in Raſtoptſchin, und unſres Bedünkens nur ein neues Zeugniß ſeiner innern Macht, daß er in ſpäteren Jahren, um nach Rußland zurückzukehren und dort friedliche Verhältniſſe zu finden, durch eine beſondere Druckſchrift ſich von dem Brande Moskau's losſagte, ſeinen allbekannten Antheil an dieſem Ereigniß verläugnete, und ſomit auch den unſterblichen Ruhm preisgab, der von daher an ſeinem Namen haftete. Der nächſte Zweck überragte in ihm alles andre, man kann ſagen, daß er Moskau nochmals opferte, jetzt das ſeinige! Wir müſſen wirklich in dieſer Handlung, die man als die eines ſchmiegſamen Höflings hat anſehen wollen, eine Art von Größe anerkennen, denn nicht leicht wird jemand um eines zeitlichen kurzen Vortheils willen den gerechten Anſpruch auf Bewunderung und Staunen der Nachwelt aufgeben, die dem Helden auch um den Preis des Lebens nicht zu theuer erkauft dünken. Doch mochte er bei der zweiten, perſönlichen Opferung Moskau's noch mehr als bei der erſten, vaterländiſchen, des guten Glaubens ſein, daß er mehr rette, als zerſtöre; gewiß durfte er bei der geſchärften Prüfung, zu welcher er die Geſchichtsforſcher durch ſeine Verneinung aufreizte, nur zu gewinnen hoffen, indem die an das Licht gerufene Wahrheit nur um ſo heller ſeinen Namen herausſtellen mußte, und gewiß konnte er wie Galilei diejenigen belächeln, welche durch den Widerruf auch die Thatſache geändert wähnten!

Was den Kaiſer Alexander gegen Raſtoptſchin unheilbar mißſtimmte, war folgende bejammernswerthe Ge-

ſchichte, die ich wiedergebe, wie ſie mir von einem vornehmen wohlunterrichteten Ruſſen ſpäterhin erzählt worden iſt. Als die Franzoſen im Anzuge gegen Moskau waren, betraf eines Tages die Polizeiwache eine Gruppe junger Ruſſen, welche einem andern begierig zuhörten, der ihnen aus einem franzöſiſchen Blatte den neuſten von Napoleon erlaſſenen Aufruf überſetzte. Der Dolmetſcher wurde ſogleich als Verbrecher behandelt und fortgeſchleppt. Es war ein junger Mann von vier und zwanzig Jahren, Hauptmann außer Dienſten, Namens Weriſhalin, und kein Verdacht einer böſen Abſicht konnte bei ſeiner Unklugheit ihn treffen, im Gegentheil, alle Zeugniſſe erhärteten, daß er ſeinen Landsleuten die Worte des Feindes in Ungunſt und zum Mißfallen vorgetragen. Doch Raſtoptſchin hielt ſich an die äußerliche Thatſache des Verbreitens franzöſiſcher Aufrufe, wollte nichts weiter hören, und fühlte im eignen Grimme, daß auch der des Volkes eines Opfers bedürfe, an ihm ſich zu ſättigen, zu ſtärken. Er pflegte die vor ſeiner Wohnung ſtets verſammelte und oft tobende Menge von dem Abſatz einer hohen Freitreppe herab anzureden, die aufgeregten Gemüther durch ſeine kurzen, zündenden Worte noch heftiger aufzuregen. Dorthin ließ er den jungen Weriſhalin herausführen, und als er ihn erblickte, rief er im größten Zorn: „Aber mehr als die Franzoſen ſind die Verräther unſre Feinde! Die verdienen tauſendmal mehr als jene unſern Haß, das ausgeſuchteſte Verderben. Da ſehet ihr einen, der Napoleon's Aufgebote verbreitet hat, da ſehet ihr euern ärgſten Feind!“ Nun ergoß er ſich in Vorwürfen und Schimpfreden gegen den Gefangenen ſelbſt, und zuletzt, indem er ſich abwandte, befahl er dem nächſten

Polizeisoldaten: „Schlag ihn!“ Der Soldat gab einen Hieb mit flacher Klinge. „Ei was! rief Rastoptschin, der sich wieder herzuwandte, das will nichts sagen, überlaßt ihn dem Volke, das wird schon besser mit ihm umspringen!“ Sogleich wurde der Unglückliche zu dem wühenden Pöbel hinabgestoßen, und in wenig Augenblicken war er in tausend Stücke zerrissen, seine Glieder, sein ganzer Körper verschwand völlig, ein Stück Hand mit in paar Fingern war alles, was sich auf dem Platze noch fand, als die Menge sich endlich zerstreut hatte! —

Diese Gräuelgeschichte war jedoch so nicht abgethan, sie tauchte furchtbar wieder auf. Im Anfange des Jahres 1813, an einem Orte in Polen, wohin den Kaiser Alexander die Bahn des Sieges geführt hatte, wurde ihm ein Greis vorgeführt, der ihn zu sprechen verlangte. Dem Alten schlotterten die Kniee und bebten die Lippen; als er vor dem Kaiser war, fiel er weinend und flehend hin, und konnte wohl fünf Minuten lang kein Wort herausbringen. Der Kaiser, in peinlichster Unruhe, schien mit sich selber schwer zu ringen. Er wußte, daß der Alte Werischalin vor ihm lag. Dieser kam endlich zu Wort, forderte Untersuchung, und, im Fall sein Sohn unschuldig befunden würde, Wiederherstellung der Ehre desselben; er wehklagte über sein nun kinderloses Alter, seine nun erbloſen Güter. Der Kaiser suchte ihn zu beruhigen, sprach ihm liebreich zu, verhieß ihm Gerechtigkeit; er wisse schon, sagte er, daß der junge Mann einer Verrätherei schuldig gewesen, daß er keine Verbindung mit dem Feinde gehabt, und entließ den Alten tröstend und begütigend. Am folgenden Tage reichte Rastoptschin sein Abschiedsgesuch ein, der Kaiser nahm

es an, und ſagte mit finſterm Blicke, er wolle ihn keinen Augenblick aufhalten, und wünſche ihn niemals wiederſehen zu müſſen. So war Raſtoptſchin von der Sieges- und Ruhmesbahn, zu welcher die Flammen von Moskau geleuchtet, plötzlich ausgeſtoßen, von Macht und Einfluß entfernt, unter dem glänzenden Vorſtreben und den ſich täglich mehrenden Erfolgen des Heeres und des ganzen Volks ein Unthätiger, Ausgewieſener, und da die Heimath ſelber keine mehr für ihn ſein durfte, ſo zog er voll dunklen Grimmes einſam hinter den Truppen in die durch ſie befreiten Länder nach, anfangs in Berlin eine kurze Ruhe findend, zuletzt in Paris aufathmend im Gewirr der Zerſtreuungen. Sein eiskalter Witz wurde jetzt den Seinen furchtbar, eingeweiht in alle Verhältniſſe, hielt er noch mächtige Verbindungen in der Hand, und ſein ſchneidendes Wort konnte unheilbar verwunden, konnte tödtlich treffen.

Doch gegen den Feind, den er ſelber im Innern hegte, war er waffenlos. Ihn befielen mit Einbruch der Dunkelheit nicht ſelten geſpenſtiſche Schreckbilder, die ihn furchtbar aufregten. In Paris, wohin er nach dieſem Aufenthalt in Baden zurückkehrte, wurden ſpäter dieſe düſtern Stunden nur häufiger und quälender. Zu ſolcher Zeit drangen einmal zwei nähere Bekannte, vornehme Ruſſen, trotz aller angſtvollen Abwehr des Kammerdieners zu ihm ein, ſie meinten, höchſtens ein hübſches Abenteuer zu ſtören, aber wie erſchraken ſie, als ſie das abgelegene Zimmer betraten! Hager und bleich ſaß Raſtoptſchin da, und als er die Kommenden erblickte, rief er grauſenhaft, die Hände zur Abwehr vorhaltend: „Was wollt ihr von mir? Geht, geht, nicht ich bin es,

der euch geſchlagen, der euch hinabgeſtoßen hat!" Entſetzen war in ihm, und Entſetzen ging von ihm aus. Die beiden Freunde verſtanden, daß er Vater und Sohn Weriſhalin zu ſehen glaubte; ſie nannten ihre Namen, riefen ihn bei dem ſeinigen an, und weckten ihn endlich aus ſeiner jammervollen Träumerei; nun erkannte er die Beſuchenden, nahm ſich zuſammen, ſtrich mit der Hand ſeine Stirn und Augen, trank ein paar Gläſer Waſſer, und nach einer Weile war er im Stande, wieder zu ſprechen wie ſonſt. Der Eindruck dieſes Vorgangs aber blieb den beiden Zeugen unauslöſchlich, und einer derſelben hat mir lange nachher mit allem Schauder des Friſcherlebten dieſe Umſtände buchſtäblich ſo erzählt, wie ich ſie hier wiedergegeben. Noch lange, ſagt man, blieb Raſtoptſchin von ſolchen Erſcheinungen gepeinigt, die doch hauptſächlich auf körperlicher Krankheit beruhten, da ſie bei'm Gebrauch angemeſſener Arzneimittel ſchwanden. Er brachte bekanntlich ſeine letzte Lebenszeit wieder in Rußland zu, wohin die gewünſchte Rückkehr ſich ihm endlich noch eröffnet hatte, und die Ehrfurcht und Bewunderung, die ihm gezollt wurden, gaben ſeinem Ehrgeize denn doch die befriedigende Ueberzeugung, als einer der Helden der Befreiung Rußlands anerkannt zu ſein. — Ich habe dies alles hier zuſammengeſtellt, weil über Raſtoptſchin bisher nur wenig geſchrieben worden, und die dämoniſchen Züge in dieſem Bilde den heitern und liebenswürdigen ein unentbehrlicher Hintergrund ſind.

Dieſer Mann hatte Stunden, in welchen er mit harmloſer Unbefangenheit dem unſchuldigſten Vergnügen nachhing, der Betrachtung einer Blume, eines Schmetterlings, wo er mit Lächeln dem Spiele der Kinder

zuſah, dieſe vor Schaden hütete, ihre Freude durch Geſchenke belebte; andre, die ihn als den zuvorkommendſten, freundlichſten Geſellſchafter zeigten, voll feiner Aufmerkſamkeit auch für Männer, und ſich den Frauen mit zarter Huldigung anſchließend. Während er nicht verhehlte, daß die Schönheit und geſellige Anmuth einer Künſtlerin aus Stuttgart ihn anzogen, verhehlte eine lebhafte Franzöſin nicht, daß ſie von ihm eingenommen ſei und daß er dies bemerken ſolle, ſo daß es eine Spannung war, den Helden von Moskau auch noch als den eines franzöſiſchen Intriguenſtückes zu ſehen. Aber ſein guter Sinn bewahrte ihn vor jeder Lächerlichkeit. Er ſcherzte ſelbſt über das ihm Zugemuthete, und meinte, in ſeinen Jahren müſſe man der Freundſchaft ſelten, aber der Liebe gar nicht mehr trauen.

Von Paris war auch Frau von Demidoff gekommen, die Gattin des durch ſeinen Reichthum berühmten Beſitzers ſibiriſcher Bergwerke. Sie war eine geborne Stroganoff, und ihr Gatte, den ich mehrere Jahre ſpäter, als ſie ſchon geſtorben war, kennen lernte, hat mir wiederholt als eine der größten Befriedigungen ſeines Lebens, das doch an ſolchen nicht arm geweſen ſei, den Glücksfall gerühmt, der ihm in dieſer vornehmen Verbindung geworden. Er war gewohnt, allen ihren Wünſchen zuvorzukommen, freute ſich des Aufwandes, den ſie machte, und ſetzte ihm nur ungern Gränzen. Sie genoß die Vortheile des Reichthums, ſie war von ihnen umgeben, aber ſchon in ganz gleichgültiger Gewohnheit, ohne beſondern Werth darauf zu legen, oder zu wähnen, dadurch etwas zu ſein. Sie hatte dies bei einer unglücklichen Gelegenheit auf die großmüthigſte Weiſe gezeigt. Ihr war vor

mehreren Jahren in Paris ein großer Theil ihrer Diamanten gestohlen worden, ein Diebstahl, der schon wegen seines hohen Betrages die Thätigkeit der Polizei lebhaft anregte. Auch kam die Sache bald an den Tag, eine Gräfin aus Hannover hatte das Verbrechen begangen, und wurde desselben vollkommen überführt. Frau von Demidoff, als sie hörte, daß der Name einer bisher geachteten Dame und einer ehrenwerthen Familie öffentlich bloßgestellt werden müsse, war sogleich zu jedem Opfer bereit, um die Unglückliche zu retten, sie wollte ihre Diamanten abläugnen und verlieren, und war in Verzweiflung, daß dies für nutzlos erklärt wurde. Die Thäterin, deren Handlung ihr selbst unbegreiflich und nur eine krankhafte Verirrung war, wurde verurtheilt, zog sich aber dann mit großmüthiger Hülfe der Frau von Demidoff in tiefe Verborgenheit nach Deutschland zurück, und starb vor nicht langer Zeit unter fremdem Namen in Wien.

Unendlich graziös von Gestalt und Bewegung, aus dunklen gebieterischen Augen freundlich blickend, und im Gespräch durch rasche Wendungen pikant, ersetzte Frau von Demidoff reichlich, was ihr an eigentlicher Schönheit fehlte. Durch langen Aufenthalt in Paris nicht nur verlockt, sondern bei ihren Verhältnissen fast gezwungen, ihr ganzes Dasein in das einer Dame der großen Welt abzuschließen, mußte sie diejenigen, welche sie nur als solche kannten, um so mehr überraschen und rühren, wenn ihnen die mütterliche Zärtlichkeit und Sorgfalt sichtbar wurde, die sie ihrem damals etwa siebenjährigen Sohne Anatole widmete; in diesem reinen Ausdruck der natürlichsten und schönsten Liebe schien jede andre Beziehung

wie verschwunden. Im Uebrigen hatte sie mehr allgemeines Wohlwollen, als persönliches, und ihr oft rauhklingendes Gebieten wäre leicht zu mißdeuten gewesen, hätte man nicht alle Personen, die ihr angehörten, von Eifer und Hingebung für sie erfüllt gesehen. Sie hatte die Tochter eines französischen Generals bei sich, eine russische Freigelassene von blühender Jugend und frohem Sinn, russische Herren, die sich ihr als Reisebegleiter angeschlossen hatten, einen Musiker, einen Zeichner, deutsche und französische Lehrer für ihren Knaben. Alles in ihrer Umgebung war voller Leben und Munterkeit.

Mit ihr zu wetteifern, konnte keiner andern Dame so leicht einfallen, doch schien die Herzogin von Ragusa es zu unternehmen. Sie war nicht mehr jung, aber noch sehr schön, und erinnerte lebhaft an ihren Bruder, den jungen Perregaux, den wir in Berlin während der Franzosenzeit als Verwaltungsbeamten gesehen hatten. Für ihre Größe war sie etwas zu stark, allein sie hielt sich so stattlich, daß diese Fülle nur den Eindruck ihrer Bedeutsamkeit vermehrte. Auch sie hatte großes Gefolge und mannigfachen Anhang, auch sie war gewohnt, der Mittelpunkt eines Gesellschaftskreises, eines glänzenden Hauses zu sein. Doch mußte sie jetzt von der politischen Seite her einige Störung empfinden, denn der Marschall hielt sich bekanntlich den Bourbons zugewendet, und wie wenig sie auch geneigt sein mochte, der Autorität des Gatten oder des Königs ihre Meinungen zu unterwerfen, so verstand sie doch die weltlichen Verhältnisse zu gut, als daß sie ihnen einige Opfer der Zurückhaltung und Vorsicht hätte versagen wollen. Dieser Zwang erschien um so dringender, als man Baden von

französischen Kundschaftern besucht wußte, deren einige offen genannt wurden, andre aber, wie man voraussetzte, gefährlicher im Dunkel blieben.

Merkwürdig hatten sich die Sympathieen in jener Zeit umgewandelt. Die höchsten Hofkreise und die Leiter der Kabinette ausgenommen, hatte niemand Gefallen an den Bourbons. Nicht in Frankreich allein gehörte es schon zum hohen Ton, zum guten Geschmack möchte man sagen, sich der Opposition anzuschließen, auch in England, im Norden, und großentheils in Deutschland, dachte man ungünstig von der Restauration, und viele Stimmen wurden für Napoleon laut, in dessen Bewunderung hauptsächlich die Engländer bald unmäßig wurden. Den Unterdrücker der Freiheit vergaß man, aber den Geißeler der Könige hob jeder Unzufriedene gern hervor, und menschliche Theilnahme war dem Gefangenen von St. Helena überall gewidmet. Wie groß war nicht die Zahl der Mißvergnügten in allen Ländern, der Nichtbefriedigten, besonders in den höheren Klassen! Zu Gunsten der Anhänger oder wenigstens Folger Napoleon's wirkte noch der Umstand mit, daß die Restauration, welche nach ihrer ersten Einsetzung noch ziemlich milde verfahren war, seit ihrer zweiten verfolgend auftrat, und dabei einen Maßstab anlegte, den ein unbefangener Sinn schlechterdings nicht zugestehen, ja kaum begreifen konnte. Denn nicht diejenigen sahen wir verfolgt, die wir unter Napoleon's Herrschaft als die schlimmsten seiner Diener gekannt hatten, auch nicht grade die, welche am auffallendsten treulos gegen die Bourbons geworden waren, im Gegentheil diese wie jene standen wohl gar in Gunst und Ansehn, und die wirklich Verfolgten erschienen dabei nur

um so unschuldiger; in ihnen war oft nur das, dessen man sich zu ihnen versah, nicht das, was sie begangen hatten, der Grund ihres Mißgeschicks, oft auch wohl nur persönlicher Haß und Neid in den höhern Kreisen, wo immer am ersten die große politische Sache dem Nutzen und der Zuständigkeit der Personen untergeordnet wird. Bei den Deutschen bedarf es nur eines auffallenden Unglücks, um ihre menschliche Theilnahme auch für diejenigen zu erwecken, denen sie noch eben feindlich gegenüberstanden, und so war es kein Wunder, daß die neuerdings aus Frankreich Verbannten oder Flüchtigen in den Rheinländern, wohin sie sich zunächst gewendet hatten, freundlich geduldet wurden; die meisten waren tapfre, kluge Männer, die sich jetzt äußerst bescheiden und ruhig zeigten, während unerträglicher Uebermuth und verletzende Anmaßung der herrschenden Partei täglich mehr hervortraten.

Der General von Tettenborn hatte im russischen Feldzuge den General Bachelu feindlich gegenüber gehabt, ihn als tapfern Kriegsmann, später auch als edlen Menschen kennen gelernt, und als die Verfolgung der Bonapartisten in Frankreich anhob, ihm zu Mannheim gastlich sein Haus geöffnet. Die Lage von Baden war günstig, und die Großmuth anziehend, bald war ein Häuflein Schutz oder Anhalt suchender Franzosen um ihn versammelt. Frau von Demidoff, selber fast eine Pariserin aus den Zeiten Napoleon's, verläugnete ihrerseits die Sympathieen nicht, welche sie vorzugsweise für die Napoleonischen Franzosen fühlte. Hier wurden der Nain jaune von Paris und der Surveillant von Brüssel herumgezeigt und vorgelesen, hier die Zerrbilder belacht, an denen die sinnreichen Witzlinge der liberalen

Parthei es nie fehlen ließen, und wozu freilich die Gegenseite den Stoff nur allzu wohlfeil lieferte. Ruſſiſche Liebhaberſtimmen wetteiferten mit franzöſiſchen, die reizenden Neuigkeiten der beliebten Vaudeville-Geſänge vorzutragen, und dazwiſchen auch wohl die muntern Spottlieder auf die neuſte Geſtalt der Dinge und deren Schildhalter.

So weit, wie dieſe unabhängigen und freiſinnigen Fremden, durfte die Herzogin von Raguſa in ihrer Sympathie für die bedrängten Landsleute nicht gehen; ſie mußte eine engere Linie halten, und wußte nur zu gut, daß ſie auch dieſe noch genug würde zu verantworten haben. So waren die Nebenbuhlerinnen mit ihrem Wetteifer, der urſprünglich auf geſelliges Talent und Liebenswürdigkeit ausging, unerwartet auf politiſchen Boden gerathen, wo der Vortheil ganz auf die Seite der Ruſſin fiel, die ihren Hof ſich mehren ſah, während der Kreis der Franzöſin weniger beſucht wurde. War nun die franzöſiſche Reizbarkeit nach den großen Niederlagen auch für die kleinſte um ſo empfindlicher, oder was ſonſt ſich einmiſchen mochte, genug, die Herzogin veränderte plötzlich Ton und Haltung, und das ſonſt in der Weiſe der großen Welt freundliche Vernehmen beider Damen ging in eine völlige Erkaltung über. Leider dauerte dabei doch der Umgang fort, und trieb natürlich den innern Gegenſatz immer ſtärker hervor, bis eines Tages die Spannung in offnen Wortwechſel ausbrach und endigte. Uns wurde das pikante Schauſpiel, zwei Damen der auserleſenſten Pariſer Welt, mit beſter Art, im eleganteſten und fließendſten Franzöſiſch, einander Schlag auf Schlag die unangenehmſten Dinge ſagen zu hören, ohne daß eine von ihnen aus den Formen des guten Tons gefallen

wäre; niemand durfte hiebei vermitteln wollen, ſondern Alle ſtanden ſchweigend wie bei einer Schachparthie, wo zwei gewiegte Gegner ihre Meiſterzüge gegen einander verſuchen, und das Spiel zuletzt doch unentſchieden laſſen.

Unter den franzöſiſchen Flüchtlingen waren einige, deren Bildung und Sitten wenig Antheil einflößten, andre, deren Bekanntſchaft gemacht zu haben man bereuen mußte. Indeß war die Mehrzahl brav und aller Theilnahme werth, und beſonders unſer Freund Bachelu ein vollkommener Ehrenmann, edel, großmüthig, aufrichtig und allen Ränken fern. Er verabſcheute geheime Umtriebe, und war in keine verflochten, man beargwohnte ihn mit Unrecht. Raſtoptſchin ehrte und liebte ihn, die Frauen waren ihm geneigt, und die Kinder ſchmiegten ſich ihm an. Doch grade er war das Ziel der heftigſten Verfolgung. Der franzöſiſche Geſandte in Karlsruhe, Graf von Montlezun, und der Präfekt von Straßburg, Graf von Bouthillier, betrieben mit größtem Eifer ſeine Entfernung aus Baden. Es half nichts, daß auch der König von Baiern, deſſen Gunſt er gewonnen hatte, ſich für ihn verwendete und faſt verbürgte, die Weiſungen aus Paris waren zu beſtimmt, und jene beiden Beamten hätten um keinen Preis den Vorwurf der Lauheit auf ſich laden mögen. Der König Max Joſeph, dem die herrſchende franzöſiſche Parthei ſchon immer Abneigung einflößte, der niemals Verfolgung leiden konnte, und namentlich dieſe für ungerecht hielt, ergrimmte vollends, da er vernahm, daß auch ſein Fürwort bei dem Präfekten nichts ausgerichtet habe, und legte ſich keinen Zwang auf, ſeine Meinung frei und laut herauszuſagen. Als der Präfekt erfuhr, wie der König über ihn geſprochen,

wurde er bedenklich, und glaubte es nicht dabei lassen zu dürfen, weil er fürchtete, in Paris möchte man es doch ihm übel nehmen, den König erzürnt zu haben, es kam ihm daher alles darauf an, daß dorthin berichtet werden könne, er stehe ganz gut mit dem Könige. In solchen Fällen durch Dreistigkeit zu bezahlen, ist bei den Franzosen sprichwörtlich, und dem Präfekten fehlte es nicht an solcher Münze. Er kam sogleich nach Baden, trat den König in der Promenade zuversichtlich an, hielt ihm die wohlklingendste Rede, erzählte von Straßburg, wo der König seine Jugenderinnerungen hatte, und wußte diesen nach und nach so günstig zu stimmen, daß der gutmüthige Monarch zuletzt alles Grolls vergaß und mit dem Präfekten freundlich auf und ab spazirte. Mehr brauchte dieser nicht, er war durch diese öffentliche Thatsache hinreichend sichergestellt. Für Bachelu ging aber die Wirkung auch nicht verloren, er that dem Gegner den Gefallen, auf ein paar Tage wegzugehen, da man denn mit Wahrheit seine Entfernung von Baden berichten konnte; daß er darauf gleich wiedergekommen, mochte unangemeldet bleiben. Wie der Präfekt von Straßburg sollte auch der Gesandte in Karlsruhe die Erfahrung machen, daß der allzu große Amtseifer seine mißliche Seite habe, und bisweilen die Person mehr bloßstelle, als schütze. Er hatte von der badischen Polizei die Wegweisung eines jungen Offiziers verlangt, der mit Napoleon auf Elba gewesen war, und glaubte seine Forderung durch Angaben verstärken zu dürfen, welche den bürgerlichen Ruf des Mannes angriffen; das erfuhr dieser, und im größten Zorne schrieb er dem Gesandten eine Ausforderung, welche diesen lange Zeit in Verlegenheit

und Sorgen ſetzte, bis der unangenehme Handel endlich durch Vermittlung beigelegt wurde.

Glimpflicher, als die eben Erwähnten, wurde Herr von Monbreton-Norvins angeſehen. Auch er war ein Bonapartiſt, ohne Frage, und er verhehlte ſeine Anhänglichkeit an die Kaiſerzeit nicht; allein er gab ſich mit Poeſie ab, und aus ſeiner Feder floſſen keine Chanſons und Epigramme, ſondern ein Lehrgedicht in Alexandrinern über die Unſterblichkeit der Seele; dergleichen hielt man mit Recht für politiſch unſchädlich. Er ging und kam ungeſtört, blieb eine Weile in Straßburg wohnen, und zeigte ſpäter in Paris denn doch, daß ſeine Feder auch politiſcher Schärfen fähig ſei.

Zwiſchen Verfolgten und Verfolgern bildete auch eine achtbare Familie Taſtet aus Straßburg wohlthätige Vermittlung; ſie hing durch ihre Geſinnungen dem Vergangnen an, ihre Verhältniſſe hingegen hielten ſie mit dem Gegenwärtigen verknüpft; das anſehnliche Amt eines Generaleinnehmers der Steuern nöthigte zu keinem öffentlichen Bekenntniß, und gab doch vielfachen Einfluß, der ſich hier zur Milderung und Ausgleichung thätig erwies. Zwei liebenswürdige Töchter theilten ganz die Sinnesart der Eltern, und gingen wohl, wie es der Jugend natürlich iſt, im offnen Ausdruck ihres Freiſeins noch weiter; ihr muſikaliſches Talent ergötzte die Geſellſchaft durch den angenehmen Vortrag neuer Lieder, und darunter war manches, was jenſeits des Rheins nicht zu ſingen geweſen wäre. Um keinen Preis hätte dieſe treffliche Familie den Antheil verläugnet, den ſie dem Unglück, der Bedrängniß oder Verlegenheit wackrer Menſchen widmete, die jetzt politiſch verfolgt, aber ihr ſonſt von guter Seite

bekannt waren oder jetzt erst wurden; alle konnten auf gastliche Aufnahme rechnen, auf gute Fürsprache, die sich oft genug, ungeachtet des Scheelsehens der Behörden, unmittelbar wirksam zeigte. Die Franzosen haben in ihren großen politischen Stürmen sich in zweierlei Schulen ungemein ausgebildet, die eine ist die der raschen beeiferten Wandelbarkeit, worin einem großen Theile der Nation die größte Meisterschaft nicht abzusprechen ist; dagegen hat auch, und mehr als man gewöhnlich denkt, die andre Schule sich bewährt, und ausharrende Treue, sowohl politische, als auch besonders rein menschliche, erweist sich noch täglich dort in den höchsten Beispielen. Die Familie Tastet beschränkte sich hierin keineswegs anf ihre Landsleute; nach einigen Jahren noch, als sie Straßburg verlassen hatte und in Amiens wohnte, bot sie deutschen Freunden, welche sie damals in Baden kennen gelernt hatte und jetzt in harter Bedrängniß glauben mußte, die großmüthigste und liebevollste Zuflucht, wobei sie den eignen Nachtheil ganz außer Acht ließ.

Waren manche jener Franzosen einiger Unbesonnenheit und eines Mangels an Vorsicht nicht freizusprechen, so traf dieser Tadel doch gewiß nicht einen Herrn Huart, der aus Belgien kam und sich der großen Gesellschaft anschloß, aber zugleich in ihr schweigend und möglichst unbedeutend bleiben wollte. Doch diese Rolle vermochte er nicht durchaus zu behaupten. Bei einer großen Lustfahrt war er unserem Wagen zugetheilt worden, und Ludwig Robert, allzu befangen in gewissen Ansichten, welche er unter früheren Einflüssen in seinen Kämpfen der Zeit dichterisch ausgesprochen hatte, reizte ihn durch ungenaue, unhaltbare Vorstellungen, die er über die

Anfänge der französischen Revolution darlegte. Der Fremde schwieg nicht ohne Zeichen von Ungeduld, ich aber konnte nicht umhin, manches zu berichtigen, und als er mehr und mehr die Sicherheit des Bodens erkannte, wagte er es und nahm Theil an der Erörterung, die ihn denn bald so hinriß, daß er durch den Fluß und die Kraft seiner Rede uns in Erstaunen setzte, und uns die Ueberzeugung gab, dieser Mann sei kein gewöhnlicher, und kein Neuling im Vortrag. Als wir ihm freundlich andeuteten, wie verschieden er plötzlich von dem erscheine, den er bisher habe zeigen wollen, gab er lächelnd zu, daß mit uns sei Verstellung unnöthig sei, und noch denselben Abend ließ er uns durch Bachelu wissen, daß sein wahrer Name Teste und er ein Freund von Arnault und andern in Belgien lebenden Verbannten sei, für deren Geschäfte zum Theil er auch diese Reise unternommen habe. Wir konnten uns nicht erwehren, der mächtigen Gegensätze zu gedenken, welche der Zeitenlauf hervorgerufen, vor wenigen Jahren noch mußten sich Deutsche in Deutschland verbergen und verkappen, jetzt thaten es Franzosen, und in dunkler Nähe gestaltete sich schon das Unheil, daß Deutsche in Frankreich als Flüchtlinge zu sehen sein sollten!

Außer dem Könige und der Königin von Baiern und deren Prinzessinnen zählte Baden noch andre hohe Häupter, die längere oder kürzere Zeit verweilten; der Großherzog von Sachsen-Weimar, auf einer Reise nach der Schweiz begriffen, blieb mehrere Tage, auch sahen wir seine vortreffliche Gemahlin, die Großherzogin Luise; die Erbgroßherzogin von Hessen-Darmstadt benutzte die Badezeit, um ihre Mutter und Geschwister

beiſammen zu ſehen. Zuletzt waren auch noch der König und die Königin von Würtemberg eingetroffen, ein hohes Paar, auf welchem alle Blicke mit Ehrfurcht und Zuneigung ruhten. Der König war als tapfer Feldherr allen Kriegsmännern theuer, und ſein redliches Bemühen, in ſeinem Lande eine würdige und zweckmäßige Verfaſſung aufzuſtellen, machte ihn allen Freiſinnigen werth. Die Königin Katharina war ihrerſeits durch Schönheit und Geiſt höchſt ausgezeichnet, und man wußte, daß die Schweſter des Kaiſers Alexander alles nach großartigem Maßſtabe beurtheilte; ſie hatte nichts Phantaſtiſches, aber einen ſcharfen, klaren Verſtand, der alles Gemeinnützige, alles auf Menſchen und Verhältniſſe Wirkſame lebhaft ergriff und leitete; wenn ſie in den Darbietungen ihrer Zeit die tüchtigen Thätigkeiten und Anſtalten des Gewerbfleißes den ſchmählichen und nebelnden äſthetiſchen Beſtrebungen vorzog, ſo traf ſie damit ein richtiges Ziel, das den Ort- und Zeitbedürfniſſen entſprach, und ihr Wirken als Landesmutter, das ihr nur kurz vergönnt war, hat in Würtemberg ihr Andenken unvergeßlich gemacht. Lebhaft bewegte ſich alles um die würtenbergiſchen Herrſchaften, man fühlte geſunden, fruchtbaren Boden, man athmete freiere Luft. Der Miniſter vom Stein war mit dem Könige in enger Verbindung, und alle höheren Fragen, die das Wohl Deutſchlands, ſeine Verfaſſungswehen, ſeine Wehranſtalten, ſeine Adels- und Kirchenverhältniſſe betrafen, wurden von würtembergiſcher Seite kräftig gehandhaft. Der geiſtvolle, lebensfriſche Miniſter von Wangenheim, der klug und weit wirkende von Cotta, und manche andre wackre Männer, wußten die allgemeinen Sachen mit denen ihres Landes oft glücklich zuſammenſtrömen zu laſſen.

Hier wäre nun vieles mitzutheilen, was allerdings geeignet sein könnte, an persönlichen Beziehungen manche geschichtliche Entwicklung fortzuleiten; indeß scheint hiefür der schickliche Augenblick noch nicht gekommen, und ich muß mich auf Andeutungen beschränken, welche späterhin zu weiterer Ausführung gelangen mögen. Einstweilen darf ich, was mich selbst betrifft, nur versichern, daß meine Thätigkeit, meine Verbindungen, meine Hoffnungen und Aussichten, welche letztere ich aber nie als lediglich persönliche zu fassen vermocht, wohl zu keiner Zeit stärker und entschiedner waren.

Alle Spannung so mancher innern und äußern Anliegen konnte doch nicht hindern, daß eine ganze Folge schönster Sommertage zu einer Lustreise in den Schwarzwald verwendet wurde, welche, durch den Zusammenfluß der seltensten Begünstigungen, zu dem Schönsten gehört, was ich erlebt habe. Tettenborn hatte seine nähere Gesellschaft zu dem Unternehmen eingeladen, und erwies sich als Wirth und Leiter des Ganzen in vollkommener Meisterschaft. Reitende Boten waren überall vorausgeschickt, unser Kommen anzumelden, diesen folgten zu Wagen diejenigen Bequemlichkeiten und Vorräthe, die man nicht hoffen konnte vorzufinden, und darauf traten wir selber die Wanderung an, ein Zug vieler Wagen und Pferde, und mit der nur nöthigsten Dienerschaft über dreißig Personen. Frau von Demidoff machte einen Theil des Weges zu Pferde, wobei einige Herren ihr gern Begleiter waren, wir Andere fuhren in offnen Wagen. Unser nächstes Ziel war das Bad die Hub genannt, darauf lenkten wir über Offenburg in das Kinzigthal ein, besahen den herrlichen Wasserfall von Tryberg, besuchten das Bad Rip-

poltsau, überſtiegen den Kniebis, erreichten das Murgthal und kehrten durch ſelbiges über Forbach und Gernsbach nach Baden zurück. Die kleine Reiſe dauerte zehn Tage, und wer jene herrlichen Gegenden kennt, wem die erwähnten Orte nicht leere Namen ſind, der mag, wenn er das ſchönſte Wetter, die heiterſte, in ſich einigſte und vollkommen befriedigte Geſellſchaft, die belebteſten Geſpräche und mannigfachſten Beluſtigungen hinzudenkt, ſich einigermaßen vorſtellen, welcher Hauch des Wohlſeins und Glückes uns umwehte, welche Entzückungen wir empfanden, und wie alles und jedes für uns als Reiz und Freude ſich darſtellte. Solche zehn Tage, wie herausgeſchnitten und rein geſondert aus dem gewöhnlichen Leben, entledigt aller Bedingniſſe, Rückſichten und Umſtände, die uns den Athem erſchweren, und anſtatt gedrückt vielmehr getragen von den Vortheilen der weltlichen Einrichtungen, ſolch eine lachende Inſel begegnet uns im wüſten Meere zu ſelten, um nicht wenigſtens mit allen Kräften der Erinnerung auf ihr zu verweilen! Die großartigen Schauſpiele der Natur, die Felſen und Bäche und Waſſerfälle, das ſchimmernde Grün der Wieſen, die herrlichen Bäume, die Farbenpracht der Sonnenaufgänge, das Rauſchen der Wäſſer und Wälder beim Sternenglanz, alles nahm den Sinn gefangen, und gab der Einbildungkraft den Stoff der ſchönſten Träume. Niemals vorher ſah ich Rahel's Fähigkeit des höchſten Naturgenuſſes in ſolcher Macht und Fülle, dies allein ſchon war für mich eine Quelle ununterbrochenen Entzückens. Ludwig Robert zeigte hier wahrhaft, auch ohne Verſe, daß er ein Dichter ſei, als ſolcher ſchaute und empfand. Die jüngeren Gefährten mißten nirgends den für Spiel und Muthwill

günſtigen Boden, Scherz und Lachen hörten nie völlig auf, durchbrachen öfters die Stille und Ruhbedürftigkeit der lauen Nächte. Fräulein Morgan und Herr von Naryſchkin ließen öfters ihre Stimmen mit denen der hübſchen Schwarzwälderinnen wetteifern, die Prinzen von Wittgenſtein und Schönburg führten dieſe zum luſtigen Tanz auf, während die kecken Schwarzwälder Burſche unſre Damen im Tanz ſo hoch emporſchwangen, daß Geſchrei und Lachen den Saal erfüllte. Damit kein Reiz fehlte, hatten wir auch den der Gefahr. Bei dem Uebergang über den Kniebis wurden wir ernſtlich gewarnt, es könnten Räuber uns anfallen, denen unſre zahlreiche, aber waffenloſe Geſellſchaft wenig Widerſtand zu leiſten fähig ſei. Einige Vorfälle, die man uns als kürzlich ſtattgehabte erzählte, waren in der That wenig beruhigend. Um der Damen willen wurde daher eine bewaffnete Begleitung angeordnet, der Rittmeiſter von Philippsborn nahm einige Jägerburſche unter ſeinen Befehl, und bildete unſre Schutzwache. Vor- und Nachhut war ſo gut beſtellt, der Befehlshaber ſo unerſchrocken, und der ganze Zug in ſo guter Haltung, daß kein Feind ſich zu zeigen wagte, der denn doch, wie wir uns nachher noch überzeugen mußten, kein bloß eingebildeter geweſen war. Wir erlebten andre kleine Abentheuer, der Kriegsruhm Tettenborn's war in dieſe Gebirgsthäler gedrungen, und begegnete ihm als Staunen und Huldigung, Bachelu fand einen gleich ihm unſtäten Landsmann, deſſen Bedrängniß er abhelfen konnte, wir trafen einen norddeutſchen Künſtler, der im einſamſten Gebirge zeichnete, und keine Räuber fürchtete. Ich würde noch vieles Einzelne anführen können, wenn unſer Beſchluß, daß die Reiſe nachträglich beſchrieben

werden und jeder Theilnehmer dazu ſeinen Beitrag liefern ſollte, nicht in den mit der Rückkehr gleich wieder eintretenden Zerſtreuungen von Baden leider unausgeführt geblieben wäre! Wenn ich aber dem einen oder andern noch lebenden Gefährten durch meine Andeutungen jene Vergangenheit einigermaßen wieder hervorgerufen habe, ſo wird mir dieſer, ich darf es hoffen, einigen Dank nicht verſagen!

Raſtoptſchin, der zu unſerem Leidweſen die Luſtfahrt nicht mitgemacht hatte, freute ſich ſehr unſrer Wiederkehr; doch fanden wir ihn aufgeregter und ernſter, als wir ihn verlaſſen hatten, und es ſchien, als wären politiſche Nachrichten dabei mit im Spiel; der alte Hof- und Staatsmann mochte auf Veränderungen gerechnet haben, von denen er das Gegentheil geſchehen ſah, er fand ſich auf's neue zum Abwarten hingewieſen, welches bei ſeinen Jahren nur wenig Hoffnung noch zuließ. Ueberdem war er mißmuthig über den Freiheitsgeiſt der Völker, dem die Fürſten offenbar zu huldigen begannen, nicht nur war das Spiel Ludwigs des Achtzehnte mit der Charte in Frankreich bittrer Ernſt geworden, ſondern der Kaiſer Alexander wollte dergleichen in Polen gleichfalls einführen; Raſtoptſchin empörte ſich bei dem Gedanken, daß der beſiegte Pole das haben ſollte, was dem ſiegenden Ruſſen verſagt wurde, und wenn es auch nur Flittern wären, meinte er, die man als Zeichen der Gunſt vergäbe! Er wollte nicht begreifen, daß man die Macht theilen könnte, er hatte ſie ſtets nur als Einheit geſehen, und fand mit dieſer auch am leichteſten fertig zu werden, mochte ſie nun in dem Fürſten ſelbſt, oder in einem Miniſter, einem Günſtling oder einer Maitreſſe liegen. Dieſe

Ansichten ließ er eines Tages scharf und bündig gegen ein englisches Parlamentsglied ausrücken, dessen steifem Verstande er durch Witz- und Schlagworte arg zusetzte, und auch an Kenntniß der englischen Verfassung und Geschichte fast überlegen war; wenn er die dortigen Verhältnisse haßte, so war es wenigstens nicht aus Unkunde, noch weniger aus Geringschätzung, sondern vielleicht nur aus ächt russischer Vaterlandsgluth, die mit der römischen des Tacitus vergleichbar sein mag, welchem für Rom das Gebet entstieg, daß die Germanen doch nie ihrer wahren Vortheile möchten inne werden! — Rastoptschin blieb nicht lange mehr in Baden, und zog bald wieder nach Paris, wo denn doch, außerhalb des Vaterlandes, das leidlichste Leben für ihn war.

Die Vergnügungen des Badeaufenthalts nahmen wieder ihren gewohnten Gang; ein Ball auf dem Jagdhause vereinte gleich nach unsrer Wiederkunft die ganze höhere Gesellschaft; neue Fahrten nach der Hub, nach Gernsbach, wo eine Jugendfreundin Rahel's aus Berlin angesiedelt lebte, nach der Favorite bei Rastatt, und nach Straßburg, hatten ihre kleinen Abentheuer und daneben auch wohl ernste Zwecke. Auch nach Karlsruhe riefen wiederholte Anlässe. Der Staatsrath Rehmann aus St. Petersburg, Leibarzt des Kaisers, ein kluger, lebensfroher und angenehmer Mensch, war nach allem Anschein auch außer seinem Fache thätig. Der russische Minister Graf Kapodistrias war diesen Sommer im Karlsbade, an ihn gingen Anträge und von ihm kamen Weisungen, und die dem badischen Geheimen Rathe Friederich, mit dem ich in engster Freundschaft lebte, durch Tettenborn's Vermittlung übertragene geheime Sendung nach Böhmen,

die wirklich geheim war und lange blieb, iſt als der eigentliche Wendepunkt anzuſehen, von dem aus die bis dahin nachtheilig ſinkende badiſche Gebiets- und Heimfallsfrage ſich zu heben und einer günſtigen Löſung entgegenzugehen begann. Neben ſolchen ſtillen, aber wichtigen und erfolgreichen Betreibungen fehlte es nicht an lauten, öffentlichen Aergerniſſen, die nur in nutzloſer Thorheit beſtanden. Dahin zählten alle Beſonnene das ungezügelte Schreien und Toben, in Schriften und Reden, des preußiſchen Oberſten von Maſſenbach, der nach allerlei Anſtiftungen in ſeinem Vaterlande Würtemberg jetzt in Heidelberg lebte, und von hier aus auf ganz Deutſchland zu wirken hoffte, zugleich aber ſein altes Verhältniß zu Preußen auf die bedachtloſeſte, unbegreiflichſte Weiſe aufrüttelte. Der kenntnißreiche und gewiß wohlmeinende Mann war von ſteter Unruhe geplagt, und ſchon in jüngern Jahren eines etwas ſchwindelhaften Benehmens, in ältern aber ganz und gar haltungslos, ſo daß die Kataſtrophe, die ihn ſeiner Freiheit beraubte, unvermeidlich wurde. Die Politik faßte zu jener Zeit überhaupt die Menſchen mit großer Gewalt, und lockte die verſchiedenartigſten Thätigkeiten auf ihr Feld, das Allen zugänglich war, Allen fruchtbar zu werden verhieß, denn es ſchienen die außerordentlichſten Dinge möglich. Die politiſchen Kenntniſſe waren unglaublich ſparſam, die Begriffe dunkel, und es gab kaum jemanden, der nicht irgend einen Beitrag zu der allgemeinen Verwirrung lieferte. Männer aus allen Fächern trieben Politik, der Theologe Paulus und der Philoſoph Hegel, der Schauſpieldichter Kotzebue und der Naturforſcher Oken, ja von dem harmloſen Jean Paul Richter, der einige Zeit in Heidelberg

weilte, klangen einige Aeßerungen von dort herüber, die uns nur als Scherz, Andre jedoch als bittrer Ernſt trafen. Eine Ausnahme machte vielleicht in unſerem Kreiſe nur der Spanier Gimbernat, der an ſeinem Vaterlande verzweifelnd ganz in chemiſchen und phyſikaliſchen Verſuchen lebte.

Während unſrer Fahrt im Schwarzwalde war aus Paris eine Nachricht eingegangen, die uns Alle ungewöhnlich erſchütterte. Frau von Stael war dort geſtorben, und der Eindruck ihres Todes war um ſo tiefer, als die Meiſten von uns ſie perſönlich gekannt hatten, Rahel ſchon im Jahre 1801 bei Humboldt's in Paris und dann 1804 in Berlin, ich dachte auch ſogleich an Chamiſſo, der ihr herzlich zugethan war, und jetzt irgendwo im weiten Ozean ſchiffte! Mir kam ein Brief zu, der ihre letzten Tage ſchilderte, und der ſowohl unſer Bedauern erhöhte, als auch ſonſt das Nachdenken beſchäftigte. Sein Inhalt wird auch manchem Leſer neu und hier willkommen ſein; möge er hier zwiſchen den Bildern muntern Lebens erinnern, wie nahe der Tod mit ihnen zuſammengeht! Der Brief iſt von dem verſtorbenen Doktor M. Friedländer, und aus Paris vom 15. Juli 1817. Er lautet wie folgt:

„Meine außerordentliche Kranke iſt geſtern früh ruhig eingeſchlafen. Ich habe dieſen Morgen neun Stunden nahe der Leiche der Verewigten verbracht, die unter meiner Aufſicht einbalſamirt worden iſt, um in die Gruft ihrer unſterblichen Eltern, ihnen gegenüber, zu Coppet niedergelegt zu werden. Dies war der wiederholt ausgeſprochene Wille der Entſchlafenen.“

„Wir haben die Einbalſamirung faſt auf ägyptiſche

Weiſe unternommen; es iſt des Kamphereſſigs und Kampherſpiritus, der wohlriechenden Myrrhe, des Weihrauchs, des Maſtix und des Firniſſes, ſo wie des Gerbeſtoffes und der Binden nicht geſpart worden; auch haben wir die neuere Methode mit Sublimat zu Hülfe genommen. Unſre Chirurgen und Apotheker, die ſich an Senatoren geübt hatten, waren hier beſeelt von der Würde der Perſon, deren Werke ſie mit Bewunderung geleſen hatten. Möge die angewendete Sorgfalt ihre Wirkung haben, und gegen Feuchtigkeit und den klimatiſchen Einfluß ſchützen."

„Es war eine Schwierigkeit die nahe Umgebung zu bewegen, das Bildniß der völlig unentſtellten Verewigten abformen zu laſſen. Mademoiſelle Randall, die an Treue unerſchütterlichſte Freundin der Verewigten, hatte geäußert, daß die Selige ſolche Abbildung nicht gewünſcht haben würde. Dreimal wurde, nach vielen Bitten der wichtigen und unwichtigen Umgebung, der Vorſchlag zurückgewieſen, allein ſo heilig die vermeintlichen Gedanken der Entſchlafenen auch ſein mochten, ſo glaubte ich, die Mit- und Nachwelt habe eine Stimme in ſo zweifelhafter Vermuthung, und es gelang mir, mit Hülfe des Herrn von Schlegel, nach vielen Vorſtellungen, noch in den letzten möglichen Augenblicken die Operationen des Profektors einzuhalten, um einen Gypsgießer holen zu laſſen. Ich benutzte unterdeſſen die Augenblicke, wo wir ihn erwarteten, um ein, wie ich mir ſchmeichle, kleines aber ähnliches Bild ſelbſt zu entwerfen, und bald darauf auch einen Abguß der Geſichtsformen und auch des ſchön gewölbten Schädels, dem Baron Auguſt von Stael, dem einzigen Sohne der Verſtorbenen, einzuhändigen."

„Ein andrer Wunſch, der mir, dem Arzte, obliegen

mußte, war der die Urſachen des Hinſcheidens zu ergründen; er wurde uns aber, als poſitiv gegen den Willen der Verblichenen, verboten. Indeſſen hat ohne beſonderes Zuthun, die Operation des Einbalſamirens mich hinlänglich überzeugt, daß dieſe außerordentliche Seele auch in dem vollkommenſt organiſirten Körper wohnte, der allein bis jetzt ſo vieler Thätigkeit zu widerſtehen vermögend war!"

„Kein edler Theil war verletzt, Leber und Milz und andere Theile zeigten ſich verhältnißmäßig groß, nur das Zwerchfell und andere Muskeln, ſo wie die Gefäße und Nerven, die ſie verſorgen, ſchienen, wie ſonſt bei zarter Weiblichkeit, nicht ganz in der Stärke der übrigen weſentlicheren, zum Leben nothwendigeren. Die übrigen kleinen Abweichungen waren nicht vermögend über die Urſachen des Hinſcheidens Aufſchluß zu gewähren. Nie habe ich aber ein ſchöneres, geſunderes, vollkommener entwickeltes und mehr wohlerhaltenes Gehirn geſehen. Es war geſchaffen, um alles hervorſtechend bemerkbar zu machen, was bis jetzt zu entdecken dem Anatom möglich geweſen iſt. Das Oeffnen des ſehr wenig verbogenen Rückgrathes war zum Einbalſamiren nicht nothwendig, und demnach nicht erlaubt. Es iſt bekanntlich der Sitz faſt aller Bewegungsnerven, und mochte wohl auch den Sitz des Uebels verbergen."

„Die Verewigte entſchlief, weil eine die untern, und zum Theil auch die obern Gliedmaßen lange einnehmende Lähmung nicht nur ſeit Kurzem die Blaſe und ihre Umgebung befiel, wo ſie auch zuletzt den Brand einer Anfangs unbedeutenden durchlegenen Wunde veranlaßte, ſondern auch endlich die Bruſtmuskeln und das ſehr dünne Zwerchfell ergriff, wodurch die zum Leben nothwendige

Wirkung der Lungen nicht mehr unterſtützt wurde. Die Lungen ſtrotzten von Blut und Seroſität. Das Hinſcheiden war übrigens vielmehr ein nach und nach und im Schlafe vergehender Hauch, und ich erinnere mich, daß die Selige ſchon in den erſten Tagen, da ich ſie behandelte, den Schlaf fürchtete, und mich ſtets bat aufmerkſam zu ſein, wenn er ſie befiele, damit ſie doch wieder erwachen möge für die theuern treuen Freunde auf dieſer ſehr geliebten Erde. In der That verging ſtets beim Einſchlummern Beſinnung, und beim angehenden Träumen Hauch und Puls auf eine furchtbar erſchreckende Art; und nur die reizenden Mittel hielten dieſe alsdann aufrecht. Die phyſiſche Kraft unterlag endlich der ununterbrochenen Wirkung der unerſchöpflichen Geiſteskraft, die ſie ſo zügellos durch's ganze Leben beherrſchte."

„Dieſes iſt ungefähr die Art, wie ich mir von dem, was vorgegangen iſt, Rechenſchaft ablege. Ich habe, wenn ich nicht irre, geſchrieben, daß Jurine angekommen war. Wir hatten, nach großen Konſultationen, eine etwas kräftiger wirkende Methode verſucht, die bald Reaktion hervorbrachte, die aber auch, erſchöpfenden Fieberkampf drohend, bald Mäßigung gebot. Der alte Jurine nahm zum Theil meine Stelle; die Hülfe des erfahrnen Chirurgen war ohnehin beſonders nöthig geworden, aber die Selige erzeigte mir die Ehre, mich nebſt dem alten Portal und Jurine an ihrer Seite zu behalten, indem die vielen gerufenen hommes noirs, wie ſie ſie nannte, ſie zu erſchrecken anfingen. Es war am 13. vorigen Monats, als die entſetzliche Engbrüſtigkeit anfing, den 14. ward ich gerufen. Ein ähnlicher Anfall kam den 13. Juli, und ward um 2 Uhr Nachmittags ſo heftig, daß

Jurine, der zugegen war, zu spanischen Fliegen und andern kräftigen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen sich genöthigt glaubte. Um 5 Uhr Nachmittags fand ich die Kranke etwas ruhiger, und am Abend fanden wir sie schwach, aber etwas besser. Die Selige schlief hernach bis 12 Uhr und bestand wieder auf dem gewöhnlichen beruhigenden Mittel. Nach Mitternacht frug ihre Freundin Randall sie, ob sie schliefe; sie antwortete „Lourdement et profondement", und dieses waren ihre letzten Worte. Bald darauf bewachte sie die Herzogin von Broglie, ihre Tochter, die nach 4 Uhr einige Aenderung im Athmen wahrnahm und Hülfe rief. Um halb 5 Uhr kam Herr von Schlegel mich holen, und da ich schon auf war, so sah ich sie bald nachher. Allein Puls und Athmen waren geschwunden, und die Todtenkälte verbreitete sich schon über die Erblaßte. Sie war eingeschlafen für die Ewigkeit, und ihre Umgebung theils in Verzweiflung, theils in Todtenstille versenkt."

„Man hat in dem hermetisch verschlossenen Sarge von Blei ein Spiegelglas dem wohlerhaltenen Angesichte gegenüber angebracht. Morgen wird die Leiche von Hrn. von Stael und Hrn. von Schlegel nach dem Orte ihrer Bestimmung begleitet. Die Familie und nahen Freunde folgen in wenigen Tagen nach Genf."

Aus Berlin kamen in derselben Zeit Nachrichten, die uns durch ihre Unbestimmtheit in Spannung setzten. Der Staatsrath, in seiner nunmehrigen Gestalt eine neue Schöpfung, hatte seine Thätigkeit begonnen, welche sogleich gegen den, welcher sie angeordnet, nämlich gegen den Staatskanzler Fürsten von Hardenberg sich zu wenden schien. Ueber das Auftreten Wilhelms von Humboldt

in dieſer Verſammlung erſcholl nur einſtimmige Bewunderung, ſeine Gabe der Rede, ſein ſcharfes und kühnes Eindringen in die Sachen, wurden von Freund und Feind ſtaunend anerkannt. Dagegen wollte man die Richtung, die ſich kund gab, von manchen Seiten bedenklich finden, ja von Frankfurt am Main ergingen deßfalls Gerüchte, die ganz Süddeutſchland beunruhigten, und deren Inhalt nicht ſo leicht auf ſein gehöriges Maß zuückzuführen war, da die Uebertreibung aus einer ſonſt glaubhaften Quelle kam. Da meine Berliner Freunde ſchwiegen, und amtliche Nachrichten ausblieben, ſo wäre mir unſchätzbar geweſen, meinen lieben Freund Reimer zu ſprechen, der von Berlin nach Heidelberg gekommen war, und auch in Karlsruhe mich beſuchen einſprach; treuen und ſcharfen Sinnes, mit den Perſonen und Sachen zu Hauſe wohlbekannt, hätte er mich durch wenige Worte völlig aufklären können, allein wir verfehlten einander, und eine peinliche Ungewißheit ſprach mir aus allen Blicken entgegen, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, mich ſelbſt und Andre zu beruhigen. Viel Unheimliches lag damals in der Luft, die Verhaftung Maſſenbach's in Frankfurt am Main machte unglaubliches Aufſehn, und der Brand des Berliner Schauſpielhauſes am 29. Juli erſchreckte in ſeiner Weiſe die Gemüther in der Ferne vielleicht mehr als in der Nähe.

Bald aber zerſtreute ſich dieſer Nebel und Rauch wieder, und man ſah auf's neue tageshell in den vorliegenden Raum, der freilich nicht ohne viele und große Schatten beleuchtet lag. Im ſüdlichen Deutſchland war unläugbar die Anlage zu großen Entwicklungen vorhanden, der Wille von oben aufrichtig, im Volke viel geſunder Sinn, praktiſches Talent reichlich ausgeſtreut. Allein das

nördliche Deutſchland ſchien doch entſcheidendere Geſchicksloose in ſich zu tragen, aus deren ruhigem und hellen, oder geſtörten und trüben Hervortreten ſich für das Ganze der Einſchritt der nächſten Zukunft würde beſtimmen müſſen. Man ſah nun, daß fürerſt in den dortigen Verhältniſſen wenigſtens nichts verloren war, und da dies für den Augenblick genügte, ſo ging man den begonnenen Weg ſtill weiter.

Mit dieſem ſtillen Vorſchreiten hing ein Beſuch zuſammen, den ich von Hebel, dem allemanniſchen Dichter, empfing. Ich hatte ſeine Bekanntſchaft bisher nicht gemacht, er kam nicht in den Kreis des Hofes und der Hofgeſellſchaft, er liebte ſeinen freien Nachmittags- und Abendſtunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genoſſen hinzubringen, die er durch ſeine launigen Erzählungen anmuthig ergötzte. In ſeinen Beiträgen zu dem Volkskalender „der Rheiniſche Hausfreund" hatte er den Ton des Volkes glücklich getroffen, er vereinigte Gutmüthigkeit und Klugheit, beſchäftigte zugleich Einbildungskraft und Verſtand, und auch auf die Gebildeten verfehlte ſein „Schatzkäſtlein", zu welchem er jene Beiträge geſammelt hatte, den günſtigſten Eindruck nicht. Mich hatte aber auch ein ungünſtiger doch abgehalten, ihm gelegentlich näher zu treten, und allen ſeinen Vorzügen und ſeiner Liebenswürdigkeit konnte ich nicht vergeſſen, daß er in jenen Aufſätzen gelegentlich von dem Tyroler Andreas Hofer in einer ſpöttiſch-verächtlichen Weiſe geſprochen, die mich und die Freunde, mit denen ich das Blatt zuerſt las, empört hatte. Wohl war ich ſeitdem verſtändigt worden, er habe den Ausfall auf Befehl der damaligen badiſchen Regierung ſchreiben müſſen,

und habe ihn seinerseits in der guten Meinung verfaßt, seine lieben schwäbischen Landsleute vor unglücklichen Versuchen zu warnen, die nun schon zwecklos waren und nur das größte Unheil zur Folge haben konnten; doch ein inneres Mißbehagen blieb mir mit der Sache noch stets verknüpft. Jetzt brachte der Kirchenrath Ewald den freundlichen Mann zu mir, und zwar in einem besondern Anliegen. Die Königin Katharina von Würtemberg war auf das in der Nachbarschaft blühende Talent Hebel's und die erfolgreiche Wirkung desselben aufmerksam geworden, und dachte mit gutem Sinne zum Besten ihres Landes davon Vortheil zu ziehen; die Bürger und Landleute waren mancher Belehrung bedürftig, allgemeine Begriffe sollten in volksmäßigem Vortrag ihnen nahe gerückt, zu richtigem Verständniß und Gebrauch ihnen eröffnet werden; sie waren durch die Verfassung zur Ausübung politischer Rechte berufen, über welche sie aufgeklärt, berichtigt werden mußten, und nichts dünkte zweckmäßiger, als dies mit landwirthschaftlichen, gewerblichen und andern gemeinnützigen Angaben zu verflechten. Hiezu schien Hebel der Mann, und die Königin hatte ihn bald nach ihrer Ankunft in Baden auf die verbindlichste Art zu sich beschieden. In der Bezauberung, durch welche die Gegenwart der erhabenen Frau und ihre klare, treffende Rede ihn hielt, vermochte er weder abzuschlagen noch zu erörtern, er gab alle Versprechungen, die man wünschen konnte, und kehrte wonneberauscht nach Karlsruhe zurück. Hier aber besann er sich nach und nach, daß die Sache so leicht nicht sei, und daß grade ihm nicht nur allgemeine Hülfe, sondern auch einzelne Leitung nöthig sei, wegen deren er sich nun zu mir wandte, wie denn auch

die Königin ſelbſt ihn ſchon auf mich namentlich verwieſen hatte. Mir bekannte er bald, halb ängſtlich und halb launig, daß er weder recht gefaßt, was die Königin eigentlich wolle, noch zu dem, was er als ihren Zweck einſtweilen vermuthe, ſonderlich fähig ſei, dagegen wollte er, wenn es verlangt würde, ganz in ſeiner bekannten Art einen Aufſatz liefern, der ſeine Unfähigkeit in politiſchen Dingen mitzuſprechen ausführlich beweiſen ſollte, wobei er viele Dinge in gewiſſen Sinne denn doch eindringlich berühren würde. Hiedurch wäre freilich dem Zwecke wenig entſprochen worden, und weder Ewald noch ich konnten durch unſer Zureden ein rechtes Angreifen der Sache hervorrufen. So blieb ſie denn liegen, und gerieth bald in Vergeſſenheit. Hebel aber hatte ſich ſelber nicht unrichtig beurtheilt, ihm fehlte wirklich politiſcher Sinn, wie ſeine ſpätere Rolle, als er Mitglied der badiſchen Stände war, hinreichend bewieſen hat; ohne Klarheit und Haltung ließ er ſich in ſchwache und ſchiefe Stellung drücken, die ihn auch ſeines urſprünglichen Grundes, der Volksbeliebtheit, größtentheils beraubte. Seinen bürgerlichen Gewohnheiten aber blieb er treu, und auch als Prälat hielt er beim Schoppen Wein den traulichen Mitgäſten ſeine launigen Vorträge.

Der Monat Auguſt führte mir meinen Freund Wilhelm Neumann herbei, der aus Trier, wo er als Kriegskommiſſair angeſtellt war, mich zu beſuchen kam. Er hatte ſich ganz vereinſamt, ſuchte keine Verbindungen, that für ſein äußeres Fortſchreiten nichts, hingegen erhielt er ſeinen Geiſt frei und friſch, ließ keine trübe Phantaſterei, kein ſchales Philiſterthum bei ſich ein, und in Ermangelung neuerer Litteratur, die er zu träge war heran-

zuziehen, las er die griechischen Autoren wieder, von denen er sich auch während des Kriegslebens nicht getrennt hatte. Er lebte mit mir und Rahel ordentlich auf, bewegte sich in der großen Gesellschaft ganz behaglich, und die Klarheit seiner Urtheile, die Ungeirrtheit seines Blickes, brachen oft überraschend hervor. Rahel hatte in derselben Zeit auch die Freude, ihren ältesten Bruder in Baden zu sehen, der mit seiner Frau und jüngeren Tochter von Ems kam, die ältere wieder abzuholen, welche diese Zeit bei uns zugebracht hatte. Für Rahel war es ein Fest, die lieben Angehörigen in die ihrer schon freundlich harrende Gesellschaft einzuführen, sie mit den Herrlichkeiten des Ortes und der Umgegend bekannt zu machen. Neue Fahrten wurden gemacht, die Nichten auf Bälle geführt, Straßburg blieb nicht unbesucht, und selbst ein Ausflug nach der Schweiz kam in Rede; doch fand sich zuletzt, daß des Guten in der Nähe schon zu viel sei, um alles in so kurzer Frist genießen zu können. Ich nahm nur noch ausnahmsweise an dieser Bewegung Theil, weil ich meistentheils in Karlsruhe sein mußte.

Hier war mittlerweile eine wichtige Veränderung vorgegangen. Der Großherzog hatte seinen bisherigen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Hacke, entlassen, und an dessen Stelle den Oberkammerjunker und bisherigen Gesandten am Bundestage, Freiherrn von Berstett ernannt. Die Entfernung des erstern war ohne Frage den badischen Angelegenheiten nöthig, er hatte es nach allen Seiten hin mit den Leuten verdorben, und kein Geschäft wollte mehr unter seiner Führung gedeihen. Aber die Anstellung Berstett's erregte bedenkliche Zweifel, wiefern in so schwieriger Zeit so geringe

Aushülfe genügen könnte. Man zeigte auf den verdienten Staatsminiſter Freiherrn Marſchall von Biberſtein, der allerdings an Kenntniſſen und Erfahrungen wie an ſtrengem, unſelbſtſüchtigen Eifer jenem Neuling weit überlegen war. Allein der Großherzog liebte den etwas herben Geſchäftsmann nicht, und der geſchmeidige Hofmann erhielt den Vorzug. Uebrigens kam es auf die Beſetzung dieſer Stelle ſo ſehr nicht mehr an, denn die höchſte Leitung der badiſchen Geſchäfte ging in dieſer Zeit in die Hände zweier tüchtigen Männer über, des um Baden hochverdienten Miniſters von Reizenſtein, der damals penſionirt war, und Tettenborn's, der noch gar nicht in des Großherzogs Dienſten ſtand; Berſtett hatte den klugen Sinn, dieſen beiden, wenigſtens ſo lange die Kriſis dauerte, blindlings zu folgen. Als ein großer Verluſt wurde jedenfalls der bald nachher, am 11. Auguſt, erfolgende ſchnelle Tod des Miniſters von Marſchall empfunden, und es ging ſogar die betrübende Rede, ſeine erlittene Zurückſetzung könnte denſelben wohl mit verſchuldet haben.

Ein Beſuch der Gräfin von Schlabrendorf, welche auf der Reiſe von Berlin zu dem Oheim in Paris nicht verſäumen wollte Rahel in Karlsruhe zu ſehen, traf in dieſelbe Zeit; ſie war untröſtlich, Rahel nicht zu finden, denn ſie war nur auf Einen Tag eingerichtet, und konnte weder jene abwarten, noch ſelber ihre Weiterreiſe über Baden nehmen; ich machte ihr die paar Stunden Aufenthalt ſo gut ich konnte erträglich, und wurde darin durch den Zufall unterſtützt, daß Frau von Quandt, die ich ehmals in Paris geſehen hatte, als Durchreiſende mit uns an derſelben Wirthstafel ſpeiſte, hier die Erzählungen von

dem Erſcheinen einer Schauſpielerin Quandt, die freilich ihre Schwägerin ſein wollte, ſehr übel nahm und ſich öffentlich gegen jede Verwechslung mit derſelben eifrigſt verwahrte, woraus eine der luſtigſten Geſchichten entſtand, die ſpäter auf anderem Schauplatze ſich fortſetzte.

Gegen Ende des Auguſt kehrte auch Friederich aus Karlsbad mit beſten Nachrichten zurück, er brachte für den Großherzog, dem die über ſeinem Lande ſchwebende Lebensfrage an der Seele nagte, die tröſtlichſten Verſicherungen; jedenfalls war die Gefahr in die Ferne gerückt, und die Zwiſchenzeit konnte trefflich benutzt werden, ſie völlig abzuwenden. Die Spannungen, welche ſich in der Sommerhitze gehäuft hatten, ließen von allen Seiten nach, und auch die Geſellſchaft fing ſchon an dahin und dorthin auseinanderzugehen. Tattenborn, Frau von Demidoff, Bachelu, und viele Andre, die ſich anſchloſſen, wollten eine Nachkur in Schwalbach verſuchen, Raſtoptſchin war, wie erwähnt, ſchon nach Paris zurückgekehrt, Rahel's Verwandte traten die Heimreiſe nach Berlin an. Für mich war es dringend nöthig, den Fürſten von Hardenberg zu ſprechen, der mit dem Könige, bei deſſen Rückkehr von einem Ausfluge nach Paris, am Rhein zuſammentreffen wollte, und Rahel rüſtete ſich zu einer Reiſe nach Brüſſel, dort ihre Schweſter Roſe nach langen Jahren der Trennung wiederzuſehen.

Ich hoffte den Fürſten in Frankfurt am Main zu ſehen, und während ich dort ſeiner Ankunft harrte, traf Wilhelm von Humboldt ein, der ſich nach London als Geſandter begab; denn ſolchen gefährlichen Gegner, beſonders nach der im Staatsrathe verſuchten Bewegung, wollte der Fürſt nicht in ſeiner Nähe haben, und hatte

ihm daher jene Beſtimmung ertheilt, die nicht füglich abzulehnen war. Humboldt verhehlte ſeine Mißſtimmung, und ſchien gern nach England zu gehen, doch ließ er durchblicken, daß er nicht allzu lange dort bleiben werde; auch er gedachte übrigens den Staatskanzler noch in Frankfurt abzuwarten. Allein plötzlich kam die Nachricht, der Fürſt ſei erkrankt, und habe, ſtatt nach dem Rhein, den Weg nach Pyrmont eingeſchlagen. Mit einigen dringenden Aufträgen hatte er den Geheimen Rath Rother nach Frankfurt geſandt, und von dieſem erfuhr ich, daß wohl fünf bis ſechs Wochen vergehen würden, bevor die Geſchäfte wieder in Zug kämen. Nun fiel jedes Hinderniß fort, und ich konnte einen ſchon früher empfangenen Urlaub getroſt benutzen, um Rahel nach Brüſſel zu begleiten. In Mainz traf ich mit ihr wieder zuſammen, wir traten die herrliche Fahrt längs des Rheinufers hinab in ſchönſtem Wetter und günſtigſter Stimmung an. Rahel ſah dieſe Gegenden, deren eigenthümlicher Zauber ſo ſchwer zu ſchildern iſt, in dieſer Ausdehnung zum erſtenmale, und war entzückt, doch mehr wegen der friſchen, reinen Luft, die wir athmeten, als wegen der Anſichten, und ich ſelber mußte bekennen, daß die noch in nahem Andenken ſtehende Schwarzwaldreiſe den Eindruck der Rheinreiſe etwas ſchwächte. Nur Eines nöthigte uns immerfort zu wiederholtem und geſteigerten Lobpreis, der mächtige, in ſeinen raſchen Wirbeln ſtolz hinfluthende Strom ſelber, deſſen Waſſer durch ſeine Reinheit noch dem Gebirge und durch ſeine Farbe ſchon dem Meere anzugehören ſcheint, und dabei ſich als ein ſelbſtſtändiges Weſen ganz eigner Art bezeigt.

In Koblenz benutzte ich den kurzen Aufenthalt, um

rres zu beſuchen. Ich ſah ihn zum erſtenmal, und
hher nie wieder. Was ich von ihm ſage, kann daher
: als das Ergebniß eines ſolchen einmaligen Anblicks
:en. Er war ohne Befangenheit und Anmaßung, ein-
) und feſt in ſeinem Weſen, aufrichtig und entſchieden
ſeinem Reden. Natürlich ſprachen wir von den Rhein-
dern, von deren Schickſalen und Erwartungen, und
rres erklärte ſich beſonders mit den Säumniſſen un-
rieden, die überall ſtattfänden, und die bei einmal
geſtellten Grundſätzen, wie man dieſe Länder behan-
n, was man ihnen gewähren und verſagen wolle, von
ſt wegfallen müßten; das Unbeſtimmte, verſicherte er,
nicht nur für ſich eine Qual, ſondern ſäe auch Miß-
nen und Argwohn aus. Er beklagte ſehr, daß ihnen
:eiſenau nicht gelaſſen worden, der ſei der Mann ge-
'en, die neuen Preußen mit den alten zu verbinden.
:er die Furcht vor Umwälzungen lachte er, und meinte,
ſähe niemand an ſolche denken, noch weniger daran
eiten, mit Ausnahme der Staatsbeamten ſelber, denn
'e freilich arbeiteten zu Umwälzungen hin, daß ihnen
Schweiß von der Stirne ränne! Von dem Fürſten
: Hardenberg hoffte er noch das Beſte, und wenn er
: erſt käme, wollten ſie ihm ſchon unter die Arme grei-
. Die religiöſen, oder vielmehr kirchlichen Sachen
ym er in keinen Betracht, ſie ſchienen ihm vollkom-
n gleichgültig, und nicht einmal politiſch als Hebel
nutzbar. Nach und nach wurde er feuriger und bitt-
, und ich muß ſagen, daß er mir jetzt einen ganz
:en Eindruck machte, ſein Eifer wurde nun zur Be-
ſamkeit voll kühner überraſchender Bilder, die er mit
ftigkeit hinwarf und ausführte. Ihm fehlte, ſo dünkte

mich, nur ein großer Standpunkt, um die Macht ſeiner Talente zu entfalten, und es iſt Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Verſammlung als Redner aufzutreten. Wenn ich ihm Einwürfe gegen einzelne Behauptungen machte, wenn ich ihm Perſonen und Verhältniſſe, die er aus der Ferne falſch beurtheilte, aus genauer Kenntniß berichtigend ſchilderte, ſo nahm er das gelaſſen und freundlich auf, und ging ſo ruhig auf die Erörterung ein, als ſei der Verſtand in ihm die Hauptmacht und nicht die Phantaſie. Erregt, wie ich ihn verließ, und durchdrungen von ſeinen großen Eigenſchaften, mußt' ich mir doch leiſe bekennen, daß ich nebenher ein geheimes Mißfallen ſpürte, welches ſich nicht wegſchelten ließ, und ich wußte mir keine andre Rechenſchaft davon zu geben, als daß er auch ſeine litterariſchen Urtheile unbarmherzig nach den Geſichtspunkten zuſchnitt, welche die Politik ihm leihen wollte, eine Unart, die freilich in Deutſchland allgemein iſt, mir aber von jeher verhaßt war, und die auch in der That mehr bedeutet, als man gewöhnlich denkt. Wir ſchieden freundlich genug, aber es knüpfte ſich kein Faden einer Verbindung an, ſo natürlich dieſes zwiſchen uns doch geweſen wäre.

Unvermuthet empfing ich in Koblenz noch den Beſuch des Staatsminiſters von Altenſtein, der in ſeiner amtlichen Bereiſung der Rheinlande hier eben eingetroffen war. Er war von glänzenden Hoffnungen erfüllt, und verſprach ſich von dem neuen Miniſterium des Kultus, welches ihm beſtimmt war, die fruchtbarſte, freudigſte Wirkſamkeit; die fruchtbarſte iſt ihm geworden, er hat Keime des Segens in den Boden gelegt, die trotz Wind und Wetter gediehen ſind, und die kein Widerſacher

ausrotten wird; aber die freudigſte wurde ſeine Wirkſamkeit nicht, im Gegentheil fielen gleich im Beginn die unglücklichſten Ereigniſſe und Mißhelligkeiten auf ſeine Bahn, und ſchwerkämpfend wand er ſich auf ihr bis zum Ende hin; wer ihn hier, nach bittern Kränkungen und harter Einbuße, noch zuletzt als gebrochenen, doch unbeſiegten Greis geſehen, dem muß jenes heitre Bild des zuverſichtlich und faſt ſchwärmeriſch Hoffenden als ein ſchneidender Abſtand erſcheinen, der wohl vom Jüngling zum Manne nicht ſelten, aber innerhalb eines ſchon reifen Alters und einer Miniſterlaufbahn ungewöhnlich iſt. Er warb eben damals in Koblenz einen ſeiner treuſten und unermüdetſten Gehülfen an, den Geheimen Rath Johannes Schulze, der ihm bald nach Berlin zu der einflußreichen Stellung folgte, in welcher auch ihm ſein Theil an dem Looſe fiel, das über die ganze Wirkſamkeit verhängt war. Ich wußte, daß dieſer — mein Univerſitätsgenoſſe — in Koblenz ſein müſſe, konnte ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht erfragen. Abends beſuchte ich mit Rahel das Theater, man wies uns in eine Loge, wo ſchon eine Dame ſaß. Ich ſagte zu Rahel, wahrſcheinlich ſei ich hier mit meinem Freunde zuſammen, aber unmöglich könne ich ihn herausfinden, und morgen müßten wir abreiſen, es ſei doch abſcheulich! Die Dame hatte den Namen gehört, und blickte auf; es war die Gattin des Freundes, der allerdings im Theater war, den ich nun leicht auffand, und mit dem ich die vergnügteſte Stunde verlebte, durch einen glücklichen Zufall, den man ſich für entſcheidende Lebensereigniſſe ſo günſtig wünſchen möchte!

Die Weiterreiſe führte über Bonn, Köln und Aachen. Ueberall, auch bei nur kurzem Verweilen, ergaben ſich

aus dem Anblick der Gegenstände und aus dem Verkehr der Menschen die fruchtbarsten Betrachtungen über das Verhältniß dieser Länder zu Preußen. Ueberall befestigte sich mir die Ueberzeugung, daß am Rhein ein neues, gedeihliches Leben beginne, und der preußige Namen hier einst Dank und Segen ärnten müsse, wozu der Samen unabläßig und reichlich, wiewohl still und ruhig, ausgestreut wurde. Zur völligen Klarheit erhob sich mir die Wahrnehmung, daß die gerade hier so laute und heftige Opposition weniger aus dem Boden erwachse, als vielmehr hieher verpflanzt sei, eine recht eigentlich preußische, die hier bequemer sich nieder- und auslassen mochte, als in der Mitte der alten Provinzen, eine Opposition, die nicht dem Staate selbst, sondern hauptsächlich einigen Richtungen in der Verwaltung galt, die ja auch in Berlin ihre entschiedenen Gegner hatte. Freilich erschien im Volke diese Opposition als eine gegen Preußen überhaupt gerichtete, und konnte sich auch auf diese Weise aus allen örtlichen Unzufriedenheiten und Befürchtungen verstärken, an welchen es bei noch neuem Staatsverbande nie fehlt, und in der Folge konnten diese letztern, nachdem sie mehr und mehr erweckt und großgezogen worden, sogar einen Augenblick als vorherrschender Bestandtheil wirken. Der Verlauf der Zeit hebt aber diese Mißstellung wieder auf, und hat es schon großentheils gethan, wie die allgemeine Stimmung, sobald von Westen her Wolken sich thürmten, glänzend dargethan hat. Ich legte meine damaligen Reisebemerkungen großentheils in Briefen nieder, aus denen allein sich mir das Einzelne des frischen Eindrucks wieder vergegenwärtigen könnte, worauf ich nun verzichten muß, da jene Briefe, wenn auch vielleicht noch

verwahrt, doch mir nicht erreichbar ſind. Nur ſoviel möge hier geſagt ſein, daß der Anblick der rheiniſchen Landwehr ein herzerfreuender war, und daß die theils ſchon wirkſamen, theils im Entſtehen begriffenen Anſtalten des Unterrichts und der Bildung in den grade hierin unter der franzöſiſchen Herrſchaft ſchändlich vernachläſſigten Ländern ein ſegenvolles Gedeihen vorherſehen ließen.

Ganz anders waren in dieſem Betreff die Eindrücke in Belgien. Die Vernachläßigung unter der Franzoſenherrſchaft war dieſelbe geweſen, aber die Abhülfe ſchien bei weitem ſchwieriger, die Gemüther ſchienen dem neuen Zuge der Dinge weit weniger aufgeſchloſſen. Holland hatte das Uebergewicht der geiſtigen Kraft und Haltung, und mußte daſſelbe geltend machen; allein man ſetzte die ſchonende Klugheit zu ſehr bei Seite, und vergriff ſich in den Mitteln, zuletzt kam die große Spannung des Sprachunterſchiedes hinzu, und bei der durch die Julirevolution möglich gewordenen Anlehnung an Frankreich konnte Belgien ſeine Abſonderung durchſetzen, die unter allen Geſichtspunkten ein beklagenswerthes Ereigniß bleibt. Ueber die Verhältniſſe jenes damals noch beſtehenden Zuſammenhangs, der aber ſchon manche ſchwache und doch zu geſpannte Fäden zeigte, entwarf ich eine Denkſchrift, welche in der ſpäteren Kriſis zum Druck befördert und in Holland mit Beifall geleſen wurde, wiewohl ſie nun nichts mehr war als ein verhallender Ruf einſtiger Miteinſicht.

In Brüſſel waren wir bei Rahel's Verwandten wohl aufgehoben. Der Gatte ihrer Schweſter Roſe, Karl Aſſer, einer der erſten Räthe im Juſtizminiſterium und Mitarbeiter am neuen Geſetzbuch, war mit den höchſten

Staatsbehörden aus dem Haag nach Brüſſel gezogen, da grade an dieſer Stadt die Reihe war, der Sitz der Regierung zu ſein, welches zufolge geſetzlicher Anordnung von Jahr zu Jahr zwiſchen beiden Städten wechſelte. Die Beamten fanden dieſen Wechſel unbequem, allein für ſie glichen die Nachtheile ſich leichter aus, als für die Geſchäfte ſelbſt; wie er aber zu vermeiden geweſen wäre in den damaligen Umſtänden, ließe ſich wohl ſchwerlich angeben. Mein Schwager hatte ſich anfangs etwas vor mir gefürchtet; der Holländer dachte ſich den Preußen zwar nicht mehr mit Zopf und Stock wie ehmals, aber dafür mit langen Haaren, deutſchthümelnden Redensarten und ebenſolchen Meinungen. Ueber einen Theil ſeiner Vorausſetzungen durch den Anblick gleich enttäuſcht, wurde er bald auch wegen des übrigen Theils durch das erſte Geſpräch beruhigt, und als ich zufällig nach Herrn Teſte gefragt und für ihn Achtung und Theilnahme bezeigt hatte, wurde dieſer fremde Namen, den ich erſt ſeit kurzem und eigentlich nur obenhin kannte, ein ſchnelleres Bindungsmittel zwiſchen uns, als ſelbſt die Bande der nahen Verwandtſchaft es im erſten Augenblicke ſein konnten. Denn Aſſer gehörte zu jenen Holländern, die mit Ueberzeugung dem Königthum, aber auch mit Eifer den Freiheitsideen anhängen, und den um dieſer willen Geächteten gern eine Zuflucht öffnen; er war früher ſchon dem Könige Ludwig von Holland aufrichtig ergeben, nun aber mit vollerem Herzen dem Hauſe Oranien zugethan, an welchem die franzöſiſche Freiſinnigkeit eine gute Stütze fand und eine noch größere zu finden hoffte; namentlich Teſte hatte in dieſem Betreff einige nicht unwillkommene Beziehungen angeknüpft.

Durch Asser machte ich sogleich die Bekanntschaft des Justizministers van Maanen und bald auch die des gewesenen Handelsministers Falck; der letztere gefiel mir außerordentlich, als Mensch durch seine würdigheitre Offenheit, sein allgemeines Wohlwollen und seine edle Geistesbildung, als Staatsmann durch seinen ruhigen Scharfblick und sein maßvolles gesundes Urtheil. Als Freund des niederländischen Gesandten in Rom, Ritters von Reinhold, hatte ich bald einiges Zutrauen bei ihm erlangt, andrerseits war Rahel's Jugendfreund, der preußische Minister-Resident Scholz in Frankfurt, auch der seinige. In der oben erwähnten Denkschrift nannte ich den einzigen Namen Falck als schlagendes Zeichen und Beispiel der Richtung und Fähigkeiten, von welchen das Heil des Staates zu erwarten sei; und ich nannte ihn um so mehr, als er damals ohne thätige Anstellung war. Die Folge hat genug dargethan, wie sehr er das Zutrauen des Königs und des Landes verdiente, und in den schwierigsten Umständen sein Bestes zu wahren wußte.

Dem Könige der Niederlande wurde ich durch unsern Gesandten, Fürsten von Hatzfeldt, vorgestellt. Gegen diesen letztern bestand in Preußen bei den achtbarsten Männern ein starker Widerwille, Blücher hatte die härtesten Aussprüche über ihn ergehen lassen, Gneisenau, Beyme, Stägemann, Schleichermacher, Niebuhr, und Andre dieses Schlages, haßten ihn gründlich, man rief die Zeugnisse der Todten, der Königin Luise und Scharnhorst's, gegen ihn auf; ich bin hier nicht berufen zu untersuchen, wie weit er die politische Uebelmeinung, die ihn fast allgemein traf, verdient habe, ich war damals und auch später gar sehr geneigt, sie für begründet zu

halten: aber das Vorurtheil konnte mir den unbefangenen Eindruck der Persönlichkeit nicht stören, und dieser war ein sehr günstiger; in der Mitte seiner liebenswürdigen Familie, die durch anmuthige Unabhängigkeit ihrer Glieder und doch zusammenstimmenden Geist sich auszeichnete, erschien er als würdiges und glückliches Haupt, voll praktischer Herzensgüte, der jeder Stunde ihre Freude gönnte, und nach Möglichkeit verschaffte; daß er der Geschäfte kundig war, und sie mit Leichtigkeit handhabte, läßt sich gern glauben, ich habe es theilweise selbst gesehen; in dem geselligen Verkehr besaß er alle Vortheile des vornehmen Mannes einer früheren Zeit, wo noch ungezwungene Gleichstellung und Leutseligkeit in den höheren Klassen herrschte. In allen diesen Beziehungen konnten wir uns keinen bessern Vertreter unsers Landes und keinen günstigern persönlichen Anhalt wünschen, und wir genossen auf seinem schönen Landsitze in Laeken und auch in Brüssel durch ihn die größten Annehmlichkeiten. Ist ihm früher Mangel an Festigkeit des Karakters und später an Klarheit des politischen Blickes vorgeworfen worden, so darf dies die gute Erinnerung, die ich aus Brüssel von ihm habe, mir hier nicht stören.

Der König wollte sich meiner von Wagram her freundlich erinnern, und allerdings hatte ich ihn dort öfters gesehen, doch ohne zu glauben, daß er mich weiter bemerkt habe. Die ruhige Einfachheit und verständige Traulichkeit seines Benehmens und seiner Aeußerungen hatte mit der Herrschaft nur zugenommen, und das Volk, nicht nur in Holland, sondern auch in Belgien, war ihm persönlich in höchstem Grade zugethan; die spätere Stimmung hätte damals niemand auch nur ahnden können,

und in der That läßt die Veränderung ſich nur aus feindlichen Elementen erklären, welche zwiſchen ihn und ſein Volk nach und nach ſich einſchoben. Der Vorſtellung bei dem Könige folgte die bei dem Prinzen von Oranien, und zwar gleichzeitig mit Wilhelm von Humboldt, ebenfalls durch den Fürſten von Hatzfeldt. Von Humboldt empfing ich bei dieſer Gelegenheit eine ſtarke Lehre, die mir unvergeßlich bleiben mußte. Ich hatte ſchon genug Höfe beſucht, und Kaiſer und Könige nahe genug geſehen, um mir grade nicht ſelbſt als ein Neuling in ſolchem Kreiſe vorzukommen, auch wußte ich hinlänglich, daß die Anſprüche der großen Welt, wären ſie nicht ganz gewöhnliche und mittelmäßige, bei der Beſchaffenheit ihrer meiſten Theilnehmer keinen Tag beſtehen könnten, und der Salonboden gleich einem Schlachtfelde von Gefallenen und Beſchädigten bedeckt ſein müßte; allein trotz allem dieſen hatte ich einen zu guten Begriff von hoher Stellung und Würde, um nicht vorauszuſetzen, daß jeder, der ihnen nahe, beeifert ſein werde, bei ſolcher Gelegenheit, wie in äußerer Erſcheinung, ſo auch in geiſtiger Bereitſchaft, wenigſtens ſein Beſtes zu thun. Betrat ich daher den Raum, wo dergleichen vorgehen ſollte, ſchon immer nicht ohne einige Spannung, ſo war dieſe jetzt auf das höchſte geſteigert, aber zugleich von mir abgezogen und in meinem Sinn auf Humboldt übertragen, neben dem ich mich ganz im Schatten wußte. Wie er aber nun ſich benehmen, was er ſagen, erwiedern, andeuten würde, er, der geiſtreiche, witzige, nach allen Seiten ſchlagbereite, in allen Gebieten einheimiſche Mann, das beſchäftigte mich lebhaft, bis zur Unruhe, ich ſtrengte im voraus mein Gedächtniß an, um von

den kostbaren Worten keines zu vergessen. Doch stand er viel höher noch, als ich mir gedacht hatte. Der Prinz erschien, sprach mit uns der Reihe nach, einnehmend, soldatisch, freimüthig, anregend und aufforderndd sogar, er gab Gelegenheit, ihm treffend und bedeutend zu antworten; Humboldt war auch keineswegs stumm, allein was er sagte, hielt sich in Sinn und Ausdruck durchaus kärglich, nicht den Aufwand einer nur etwas eleganten Phrase machte er, nur das Nothdürftigste sprach er in den geringsten Worten aus, und war in nichts von den gewöhnlichen Diplomaten zu unterscheiden, wie sie Europa jahraus jahrein hin und her reisen sieht. So blieb es bis zum Schlusse der Audienz, nnd erstaunt ging ich von dannen, nachdenklich über den außerordentlichen Mann, der so gar nicht als solcher hatte erscheinen wollen. Ich mußte mir zuletzt bekennen, daß er als ein kundiger Altmeister des Faches nur ganz natürlich verfahren war, und nahm mir aus seinem Beispiel wirklich eine große Lehre und auch Erleichterung; wo die Kosten schon anderweitig bezahlt oder durch die Sache gedeckt sind, muß man sie nicht doppelt bezahlen wollen, die Großmuth wäre in manchen Fällen gänzlich verfehlt. Und dabei blieb Humboldt doch in billigen Gränzen; die hingegen jener schlaue brasilianische Gesandte nicht mehr einhielt, der, aus einer Konferenz heimkehrend, einem Freunde sagte: „Ils m'ont pris pour une bête, j'en suis enchanté!“

Eine der werthvollsten Bekanntschaften wurde mir die des Herrn von Ghert, der im Kultusministerium mit den katholischen Kirchensachen beschäftigt war. Er hatte in Jena studirt, dort Hegel gekannt und unter dessen

frühſten Schülern ſich ausgezeichnet. Eingeweiht in deutſche Philoſophie, nahm er auch an der deutſchen Poeſie und allgemeinen Litteratur den regſten Antheil, und bemühte ſich unabläſſig, ſeinen holländiſchen Landsleuten dieſe friſchen Lebensquellen zuzuleiten. Er hatte Vorträge über Goethe's Fauſt gehalten, und große Stücke dieſer Dichtung ſehr glücklich in's Holländiſche überſetzt. Späterhin gab er eine treffliche Gedächtnißrede auf Hegel heraus, und begann mit ſeinen Freunden Bakker-Korff und Kiehl eine Zeitſchrift Athenäum, durch welche ebenfalls vieles Deutſche den Holländern angenähert wurde. Doch hier galt es einen beſchwerlichen Kampf gegen eingewurzelte Vorurtheile. Die Holländer, einſt ſo groß in Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, beſonders in Philologie und Naturforſchung, hatten in den letzten Zeiten, indem ſie ſtolz und behaglich auf ihren alten Ruhm blickten, nicht beachtet, daß ſie zu lange ſtehen geblieben, und andre Nationen ihnen weit vorausgeeilt, beſonders wollten ſie dies von den Deutſchen nicht gelten laſſen, gegen welche ſie aus früherer Zeit eine ſchon damals unbillige Verachtung in unſre Tage herübergebracht, wo dieſe Unbilligkeit längſt als Lächerlichkeit und Schaden auf ſie ſelbſt zurückgefallen iſt. Sie wollten ſich daher nicht überreden laſſen, weder daß ſie ſelbſt einer geiſtigen Erfriſchung bedürften, noch daß dieſe aus Deutſchland kommen müſſe, und am wenigſten von der Philoſophie und Poeſie her, durch deren Einfluß auch die Philologie und Naturforſchung ſich völlig umgewandelt hatten. Die genannten Freunde fanden daher mit ihren einſichtigen Bemühungen nur wenig Eingang, und ich weiß nicht, ob ihre Zeitſchrift noch fortdauert; doch haben ſie einen

festen Ansatz gebildet, von welchem künftige Fortschritte ausgehen können.

Wenn ich diese alte prächtige Stadt durchwanderte, theils die Erinnerungen meines Knabenalters auffrischend, theils Bildern der Geschichte nachsinnend, so erschien mir die Oertlichkeit vollkommen in ihrer alten Eigenheit erhalten, aber das sie erfüllende Tagesleben durchaus fremdartig. Das herrliche Rathhaus, die prächtigen Kirchen, besonders die heilige Gudula mit den einzigschönen Glasmahlereien, das wohlbekannte Wahrzeichen Manneken-Piss, der großartige, belebte Park, alles erinnerte an das alte Brabant, wie es auch noch unter der österreichischen Herrschaft zuletzt geblüht hatte; doch die entsprechende Lebenserfüllung suchte man vergebens, war noch Eigenthümliches vorhanden, so lag dies im untersten Volke versteckt, und dieses selber schien in seinen mächtigen Beimischungen aufgelöst. Die Regierung mit ihren Beamten war holländisch, die gangbare Sprache französisch, und französisch auch das Theater; die Kaffeehäuser, die Zeitungen, zwischen diesen Einflüssen drängte sich eine ganze Bevölkerung von Engländern, welche ihre Lebensart und Sitte in allen Klassen spüren ließ; an schönen Tagen war der Park von ihnen überschwemmt, und man fand sich von Engländern umgeben, als wäre man in einer englischen Stadt; übrigens machten sie einen nur um so vortheilhaftern Eindruck, als ihre guten Seiten, Haltung, Ehrbarkeit, Bestimmtheit, und Freisinn für sich und Andre, in der großen Anzahl nur um so sichtbarer hervortraten, und dies besonders noch in den Frauen und Kindern, welche letztere physisch und moralisch immer einen erfreuenden Anblick boten. Nirgends aber war

Belgiſches zu ſehen, und ich ſelbſt lernte während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes keinen einzigen namhaften Belgier kennen. Die Holländer waren wohl etwas zu entſchuldigen, wenn ſie glaubten, dieſe ſich vernachläſſigende und hinſchwindende Volksthümlichkeit vollends wegſtreifen zu dürfen. Doch muß ſie tief im Innern gelebt und geblüht haben, da ſie vierzehn Jahre nachher mit ſolcher Macht hervorbrechen konnte! Aber die vermeintlich ſchwache wurde in jener früheren Zeit kaum beachtet. Schon damals wurden Maßregeln beſprochen und beabſichtigt, die mir äußerſt mißfielen und bedenklich ſchienen, von meinem Schwager aber, da ſie von ſeiner Behörde ausgehen ſollten, doch einigermaßen vertheidigt wurden; er ſelber hat nachher in den durch jene Maßregeln bewirkten Spaltungen und Brüchen ſeinen redlichſten Eifer und ſeine beſten Lebenskräfte vergeblich aufgeopfert!

Ich durfte nicht verſäumen, in Brüſſel die Bildergalerie zu beſuchen, ſo wie auch einige Privatſammlungen, die viel Schätzbares enthielten. Mehr aber zog mich die burgundiſche Bibliothek an, eine reiche Sammlung der koſtbarſten Handſchriften, zum Theil mit den zierlichſten Bildern geſchmückt. Während meiner Anweſenheit geſchah auch eine Entdeckung, die den lebhafteſten Antheil erregte. Auf dem Boden eines alten Gebäudes, das zur Aufnahme von Gerichtsbehörden neu eingerichtet wurde, fanden ſich mehrere Kiſten voll Schriften, und bei genauer Unterſuchung ergab ſich, daß ſie zum Theil den Briefwechſel zwiſchen Philipp dem Zweiten und dem Herzog von Alba enthielten, beſonders aber die wichtigſten Verhandlungen in Betreff des Verfahrens gegen die Grafen Egmont und Hoorn. Man machte damals gleich

Hoffnung zu einer Herausgabe dieſer wichtigen, der Geſchichte angehörenden Urkunden; ich habe nicht gehört, daß es geſchehen ſei, noch überhaupt, wiefern die erſte Angabe über den Fund ſich beſtätigt und dieſer ſich weiter ausgewieſen habe.

Wir verließen Brüſſel, und reiſten denſelben Weg, den wir gekommen, wieder nach Frankfurt zurück. Hier wurde mir die Gewißheit, daß der Staatskanzler, der ſich in Pyrmont wieder ſehr erholt hatte, von dort nicht ſofort an den Rhein kommen, ſondern vorher nach Berlin gehen werde. Dies entſchied meine Reiſe dorthin; doch wollte Rahel, für die ungewiſſe, jedenfalls nur kurze Zeit des dortigen Aufenthalts, bei ſo vorgerückter Jahreszeit dieſe Reiſe nicht mitmachen, ſondern meine Rückkunft in Frankfurt abwarten.

Ich hatte Berlin ſeit zwei Jahren nicht geſehen, und fand in jeder Beziehung viel verändert. Der Frieden zeigte ſeine mächtigen Wirkungen, aller gerettete oder neu erworbene Wohlſtand machte ſich geltend, alte und neue Anſprüche traten hervor, hundert zurückgedrängte Thätigkeiten ſtrebten neben und gegeneinander, Macht und Einfluß ſetzten ſich zurecht, der Hof nahm eine glänzendere Faſſung, die höhere Geſellſchaft gruppirte ſich um ihn her. Die Mannigfaltigkeit der Richtungen, die Weite des Raumes und die Fülle der Gegenſtände, welche ſich ihnen darboten, das Maſſenhafte überhaupt, worin auch das Bedeutende ſich wieder verlor, alles gab mir das Gefühl, in einer großen Stadt zu ſein, gegen welche Frankfurt und ſelbſt Brüſſel doch nur als mittlere aufkamen.

Der Staatskanzler war noch nicht heimgekehrt, und

ich hatte vollkommene Muße, mich unter Freunden und Bekannten umzuthun. Reimer, Eichhorn, Jordan, Renfner, Kieſewetter, Stägemann, Hitzig, Oelsner, Rhediger, Ruſt. Beyme, Altenſtein, Schuckmann, Bülow der Finanzminiſter, von den Geſandten vorzüglich Graf Zichy, dann Erhard, Heinrich Meyer, Nolte, Friedrich Auguſt Wolf, Achim von Arnim, ferner Karl Müller, Jahn, und zuletzt noch Harſcher, — dieſe Namen, denen noch hundert andre beizufügen wären, bezeichnen einigermaßen die Buntheit der Kreiſe, mit denen ich verkehrte. An mehrere dieſer Namen hatte man ſchon am Rheine und in Frankfurt mir wohlmeinende Warnungen knüpfen wollen, allein dergleichen weckte nicht nur meine Verachtung, ſondern grabezu meinen Trotz. Doch widerfuhr mir unmittelbar nach meiner Ankunft ein Begegniß, das mich allerdings hätte ſtutzig machen dürfen, wär' ich minder unbefangen und in mir ſelbſt weniger ſicher geweſen, als ich wirklich war. Ich beſuchte einen angeſehenen Mann, der mich freundlich bewillkommte, und ſogleich zwar mit Laune, aber mit Bedeutung, hinzufügte: „Sie kommen wie gerufen, ich leſe eben von Ihnen!" Von mir? Ich hatte nichts drucken laſſen, von dem dieſe Worte gelten konnten, noch war mir irgend eine Beziehung gegenwärtig, in welcher ſie zu verſtehen geweſen wären; doch dauerte die Ungewißheit nicht lange. „Da leſen Sie ſelbſt!" ſagte der Mann, und gab mir einen beſchriebenen Bogen, den er in der Hand hielt. Ich las mit Erſtaunen in mir wohlbekannter Handſchrift einen umſtändlichen Bericht, den jemand über mich und meine Aeußerungen in Betreff mancher Verhältniſſe und Perſonen erſtattet hatte, auch jener Mann ſelber war in

nicht angenehmer Weiſe darin berührt; er ließ mir aber kaum Zeit zu Erklärungen: „Ich gebe gar nichts auf dergleichen Zuträgereien, rief er lebhaft aus, ich habe ausdrücklich erklärt, daß ich keine ſolche Berichte will, daß ich ſie ungeleſen in's Feuer werfe, aber die zudringliche Dienſtfertigkeit läßt ſich nicht abweiſen, immer auf's neue kommen ſolche Zettel.“ Der Bericht enthielt nichts eigentlich Erfundenes oder gradezu Falſches, aber alles war ſchief aufgefaßt und in falſches Licht geſtellt, ſo daß der Geſammteindruck durchaus irrführen und über Meinungen und Aeußerungen ein unbegründetes Urtheil erzeugen mußte. Die Sache hätte für mich und Andre wichtige Folgen haben und großen Schaden ſtiften können, wäre ſie an einen minder klugen und überſchauenden Mann gerathen; doch da ſie bei ihm nicht hatte faſſen können, ließ auch ich ſie fallen, und ging leicht darüber hin, nicht ohne den guten Bedacht, daß mein Schweigen die beſte Strafe für den Berichterſtatter ſein werde, der nun ſelber, ohne es zu ahnden, in einer Grube weitertappte, die er für Andre zu graben meinte.

Da ich dieſen traurigen Gegenſtand, die in neueren Zeiten ſo vervielfältigten Geheimberichte und Angebereien, einmal berührt habe, ſo möge mir erlaubt ſein hier vorgreifend ein andres Geſchichtchen anzuſchließen, das mich auf demſelben Felde anderthalb Jahre ſpäter, mit viel ſchlimmerer Anlage, doch glücklicherweiſe ganz unſchädlich, heimgeſucht hat. Der Großherzog Karl von Baden war geſtorben, und manche Verhältniſſe, die früher geheim gehalten worden, traten unbedenklich an den Tag. So ſprach unter anderm der Geheime Rath Betz mir ziemlich offen von ſeiner Verwaltung der hohen Polizei, wie

ſchwierig ſie geweſen und wie mißtrauiſch der Großherzog; mir jedoch habe derſelbe ſtets ohne Wanken vertraut, und gewiß mit Recht, denn der eine Auftritt, den ich ſeinetwegen bald im Anfange meiner Sendung gehabt, ſei ihm unvergeſſen geblieben. Ich wußte von keinem ſolchen Auftritt. „Bei dem hannöverſchen Geſandten; zwei andre Geſandte zogen übel auf den Großherzog los, Sie aber vertheidigten ihn, mit größtem Eifer und ſolchem Erfolg, daß die Andern ſchweigen mußten.“ Ich konnte verſichern, dergleichen ſei nie vorgekommen. „Ach das iſt ja nun alles abgethan, hat keinen Bezug mehr auf die Gegenwart, ſein Sie nicht zu ſehr diplomatiſch, und geſtehen Sie nur ein, was ohnehin ja zu Ihrer Ehre gereicht, und was ich in aller Umſtändlichkeit ganz genau weiß, denn warum ſollte ich es jetzt nicht geſtehen? einer der Bedienten des Hauſes war in meinem Solde, und hat mir noch den nämlichen Abend alles haarklein wiedergeſagt, ſo daß ich am andern Morgen gleich meinen Bericht erſtatten konnte.“ Als ich nun mein Ehrenwort gab, daß die ganze Geſchichte rein erlogen ſei, und aus ſolchem Vorfalle her weder ich die günſtige Meinung des Großherzogs verdient habe, noch jene Andern eine ungünſtige, ſo wollte das geweſene Polizeihaupt faſt unſinnig werden, daß ihm ſelbſt, und mittelbar dem Großherzoge ſo mitgeſpielt worden ſei. Mich aber ſchauderte, welchen untergeordneten, gemeinen Menſchen, welchen Irrthümern und Mißgriffen, ja welchen Bosheiten und Verläumdungen die Denkart und Geſinnung auch der harmloſeſten und edelſten Perſonen durch ſolche Späherei ausgeſetzt werde, gegen welche, da ſie im Dunkeln bleibt, niemals eine Vertheidigung möglich iſt.

In Berlin war dergleichen Unweſen glücklicherweiſe nicht in Gunſt, noch konnte damit viel auszurichten ſein, da die Freiheit der Rede dort im höchſten Grade herrſchte, und die kühnſten Meinungen, die dreiſteſten Urtheile und Abſichten laut und öffentlich ausgeſprochen wurden, ſo daß für die Angeberei nur der Schmerz blieb, umſonſt vergeudet zu ſehen, was ſie theuer hätte verkaufen mögen. Dieſe Freimüthigkeit, um den gelindeſten Ausdruck hier anzuwenden, durchdrang alle Klaſſen und Stände, ſie ſtammte ſchon aus Friedrich's des Großen Zeit, und galt als ein Erbſtück der Berliner, der Krieg aber, an welchem die ganze Nation Theil genommen, hatte ſie unendlich geſteigert, und die Zeitumſtände ließen es ihr nicht an Nahrung fehlen. Sogar Oelsner, der ſo lange Zeit in Paris gelebt und dort die heftigſten Stürme der Volksleidenſchaft geſehen hatte, war fortwährend erſtaunt über dieſe Ungebundenheit der Zungen. In Paris hatte doch immer die eine oder die andre Meinung alsbald ein entſchiedenes Uebergewicht, und wußte dann die gegneriſchen mehr oder minder zu unterdrücken, in Schranken zu halten oder zur Vorſicht zu nöthigen. Aber hier lief alles nebeneinander her, oder durchkreuzte ſich, in beinahe friedlicher Nachbarſchaft, die entgegengeſetzteſten Denkweiſen und Urtheile genoſſen gleicher Freiheit, und wer dieſe tadelte, bediente ſich ihrer unmittelbar ſelbſt. Viel rohes und leeres Schimpfen wurde gehört, unverſtändiges ſinnloſes Tadeln, wobei Ziel und Gegenſtand oft kaum zu erkennen waren, aber auch manches gehaltvolle, tiefdringende Wort ſchwamm in dieſer Tagesfluth dahin. Das Turnweſen durchdrang alle Klaſſen, die altdeutſche Tracht erſchien überall, ſie überwältigte bei-

nah die militairiſche, und die würdigſten Männer gingen gleich den Studenten in langen geſcheitelten Haaren einher. Schwer würden eigentliche politiſche Partheien in dieſem Gewirre zu unterſcheiden geweſen ſein, als feſte gegliederte Gebilde beſtanden ſie auch wirklich nicht, es waren eher Meinungsgruppen, die ſich zuſammenſtellten und wieder auflöſten, weil man wohl öfters über Einen, aber ſelten über mehrere Gegenſtände gleichdachte, und noch nicht gelernt hatte, Einer Hauptmeinung viele andre einſtweilen unterzuordnen. Ein aufmerkſamer Beobachter konnte jedoch einige Richtungen nicht verkennen, die ſich ſchon deutlicher hervorhoben. So war in den obern Ständen der Drang des Mißvergnügens am nachdrücklichſten gegen den Staatskanzler gerichtet, während er in den untern noch bei Schmalz und andern Namen verweilte, die von geringer Bedeutung waren. Der Fürſt von Hardenberg war das Ziel mächtiger und beharrlicher Angriffe, und ſchon häufig dahin gebracht, ihnen lieber auszuweichen und nachzugeben, als zu begegnen. Die Leitung der Dinge lag längſt nicht mehr in ſeiner Hand, wiewohl die höchſte Amtsmacht ihn noch bekleidete, und er ſie auch im Großen und Kleinen meiſt ungehemmt ausübte, wodurch der Schein bewahrt blieb, als übe er ſie noch ungeſchmälert. Unter den Staatsbeamten hatte er viele Theilnehmer ſeiner Geſinnungen und Abſichten, aber wenig perſönliche Freunde, und manche, denen er vertraute, in denen er Gehülfen vorausſetzte, waren ihm ſchon entgegen. Hätte ihn Humboldt oder Gneiſenau, — denn dieſe beiden nannte man, — damals abgelöſt, ſo wäre er auf dem Gipfel des Ruhmes von den Staatsgeſchäften geſchieden, denen damit manche trübe Ver-

wickelung und Hemmung erſpart worden wäre, und rüſtigere Hände hätten vielleicht vollbracht, was ſeinen ſchon matteren nicht mehr gelingen wollte. Allein er dachte nicht daran, ſich zurückzuziehen, ſondern hielt Stand ſo gut er konnte, wobei er in der That noch alle Erwartung übertraf und einige Hauptſchläge mit gutem Erfolg ausführte, was aber bisweilen in Betreff der Sache grade am meiſten zu beklagen war.

Unter den öffentlichen Geſtalten war keine ausgeprägter und für das Auge auffallender, als Jahn, der Alte im Bart, wie man ihn nannte. Als Haupt der Turner gebot er über eine große Schaar, meiſt kräftige, erregbare Jünglinge, und darunter die edelſten und bravſten. Seine und ſeiner Jünger Geſinnung war grad und feſt, und ſo ungelenk und ſtarr, als ihre Körper geſchmeidig waren. In der Zuſammenhaltung aller Kräfte auf Einer beſchränkten Bahn lag zum Theil die Stärke dieſer eigenthümlichen, durch ganz Deutſchland ausgebreiteten Genoſſenſchaft. Ich glaube, er zumeiſt wußte was er wollte, und hatte ſein Ziel klar vor Augen; daß er, als die Zeitumſtände es als ein unmögliches erkennen ließen, ſein Streben aufgab, zeugt auf's neue von ſeiner Einſicht. Sein Karakter und ſeine Erſcheinung wirkten auf das Volk, und ſeine Beredſamkeit hatte etwas Körniges und Hartes, das ungemein in die Gemüther drang. Erzählungen, wie die, daß ein Herr Johann Kuh aus Breslau, von Paris zurückkehrend ſeinen Namen franzöſiſch ausgeſprochen habe, aber von dem geſcheidten Thorſchreiber gleich wieder deutſch als Hans A. eingetragen worden, trafen den Volksſinn unwiderſtehlich. Weniger Beifall erlangte er in den höheren Ständen,

und ihm ſchien auch wenig daran gelegen. In früheren Vorträgen, zu denen ihm die Erlaubniß nicht verſagt worden war, hatte er es gewagt, den Gouverneur von Berlin, Feldmarſchall Grafen von Kalckreuth perſönlich anzutaſten, und dieſer ſeine Rache auf ein Wortſpiel über Jahn's Namen beſchränken müſſen. Nach dieſem Erfolge ſchonte er niemand mehr, und hohe Generale und Miniſter waren die Zielſcheibe ſeines bittern Spottes, ſeiner ſcharfen Rügen, mit Ausnahme des Staatskanzlers etwa, von dem er gut dachte und noch vieles hoffte.

Die Feier des 18. Oktobers gab Gelegenheit, dieſe Seite des Lebens in Berlin auf das glänzendſte hervorgekehrt zu ſehen. Alle andere Feſtlichkeiten wurden verdunkelt durch die der Turner; ihre Uebungen, Lieder, Reden und Sprüche hatten etwas kühn Begeiſterndes, das die Menge lebhaft anſprach und fortriß. Noch ſpät am Abend beſuchte ich mit Oelsner, nachdem wir ſchon mit Stägemann einem großen Gaſtmahle beigewohnt, das außerhalb der Stadt bei den Rollbergen gehaltene Turnfeſt, wo die von der heißen, kriegeriſch geſtimmten Jugend und vielen Tauſenden beeiferter Zuſchauer umkreiſten Oktoberfeuer einen wirklich großartigen Anblick gewährten. Oelsner enthielt ſich nicht, mir im Stillen die Gefahr ſolcher Volksverſammlungen bemerklich zu machen; er meinte, ein toller Kopf reiche hin, dieſe Maſſen zu unwiderſtehlichen Ausſchweifungen zu verleiten; ein etwaniger Vorſchlag, daß jeder einen Feuerbrand nähme und ſo im Zuge nach der Stadt zurückkehrte, könnte mehr als nur dieſe auf's Spiel ſetzen. Seine Beſorgniſſe waren wohl gar nicht verwerflich, doch erinnerte er ſich ſelber bald, daß ein ſolch toller Kopf eben bei

uns nicht vorauszusetzen sei, daß eine Stufenfolge von Vorübungen zu solchen Auftritten gehöre, und daß schließlich keine Franzosen, sondern Deutsche uns umgaben.

Gleichwohl waren mancherlei Dinge vorgekommen, welche die Behörde stutzig machten. Am folgenden Tage sah man mißmuthige, befangene Gesichter, man hörte schlimmen Tadel über die Dreistigkeit der ungezügelten Jugend, harte Aeußerungen über ihre strafbaren Verführer. Was eigentlich gethan und worin gesündigt worden, blieb im halben Dunkel, die Anschuldigungen schienen zum Theil unbegründet, jedenfalls übertrieben, aber ein reger Diensteifer wollte sich bei diesem Anlaß auszeichnen. Weit ärger wurde das Geschrei, als Nachricht von den Vorgängen auf der Wartburg eintraf. Es war viele Wochen vorher öffentlich angekündigt worden, daß die Burschenschaft der Universität Jena den 18. Oktober auf der Wartburg feiern wolle, Abgeordnete aller deutschen Universitäten waren eingeladen, sich zur Feier dort einzufinden, die Studenten wollten allgemeine Angelegenheiten dort berathen; alles dies war bekannt, und niemand hatte daran gedacht, das Fest zu hindern oder seinen Besuch zu erschweren. Die ganze Sache schien so unschuldig, daß der Staatsminister von Beyme nicht übel Lust hatte, leigends hinzureisen, um der Zusammenkunft beizuwohnen, und sich am fröhlichen Thun so zahlreicher und auserlesener Jünglinge zu ergötzen, wie lieb war es ihm nun, diesem Gelüste zufällig nicht nachgegeben zu haben! Denn freilich erschollen schlimme Dinge von dort, die Studenten hatten sich ein politisches Richteramt angemaßt, hatten Bücher und Gesetze verbrannt, und noch einige Gegenstände, durch welche gegen die verbün-

deten Mächte höhniſch gefrevelt ſein ſollte. Der erſte Eindruck von dieſen Begebenheiten und ihrer Aufnahme abſeiten der Behörden und der höheren Kreiſe beſtürzte im erſten Augenblicke ſelbſt die entſchiedenſten Freunde des jugendlichen Unternehmens. Die Gegenſeite gewann ſichtlich die Oberhand, man ſprach von gefänglicher Einziehung und ſtrenger Beſtrafung der Frevlerrotte, von Zerſtörung ihres Zuſammenhangs, von Schließung aller Turnanſtalten. Indeſſen waren dergleichen Maßregeln noch nicht reif, die Jugend fand auch in hohen Regionen Vertheidiger, die allgemeine Stimme wollte die Sachen überhaupt nicht ſo ſchwer finden, und während die Behörden unterſuchten und verhandelten, ging einige Zeit hin, während deren auch die Bedrohten ſich berathen und ihre Vortheile wahrnehmen konnten. Doch theilte ſich ſeit jenen Ereigniſſen die Stimmung von Berlin ſichtbarer in zwei feindliche Lager, und es war ſchwieriger als vorher, zwiſchen den Partheien antheillos durchzugehen, man ſollte zu der einen oder zu der andern durchaus gehören.

Der Staatskanzler war mittlerweile von Pyrmont eingetroffen, dem Anſchein nach ganz erholt und kräftig, doch vertraute mir ſein Arzt, Geheimrath Koreff, daß er für die Dauer der Geneſung nicht einſtehe, es könne jeden Augenblick ein Rückfall eintreten. Der Fürſt fand mit vielen harrenden Geſchäften auch jene neuen Verdrießlichkeiten vor, und nahm nach ſeiner gewohnten Weiſe gleich ſeinen Standpunkt über ihnen, behandelte ſie mit Maß und Leichtigkeit, ſuchte zu vermitteln und zu beſchwichtigen. Dies gelang bis zu einem gewiſſen Grade; doch that er keiner Seite ein rechtes Genüge die Parthei der Jüngern hatte erwartet, durch ihn kräf-

tiger vertheidigt zu werden, die Parthei der Alten wollte ihn eifriger und ſchärfer; es blieb dieſer Zwieſpalt offen, und noch viel Einſpruch und Störung ſollte von daher künftig hervorbrechen. Fürerſt aber traten dieſe Sachen wirklich etwas in den Hintergrund, und andre wichtige Geſchäfte kamen zur Sprache. Diplomatiſche Angelegenheiten machten viel zu ſchaffen, die Kriegszahlungen Frankreichs, die noch neuen Verhältniſſe des deutſchen Bundes, die rückſtändigen Gebietsausgleichungen, aus denen die baieriſch-badiſche Streitſache ſich mit unerwarteter Wichtigkeit erhob, alles half die Sache der Burſchenſchaft und des Turnweſens einigermaßen zurückdrängen. Der Staatskanzler gab glänzende Gaſtmahle, wobei durch perſönlichen Verkehr oft auch die Geſchäfte glücklich gefördert wurden, täglich war die anſehnlichſte Geſellſchaft an ſeiner Tafel beiſammen. Ich ſah und ſprach hier mit nicht geringer Neugierde den alten General von Köckeritz, den ich früher ſo oft in abſonderlicher Beziehung hatte nennen hören, dann den berühmten, einſt ſo gefürchteten General von Rüchel, der mir durch die Art, wie er ſich benahm und äußerte, ſehr merkwürdig war, denn er trug ſein hartes Schickſal, die Schmach des unglücklichen Krieges miterlitten, den Sieg und Ruhm des glücklichen aber nicht getheilt zu haben, mit würdiger Haltung und kräftigem Selbſtgefühl. Mit den mir ſo werthen Freunden und Gönnern, Stägemann, Beyme und Altenſtein, hielt ich mich auch hier gern und eng zuſammen.

Meine Angelegenheiten rückten wenig fort, und ich empfand um ſo mehr Ungeduld hierüber, als die Nachrichten aus Karlsruhe meine Rückkehr dorthin ſehr wünſchen ließen. Der Großherzog hatte, nach dem Rath und Antriebe ſeiner treuſten Freunde, ſich zu zweien wich-

tigen Maßregeln entſchloſſen, welche den Boden, auf dem die badiſche Sache ſtand, durchaus veränderten. Die Erhebung ſeiner Halbboheime, der drei Grafen von Hochberg, zu Markgrafen von Baden geſchah gleichzeitig mit der Verkündigung eines neuen Hausgeſetzes, welches jenen die Erbfolge ſicherte und eine Theilung des Großherzogthums verhüten ſollte. Dieſe Handlung der Selbſtherrlichkeit griff den diplomatiſchen Verhandlungen, welche noch ſchwebten, entſcheidend vor, das ganze Land freute ſich derſelben, und die öffentliche Meinung ſtimmte ihr laut bei; doch war vorauszuſehen, daß die Sache den Mächten gegenüber dadurch noch nicht erledigt, ſondern noch manche Schwierigkeit zu beſtehen ſein würde. Wie ſehr aber dieſe Angelegenheiten mich riefen, ſo konnte ich gleichwohl, auch um ihrer willen, ohne Entſcheidung Berlin nicht verlaſſen, und indem ich dieſe abwartete, blieb mir Muße genug, nach eigner Neigung die Tage mit alten Freunden zu verleben.

Beyme war oft in der Stadt, gewöhnlich aber auf ſeinem Landſitze Steglitz, wo ſeine Freunde ſtets willkommen waren. Herzlichkeit und Gradheit leuchteten ihm aus den Augen, deren Freundlichkeit doch nicht ohne einigen Trotz war, dem ſich das Zutrauen nur ſtärker anſchloß. Er hatte die ſchöne Eigenſchaft ſolcher gediegner und einfacher Karaktere, wie der ſeine war, daß ſeine Gegenwart ſtets als eine Aufforderung für die Andern wirkte, ſich zuſammenzunehmen, und ſelbſt in Vertraulichkeit und Scherz, oder bei Bekenntniß von Schwächen, ſtets innerhalb einer feſten Ordnung zu bleiben, die ich bei ihm als eine im beſten Sinne bürgerliche bezeichnen möchte. So kehrte er auch alsbald von

den freieſten und kühnſten Ideen, durch die er oft genial überraſchte, zu den Schranken des allernächſten Gegebenen zurück, und ließ das Preußiſche, ja das Märkiſche und Berliniſche dem Allgemeinen das Uebergewicht halten. Ueber die Verfaſſungsfrage, die Stellung des Adels in ihr, die Verhältniſſe der Kirche, hatte er eigne Anſichten, die man höchſt freiſinnig nennen mußte, wiewohl ſie von dem, was in der Tagesmeinung als freiſinnig galt, meiſt abwichen und bisweilen das Gegentheil waren. So wollte er z. B. keine Konſtitution für Preußen; aber die Gründe, die er mehr andeutete als herausſagte, wären manchem noch bedenklicher geweſen, als alle Konſtitution. Mir ſchienen immer er und Stägemann am meiſten aus dem ächten Kerne des Preußenthums zu ſein, und auf dieſen Kern in dem Staatsweſen zurückzukehren, wie das in ſolchem Grade bei Andern nicht zu bemerken war; denn ſelbſt Hardenberg trug noch Hannöverſches, Stein Reichsritterſchaftliches an ſich, Humboldt und Altenſtein anderes Fremdartige, das vielleicht ein Höheres zu heißen verdiente, und darum allerdings wohlthätig einwirkte, aber nicht völlig aufging in dem Gegebenen. Oelsner war gewöhnlich mit mir in Steglitz, und öfters auch Stägemann, wo denn ein lebhafter Austauſch von Anſichten und Erzählungen ſtattfand, indem Oelsner aus ſeiner Anſchauung des franzöſiſchen Lebens immerfort die lehrreichſten und erregendſten Stoffe zur Vergleichung mit demjenigen darbot, was vor unſern Augen ſich begab.

Mit beſonderer Geſchicklichkeit und Ueberlegenheit bewegte ſich in dem damaligen Treiben der große Philologe Wolf, deſſen Umgang jederzeit einen köſtlichſten Ertrag bot. Er war ohne Frage das Salz der damaligen Univerſität, an der dann Schleiermacher etwa den Pfeffer

vorſtellte. Wolf ging, wie alle Menſchen damals, lebhaft auf die Tagesfragen ein, aber nur, um ſie durch ſeine Geiſtesblitze zu erhellen, durch ſeinen Witz zu erheitern. Für ſeinen Freund Humboldt hatte er ernſtlich Parthei genommen, und es ſchien bisweilen, als ſei er ein von dieſem zurückgelaſſener Poſten, wie man ihn denn auch, gewiß überaus thöricht, beſchuldigte, demſelben in altgriechiſcher Sprache, als in der ſicherſten Geheimſchrift, die verfänglichſten Neuigkeiten mitzutheilen! Allerdings wußte er ſeine Anſichten und Meinungen faſt immer in ſein Fach einzukleiden, und das Meiſte that er mit bloßen Sprachbemerkungen ab. Gegen das mächtig aufkommende Frommthun und den Ton vieler neuern Schriften ſtellte er die Bemerkung auf, man habe ehemals für dergleichen das Wort „Salbungsvoll" gebraucht, es ſei jetzt offenbar paſſender, dafür „Schmierig" zu ſetzen, denn bei Salbung denke man an Weihe, bei Schmiere aber an gutes Fortkommen. Ungemein ergötzte ihn eine ironiſche Schrift, die über kirchliche Gegenſtände unter einem angeblichen Namen erſchienen war, und die zur Beförderung der Glaubenseinheit in der proteſtantiſchen Kirche zwar nicht Feuer und Schwert, o nein! aber doch die Anwendung gelinder Zwangsmittel empfahl, z. B. was man ehemals bei widerſpenſtiſchen Rekruten verſuchte, ihnen nichts als geſalzene Häringe zu eſſen zu geben; daß aber Friedrich von Schlegel dieſe Schrift für baaren Ernſt genommen und ſeinen Jugendfreund Schleiermacher für deren Verfaſſer gehalten, ging wirklich über den Spaß. Wolf ſchmiedete zur Luſt abenteuerliche deutſche Worte, zum Erſatz der fremden, die ausgemerzt werden ſollten, und hatte die Genugthuung, daß manche Deutſchthümler ſie in gutem Ernſt aufnahmen, und ihm die

Bemühung dankten, während er doch offen genug den übertriebenen Purismus verwarf, und aus dem Weſen aller Sprache nachwies, daß keine ſich völlig abſchließen laſſe, noch auf ihren alleinigen Füßen ſtehe. Auch bei Wolf war Oelsner gut angeſchrieben; den Geheimrath Langermann, den Staatsrath Süvern und andre treffliche Männer lernt' ich dort kennen.

Schleiermacher'n zu beſuchen hatte ich keinen Anlaß, ſah ihn aber bei Reimer. Als Kanzelredner und Univerſitätslehrer ſtand er im höchſten Anſehn, aber ſeit er gegen Schmalz ſo furchtbar losgefahren, und in politiſchen Dingen ſo entſchieden geſprochen, wurde er von vielen Seiten mit ſichtbarer Kälte behandelt, und zum Rücktritt aus ſeiner Geſchäftsthätigkeit bei der Miniſterialbehörde veranlaßt. Ihm eröffnete ſich dafür eine neue Wirkſamkeit. Der König hatte verfügt, daß die proteſtantiſche Geiſtlichkeit in Synoden zuſammentreten ſollte, und in Berlin war faſt einſtimmig Schleiermacher zum Vorſtand erwählt worden. Dies war ein politiſches und in ſeiner Art merkwürdiges Ereigniß, denn die Mitglieder einzeln waren größtentheils Gegner von ihm, und als Geſammtheit wählten ſie ihn dennoch. Sein erſter Vortrag, der bald im Druck erſchien, war meiſterhaft, und zeigte das überwiegende Talent, mit welchem er den Gegenſtand als ein Staatsmann auffaßte, mit wahrhaft praktiſchem Geiſte. Auch iſt nicht zu ſagen, wohin er die Sache geführt haben würde, wäre er an ihrer Spitze geblieben nnd hätte freie Hand behalten. Doch grade dies feſte Vorſchreiten erſchreckte die Behörde, und die eben erſt angeordnete Bewegung wurde ſogleich wieder gehemmt, die beabſichtigte Synodalverfaſſung völlig abgeſtellt. Dagegen gedieh ein andres Werk, welches

Schleiermacher zuerſt angerathen und vorbereitet hatte, die Vereinigung der Lutheraner und Calviniſten zu Einer evangeliſchen Kirche. Sie kam eben jetzt unter höchſter Autorität in Ausführung, und war für Schleiermacher ein Triumph, wiewohl ſein Name dabei nicht hervorgehoben wurde. Daß er auch von dieſem Werke wenig perſönliche Zufriedenheit ärnten, im Gegentheil das Wachsthum ſeiner Pflanzung ihn bedrängen und gefährden würde, konnte niemand vorherſehen. Doch gab es ſchon Eiferer, von denen die meiſten ohne ſeine erweckenden Reden vielleicht nie an Religion gedacht hätten, die ihm aber jetzt nicht verzeihen wollten, daß er in ſeiner Kritik ſo weit gegangen war, ein Buch des Neuen Teſtaments für unächt zu erklären, worin ihm denn auch, wie bekannt, weitergehende Nachfolger nicht gefehlt haben, wiewohl der erſte Schritt noch immer als der kühnere gelten darf.

Schwerlich hätte ich, da das wirkliche Leben ſchon genug der Schauſpiele darbot, noch des eigentlichen Theaters gedacht, deſſen Kunſtweſen ich ſchon lange auf niedriger Stufe wußte, und das ſeit dem Tode der Schauſpielerin Friederike Bethmann nur noch in Devrient ein wahrhaft geniales Mitglied hatte. Doch erſchien unerwartet die große Künſtlerin Sophie Schröder, und gab drei Gaſtrollen, Merope, Phädra, Medea, deren ich keine verſäumen wollte. Da über ihr Auftreten in Berlin ein Brief gedruckt iſt, den Rahel an ſie ſchrieb, und worin das Verhältniß ihrer Leiſtungen zu den auf dieſer Bühne gewöhnlichen klar ausgeſprochen iſt, ſo bedarf es von mir darüber keines weitern Wortes.

Damit man doch nicht denke, es ſei mir allzu gut ergangen, und ich hätte in lauter erfreulichen Begegniſſen gelebt, ſo will ich auch aus der Reihe entgegengeſetzter

beiſpielsweiſe zwei hier anführen. Ein junger Mann kam zu mir, und grüßte das Handwerk, das litterariſche, verſteht ſich, wiewohl ich kaum wußte, ob ich dem noch angehörte; er wollte eine Sammlung herausgeben, Proſa und Verſe, hatte noch nichts, und ich ſollte beiderlei liefern! Ich ſtellte ihm vor, daß ich auf kurze Zeit hier ſei, in Geſchäften und Obliegenheiten ganz andrer Richtung, daß ich ältere Papiere, falls dieſe etwas Taugliches enthielten, hier nicht bei mir hätte; er meinte, das alles möge richtig ſein, aber ich könne und ſolle ihm einen Beitrag geben. Kein Mittel, den Ueberläſtigen los zu werden, er kam alle Tage, er ließ nicht gelten, daß man mich verläugnete, er wartete unter den Linden, bis ich ausging, er bat und ſchmeichelte, er zürnte. Und er war kein Freibeuter, er wollte kein Geld, er war ein Litteratus, und wollte nur Manuſkript! Auch hatte er in der That ſchöne Kenntniſſe, war mit den Formen der ſüdlichen Poeſie vertraut, und hegte große Entwürfe zur Förderung des Romantiſchen. Wie ſo er grade auf mich gefallen und verſeſſen war, blieb mir ein Räthſel. Zuletzt, als ich ihn gar nicht los werden konnte, nahm ich ein altes Sonett, verſtümmelte die Zeilen, ſchob falſche Reime ein, und gab ihm das unter der Bedingung, mich nie als den Verfaſſer zu nennen. Er ſtutzte, zog die Augenbraunen zuſammen, ſah mich an, fragte, ob ich das für ein richtiges Sonett halte? Auf meine Verſicherung, ja, und für ein ſehr ſchönes, trat er zurück, ſagte, er ſehe wohl, daß ich der Mann nicht ſei, für den er mich gehalten, empfahl ſich, und ich ſah ihn nie wieder. Das andre Begebniß war faſt noch ſchlimmer. Mit mir in demſelben Gaſthofe zur Stadt Rom ganz oben und hinten wohnte eine Dichterin, Suſanne von Ban-

demer geborne von Franklin, von der Königin Luiſe einſt als Minneſängerin mit goldner Kette beſchenkt. Doch dieſe Zeiten lagen weit rückwärts! Sie ließ mich rufen, und beklagte leidenſchaftlich, ſchon einige Tage verloren zu haben, und nur erſt ſeit heute zu wiſſen, daß ich mit ihr unter einem Dache wohne, aber wir wollten die verlorne Zeit einbringen, ſie ſei krank und deßhalb jeden Abend zu Hauſe, ich ſolle bei ihr Thee trinken und ihre Gedichte hören. Sie war über ſechzig Jahr, häßlich, äußerſt redſelig, in ihren Anſprüchen aber unerſchütterlich. Sie hielt mich am Arme feſt, und ließ mich nur unter dem Verſprechen fort, am Abend wiederzukommen. Ich hatte mir gelobt, wortbrüchig zu ſein. Aber der Qual wurde ich nicht ledig, ſchriftliche Botſchaften und mündliche, dringende Anfragen über dies und jenes erfolgten jeden Tag, ich kannte zum Unglück ihre Verwandten und wollte nicht ganz grob ſein; genug, ich mußte noch einigemal die ſchreckliche Unterhaltung beſtehen, bis die Abreiſe mich erlöſte. Seitdem hat ſich mir beiderlei Mißgeſchick wohl oft genug wiederholt, aber ſei es daß die Wiederholung die Empfänglichkeit mindert, oder daß die Jahre geduldiger machen, ſo hart wie in jenen Tagen hat mir die Bedrängniß in der Folge nie geſchienen!

Das Feſt der Reformation wurde am Schluſſe des Oktobers und an den erſten Tagen des Novembers auf vielfache Art gefeiert. Die Theilnahme war groß und allgemein, das Volk verſtand dieſes Feſt; die religiöſe Stimmung des gemeinen Mannes verlangt Vorſtellungen des Muthes, der Tapferkeit, hier fand ſie ſolche in dem Helden des Tages, dem geprieſenen Doktor Luther, der aus der alten Zeit wie von ſelbſt an die Seite Blücher's trat, und in Wittenberg eben jetzt auch im ehernen

Standbilde ſichtbar wurde. Lieder, Reden, Lebensabriſſe, Denkmünzen, Kupferſtiche, Steindrücke erſchienen in Menge, das würdigſte Denkmal aber neben dem ehernen war die Reformationsgeſchichte Marheineke's, welche längſt vorbereitet in dieſem Zeitpunkt herauskam. Daß auch das Theater die Reformation feierte, kann beweiſen, wie gering noch die Neigung war, Aergerniß zu nehmen; damals beſuchten auch die Prediger noch ohne Bedenken das Schauſpiel. Aber den Luther Zacharias Werner's auf die Bühne zu führen, den verweichlichten, faſt albernen, des ſchon katholiſch gewordenen Dichters, konnte allerdings ein Mißgriff dünken; die Theaterverwaltung beging ihn, die Behörden thaten keinen Einſpruch, und auch das Publikum hätte vielleicht geſchwiegen; nur die Jugend zeigte hier ein empfindlicheres Gefühl, und hielt ihrerſeits ſchon den Maßſtab an, der ſpäter der herrſchende wurde; kaum war der Schauſpieler, der die Rolle Luther's ſpielte, hervorgetreten, ſo riefen die Studenten: „Der Reformator von der Bühne!" und da ein großer Theil des Publikums einſtimmte, ſo wurde die angekündigte Scene aus der Weihe der Kraft förmlich ausgepocht. Die neue Anklage, welche hieraus gegen die Jugend hervorging, fand in dieſem beſondern Fall ihre angeſehenen Vertheidiger, und die Sache ging ungeahndet vorüber.

Bald nach dieſem großen Feſte, das mit Recht ein allgemeines heißen konnte, weil auch Katholiken frohen Herzens an ihm Theil nahmen, — wie denn ein proteſtantiſches Fräulein, dem an dieſem Tage zur Kirche zu gehen unerläßlich dünkte, an den Thüren der ſchon überfüllten proteſtantiſchen Kirchen abgewieſen, in der Verzweiflung zur katholiſchen flüchtete und in der faſt *leeren* einen guten Platz fand, und dort eine Rede voll

Anerkennung Luther's mit anhörte, — nach dieſem öffentlichen Feſte bot ſich uns ein häusliches, perſönliches dar, dem alle wärmſte Beeiferung gewidmet war. Stägemann's Geburtstag wurde gefeiert, und diesmal in außerordentlicher Weiſe. Seine edle, hoch- und ſchönſinnige Gattin Eliſabeth hatte den Kreis ſeiner näheren Freunde mit dem ſeiner zahlreichen Verehrer und Anhänger vermehrt, die liebenswürdige, gleich dem Vater dichteriſch begabte Tochter aber mit ihren Jugendgeſpielen ſinnreiche dramatiſche Spiele einſtudirt, die ſie durch Erfindung, Munterkeit und Gehalt weit über das Gewöhnliche erhoben. Den bedeutendſten Beitrag lieferte Friedrich Schulz, der ſelber auch die Hauptrolle, den Bürgermeiſter von Vierraden, in dem kleinen Stücke vortrefflich ſpielte, der ächte Gelegenheitsdichter that ſich auf das glänzendſte dar. Die höchſten Staatsbeamten und die Blüthe der Berliner Geſellſchaft waren zugegen, und da mit ſinniger Anſpielung alle neuſten Ereigniſſe und Verhältniſſe des Staats in den mitunter ſcharfen Scherz gezogen wurden, ſo lief gleichſam ein Ariſtophaniſcher Faden durch das Ganze, und deßhalb auch, und weil ſpäterhin dergleichen wohl nicht mehr gewagt worden wäre, darf dieſer Zug in der Vorführung jener Zeiteindrücke nicht fehlen. Der Staatskanzler ſelbſt war nicht ganz verſchont, doch der hätte gleich den anweſenden Beyme, Nicolovius, Savigny, Wolf, und Andern, die im Stücke theils genannt, theils angedeutet wurden, Scherz verſtanden und hingenommen.

Ernſthafter und umfangreicher war bald nachher ein Feſt, das die Geſellſchaft für deutſche Sprache Abends im Börſenſaale gab. Die namhafteſten Männer der Stadt, unter ihnen Stägemann, Nicolovius, Süvern,

Wolf, waren als Mitglieder oder als Gäste zugegen. Hier war faſt alles in altdeutſcher Tracht, und Jahn und ſeine Turnbrüder hatten das Uebergewicht. Die Lieder, welche geſungen wurden, die Trinkſprüche, die ihnen folgten, der laute und kräftige Jubel, welcher ſie begleitete, ſetzten die Haltung mancher ſteifen Herren auf harte Proben. Die ganze Verſammlung, in der wie geſagt die Turner ſich in der Mehrzahl ſahen, und daher mit größter Zuverſicht ihre Stichwörter auswarfen, eines rauſchenden Beifalls im Voraus gewiß, — hatte etwas Herausforderndes und Kriegeriſches, das den Sinn mächtig anſprach, aber freilich auch erſchrecken konnte. Schon waren wilde Aeußerungen genug vorgekommen, allein der beſonnene Ordner der Geſellſchaft, Dr. Karl Müller, wußte immer wieder das Feuer zu dämpfen, und leitete zuletzt durch eine längere, gediegene und wohlgeſprochene Rede die Aufgeregten zur Mäßigung zurück, worauf er ſein Amt niederlegte, und das Feſtmahl für geendigt erklärte. Doch die Geſellſchaft wollte darum noch nicht auseinandergehen, im Gegentheil, jetzt der bindenden Ordnung entledigt, nahm der Taumel erſt rechten Aufſchwung. Die Sitze wurden verlaſſen, Arm in Arm verſchlungen wandelten Gruppen ſingend auf und ab, in der großen Geſellſchaft bildeten ſich kleinere, jede hatte ihre Geſpräche und Geſundheiten für ſich; nirgends aber, das verdient bemerkt zu werden, war eine Spur von Trunkenheit. Da verſuchte Jahn nochmals mit gewaltiger Stimme durchzudringen, und brachte das Wohl derer aus, die auf der Wartburg ein ſo herrliches Beiſpiel gegeben; die Gläſer klangen und heller Jubel, aber gleich darauf erfolgte eine große Stille; man beſann ſich, bedachte die Umſtände, und viele ſelbſt der näheren Freunde

Jahn's tadelten ſeinen Uebermuth, denn ſie fühlten, daß aus dem Wartburgfeſt viel Unheil hervorgehen könne, ſahen ſich und ihre Sache nicht wenig bedroht, und glaubten, daß die Umſtände eher Klugheit als Trotz anrathen müßten. Jahn ſelbſt wollte das nicht in Abrede ſtellen, meinte aber, was für die Andern gelte, gelte noch nicht für ihn, und zu allem, was er ſchon zu verantworten habe, könne er auch das, was er eben geſagt, noch nehmen. Zuletzt, als der Saal ſchon leerer geworden, rief er die Uebriggebliebenen noch zuſammen, und hielt aus dem Stegreif eine Rede zu Ehren Luther's und der deutſchen Sprache, ſo kräftig, friſch, kurz und raſch, und ſo zweckmäßig und unverfänglich, daß alle Hörer entzückt, und auch die ſchüchternen befriedigt waren, denn das ganze Feſt empfing dadurch einen ſo harmloſen als glänzenden Schluß, zu dem ſich jedermann bekennen durfte.

Dies war der letzte Eindruck öffentlichen Lebens, den ich von Berlin mitnahm. Denn meine Angelegenheiten bei dem Fürſten von Hardenberg kamen nun bald zur Entſcheidung, weder ganz nach meinen Wünſchen noch ganz wider ſie, aber ſo ziemlich nach meiner Erwartung, denn da ich den Boden genugſam kannte, ſo mußte ich auch wohl ungefähr wiſſen, was er ungefähr bringen konnte. Der Staatskanzler beſchied mich zu neuem Wiederſehen am Rhein, denn er erklärte, den dorthin früher beabſichtigten Beſuch jetzt alſobald ausführen zu wollen. Ich war froh, nicht länger aufgehalten zu ſein, eilte bei Freunden und Bekannten, mich zu beurlauben, und trat die Rückreiſe nach Frankfurt am Main an.

Am 19. November in Weimar eingetroffen, wollte ich diesmal doch die Gelegenheit wahrnehmen, endlich Goethe'n kennen zu lernen. Ich hatte einige Briefe mit

ihm gewechſelt, aber ihn noch nie geſehen. Doch über dieſen Beſuch berichtete ich bald nachher einem Freunde durch einen Brief, den der Zufall wieder in meine Hände gebracht, und ich glaube den Gegenſtand auch hier am beſten darzulegen, indem ich jene Briefworte wiederhole, ſie waren an Stägemann gerichtet, und lauteten wie folgt: „Ein Gegenſtand fordert und nimmt ſich ſein Recht; indem ich dieſe Zeilen an Sie, verehrteſter Freund, beginne, drängt es ſich mir unwiderſtehlich auf, Ihnen vor allen andern Dingen zu ſagen, daß ich Goethe'n perſönlich kennen gelernt habe; zum erſtenmal in meinem Leben hab' ich ihn geſehen, kaum der Gefahr entwunden, ihn unbeſucht vorbeizureiſen, aber freilich auch nicht ahndend und vermuthend, welcherlei Gut mir dadurch unzugetheilt geblieben wäre! Ich kam Nachmittags gegen 4 Uhr in Weimar an, unmuthig, durchfroſtet, nach ſchlechten Nachtfahrten, auf verdorbenen Wegen, voll ungeduldiger Eile; in dieſer Stimmung beſchloß ich dennoch zuletzt mein Heil zu verſuchen, ließ mich melden und wurde zu 5 Uhr angenommen. Ein Gang von wenigen Schritten, aber in welcher Erregung legte ich dieſe zurück! Es war mir, als wenn alles, was ich bei dem Namen je gedacht und empfunden, ſich noch eiligſt auflöſen, und zu einer Perſönlichkeit verkörpern ſollte, die ſich ſogleich an der wirklichen, leibhaftig mir gegenüberſtehenden, zu prüfen haben würde. Aber welcher Empfang ſtand mir bevor! Ich mußte, als ich Goethe'n vor mir hatte, alles fahren laſſen, was die langjährige, tiefgenährte Bekanntſchaft mit dem Dichter mir einflößen gekonnt, um nur mit dem neubekannten, wirkſamen Menſchen beſchäftigt zu ſein, der mild, freundlich, treuherzig, anmuthig, geiſtvoll, kraftreich, mir das Bild eines ganzen Menſchen — wenn

dieſer geringe Ausdruck der hohen Bedeutung fähig iſt, — in vollſtändig ausgebreiteter großartiger, ſchöner Lebensentwickelung vergegenwärtigte. Das ſeltene Glück — hier wohl unverdient, doch nicht unwürdig empfangen — einer ſo milden und biedern Aufnahme, als ſei ich ein alter Freund, der längſt erwartet worden, mußte mich um ſo mehr überraſchen, als ich die ſcheue Zurückhaltung, die ihm ſo oft vorgeworfer worden, in den ſchriftlichen Berührungen, die ich mit ihm gehabt, nicht ganz hatte läugnen können. Nach der erſten Begrüßung, wobei er mir die Hand reichte, ſprachen wir gleich ſehr vertraut, und bald nachher hielt er inne, reichte mir wieder ſeine Hand hin, und rief mit Innigkeit: „Sie müſſen mir nochmal die Hand geben!“ — Vergebens würde ich Ihnen den Gang, den Inhalt, oder auch nur die Art des alsbald lebhaften Geſprächs zu ſchildern ſuchen, es war wie ein Stück Leben, in tauſend Wellen fließend, ein Gefühl im Ganzen wirkend, ohne die einzelnen Bezüge geſondert feſthalten zu laſſen; jedes Wort eine Blüthe am Zweige des Baumes, aus der tiefen dunkeln Wurzel her, aber ſelber doch nur als luftigheitres Gebild des Augenblickes erſchloſſen. Wie jenen helleniſchen Fremden zu Athen, die nach mehreren mit Platon verlebten Tagen ihn erſuchten, ſie nun auch zu ſeinem berühmten Namensvetter, dem Philoſophen, zu führen, ſo ging es faſt mir, der ich in täuſchender Beſinnung leicht dieſen herrlichen Mann hätte bitten können, mir nun auch die Bekanntſchaft des ihm gleichnamigen Schriftſtellers zu verſchaffen. Ich blieb auf Goethe's wiederholtes Anmahnen den ganzen Abend bei ihm, bis Mitternacht ſogar; ſein Sohn und deſſen ihm kürzlich erſt vermählte Gattin waren die einzigen Mitgenoſſen eines Theils dieſer

Stunden. Schwer würde ich einige besondere Sprüche aus dem lebenreichen Ganzen aussondern! Die festesten, kräftigsten Aeußerungen, die feinsten, erfreulichsten Wendungen, voll Gestalt im Hervorkommen, zerflossen mir unter den Händen, wenn ich sie dem Gedächtnisse zum Behalten und Ueberliefern einprägen wollte. Wir sprachen über alles, Goethe mit ungewöhnlichem — so nannte er es selbst — vollen Zutrauen von Dingen, die er sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheit, über Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen; wie freut' ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unsres deutschesten Dichters Vaterlandstreue gesetzt! Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Aeußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl, so des Augenblicks wie der Jahrhunderte, beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen; und wir verlangen, er soll unsre Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen! — Goethe kein deutscher Patriot? ein ächter und wahrhafter, wie es jemals einen geben kann! In seiner Brust war alle Freiheit Germaniens früh versammelt, und wurde hier, zu unser Aller nie genug erkanntem Frommen, das Muster, das Beispiel, der Stamm unsrer Bildung. In dem Schatten dieses Baumes wandeln wir Alle. Fester und tiefer drangen nie Wurzeln in unsern vaterländischen Boden, mächtiger und emsiger sogen nie Adern an seinem markigen Innern. Unsre waffenfrohe Jugend, die höhere Gesinnung, die in ihr wirkte, stehen wahrlich bez[illegible]ver

zu dieſem Geiſte, als zu manchem andern, der dabei beſonders thätig geweſen ſein will. Iſt doch nicht alles Freiheit, was ſo ausſieht, was einen Augenblick ſo genannt wird; und manches franzöſiſche Wort iſt deutſcher, als das, welches man an die Stelle von jenem bringen will! — Das Leben in kleineren Städten, von größeren Mittelpunkten der neuern Zeit entfernt, hat für Goethe'n vielleicht manche Anſicht nicht ſogleich in volle Beleuchtung treten laſſen, manche Anſchauung dunkel gehalten: aber wie nimmt der weiſe Sinn den kleinſten Schimmer ächten Lichtes, das ihm dargeboten wird, ſicher auf, und vertheilt ihn mit Blitzesſchnelligkeit über das ganze Bild! — Uebrigens iſt Goethe alt, und gräde darin jung, daß er die Weſenheit des Alters mit gleicher Friſche und Wahrheit in ſich aufnimmt, wie er jung die Jugend in ſich aufnahm; es iſt eine Freude des Lebens, im Hintergrunde der Jahre ſolche Alte möglich zu ſehn, wie Schlabrendorf und Goethe ſind. Schön von Antlitz und Bildung, kräftig von Haltung und mit hoffnungsvoller Geſundheit ſteht letzterer noch mitten in des Lebens Thätigkeit, auf Nahes bedacht wie auf Fernes, aber die Zeit beiſammenhaltend, und nicht das größere Zurückgelegte verkennend. Im Ganzen giebt das Werk über ſein Leben — dieſe gehaltreichſten Denkwürdigkeiten, in welchen die tiefſinnige Kürze des alten Philoſophen mit der Homeriſchen Fülle des alten Dichters vereinigt iſt — den Standpunkt, auf welchem er ſich als Menſch jetzt befindet, ſeine Art und Weiſe des Daſeins, ziemlich vollſtändig und ungefälſcht zu erkennen. Mehrere Theile werden noch folgen; eine Art Erſatz für ſo vieles, das nicht geſchrieben zu haben er jetzt bedauert! — Dieſes Uebergewicht, das die erwartete Wirkung

des Dichters so ganz der Wirkung des Menschen unterordnete, und mich von dem ersteren zwar vieles, aber fast nur in Bezug auf den letzteren sehen ließ, wurde mir gleichsam zum Triumphbilde des Mannes, von dessen Anschauen ich die folgenden Tage mit einer sanften Gluth erfüllt blieb, wie nur die außerordentlichsten Begegnisse der innern Welt sie über die Seele verbreiten können, und für das ganze Leben, kann ich nun sagen, bin ich um ein großes Gut reicher!" —

In Karlsruhe begann ein neuer Abschnitt in meinen Verhältnissen und in meiner Thätigkeit. Der Staatskanzler kam an den Rhein, aber doch später als er gedacht; dort wurde ihm die berühmt gewordene Koblenzer Addresse überreicht, wobei durch das kühne Vortreten des Sprechers Görres und das freisinnige, gewandte Eingehen Hardenberg's eine parlamentarische Verhandlung entstand, die eine in ihrer Art einzige Merkwürdigkeit geblieben ist, und wichtige Folgen hatte, am wenigsten zwar die unmittelbar beabsichtigten, aber jedenfalls verhängnißvolle. Ich fand weder Beruf noch Anlaß, den Staatskanzler in Schloß Engers, wo er seine Wohnung genommen, aufzusuchen, aber besondre Verhältnisse riefen mich nach Stuttgart, wohin ich noch im Winter abreiste. Dem weitern Verlaufe persönlicher und öffentlicher Angelegenheiten wird ein neuer Abschnitt zu widmen sein.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.